



This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

- + *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.
- + *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.
- + *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.
- + *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at <http://books.google.com/>



Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

- + *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.
- + *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.
- + *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.
- + *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter <http://books.google.com> durchsuchen.

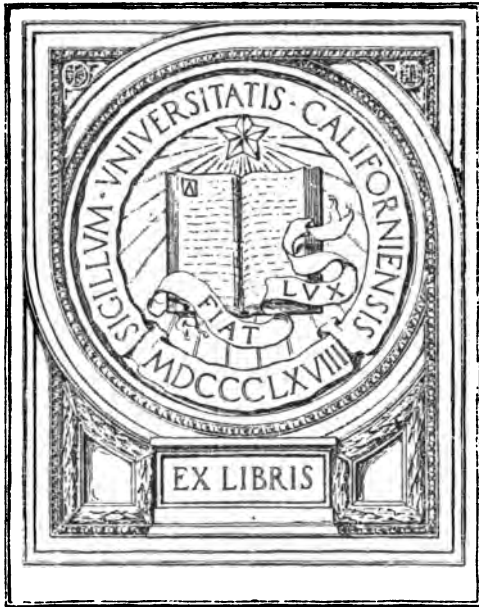
UC-NRLF



SB 84 834



Napoleon I.
kurz vor
seinem Tode



EX LIBRIS







Tofenmaske Napoleons.

Nach dem Original von Dr. Antommarchi. (Sammlung des Prinzen Victor Napoleon.)

UNIV. OF
CALIFORNIA

Napoleon I kurz vor seinem Tode.

Nach dem
Journal des Dr. F. Antommarchi.

Uebertragen
von
Oscar Marshall von Bieberstein.

Erster Teil



Leipzig 1903
Verlag von Heinrich Schmidt & Carl Günther.

TO YOU
ABSTRACT

IC212
A6
v.1

Einleitende Bemerkungen des Uebersetzers.

Inbezug auf die letzten anderthalb Jahre vom Leben Napoleon I sind wir fast ausschließlich auf die Mittheilungen eines jungen Arztes angewiesen, welchen der Cardinal Fesch aus Rom zur Pflege des kranken Kaisers nach St. Helena geschickt hatte: des Dr. F. Antommarchi.

Graf Montholon, der ja bis zum Tode Napoleons auf St. Helena verweilte und Memoiren hinterließ, ist auffallend einsilbig über des Kaisers Verhalten, dessen Tun und Treiben während dieser düstern Schlußepisode.

Antommarchi, ein wissenschaftlich hochgebildeter, vielfach empfohlener Florentiner Arzt, schien, da er ein geborener Corse war, schon aus diesem Grunde für den Posten, den er bereitwilligst annahm, der geeignete Mann zu sein.

Es hatte auch in der ersten Zeit allen Anschein als wäre Dr. Antommarchi auf St. Helena willkommen: die Aeußerungen, welche Napoleon, Ereignisse seines Lebens betreffend, ihm gegenüber machte, tragen ein durchaus vertrauliches Gepräge, die Mittheilung von historischen Dokumenten aus der Zeit der italienischen Kriege und des Krieges in Aegypten, unter anderen: Aufruf an die Armee, Korrespondenzen, Skizzen der einzelnen

Abschnitte dieser Feldzüge, welche dem Journal Antommarchi's einen unbestreitbaren Wert geben, würden für das Vertrauen Zeugniß ablegen, welches Napoleon anfänglich in seinen neuen Leibarzt setzte.

Die Beziehungen änderten sich, als Antommarchi, wenn er am Krankenbett verlangt wurde, nicht immer zu finden war, sondern sich in Jamestown amüßerte; sie verschlimmerten sich noch mehr, als in Longwood bekannt wurde, Antommarchi halte die Krankheit Napoleons für unbedeutend, und stelle die Behauptung auf, Napoleon simuliere.

Sieben Wochen vor Napoleons Tode, bemerkt Montholon, habe Antommarchi die Krankheit des Kaisers noch für einen Kunstgriff erklärt, durch welchen die englische Regierung bewogen werden sollte, den Kaiser nach Europa zu schaffen. Als Mitte März 1821 Napoleon über unerträgliche innere Schmerzen klagte — lächelte Antommarchi, als glaube er nicht an diese Schmerzen! Am 21. März aber fand er den Zustand so bedenklich, daß er zu energischen Mitteln griff. Napoleon war damit einverstanden, ein Brechmittel in Limonade zu nehmen. Da er nach Genuß des Getränkes von heftigen Schmerzen befallen wurde, so protestierte er gegen einen ferneren Gebrauch. Antommarchi aber ließ sich nicht abhalten, am anderen Tage heimlicher Weise in ein Glas Limonade, welches Napoleon sich von einem Diener reichen ließ, wiederum ein Brechmittel zu mischen. Napoleon, durch den Geruch aufmerksam geworden, forderte den Grafen Montholon auf, von dem Inhalte des Glases zu kosten: Montholon tat so und wurde nach zehn Minuten von unerträglichen Schmerzen befallen. Nun brach bei Napoleon, wie stets, wenn tiefere Empörung ihn übermannte, der Zorn in lodern den Flammen aus: Antommarchi wurde für einen „Mörder“ erklärt, es wurde ihm ein für allemal die Tür gewiesen.

So kam es, daß im Januar 1821 Antommarchi dem Sir Th. Reade vermeldete: er sei willens, am Schluß des

Monats den Dienst beim Kaiser aufzugeben. Sein Entschluß war vom Kaiser gebilligt worden und zwar in Worten, welche dessen Stimmung deutlich wiedergeben:

„Während der fünfzehn Monate, die Sie auf dieser Insel zugebracht haben, haben Sie seiner Majestät kein Vertrauen in Ihre moralischen Eigenschaften eingeflößt. Sie können daher von keinem Nutzen für den Kaiser während seiner Krankheit sein und es liegt keine Veranlassung vor, Ihren Aufenthalt hier zu verlängern.“

Die Grafen Bertrand und Montholon legten sich ins Mittel und so kam es, daß Antommarchi wieder in Gnaden zugelassen wurde; allein schon Ende März war es wieder so weit gekommen, daß Napoleon, wie Montholon erzählt, untersagte, den Namen des Arztes in seiner Gegenwart zu nennen. Am 9. April, das heißt also 26 Tage vor dem Tode Napoleons, stellte sich infolge dieser abermaligen Zerwürfniß Antommarchi bei Sir Hudson Lowe ein und bat um die Erlaubnis, nach Europa zurückkehren zu dürfen. Der Gouverneur aber erklärte, er müsse über den Fall nach England berichten und Antwort von dort abwarten.

Am 18. April, veranlaßt durch die Fürsprache seiner Umgebung und des ihn jetzt behandelnden englischen Arztes Dr. Arnott, gestattete Napoleon, daß Antommarchi nochmals Zutritt zum Krankenzimmer erhielt; wie wenig seine Stimmung sich geändert hatte, beweist der Umstand, daß, wenn Antommarchi ihm die Lippen zu nezen versuchte, er denselben zurückstieß und dem Grafen Montholon durch Zeichen verständlich machte, ihn von dem Lästigen zu befreien.

Von den hier angeführten Einzelheiten, die unmöglich in der Phantasie Montholon's entstanden sein können, steht in dem Journal Antommarchi's kein Wort; Antommarchi berichtet nach wie vor von der treuen Erfüllung seiner Berufspflicht und der Dankbarkeit des Patienten. An einem der Tage, an welchem nach Montholon Napoleon ausdrücklich verboten hatte, Antommarchi vorzulassen, verzeichnet dieser in seinem Journal: der Kaiser habe mit

Widerstreben einige der ihm verordneten Medicamente genommen und gesagt: „Sie können, Doktor, an meiner Gefügigkeit erkennen, wie dankbar ich Ihnen bin“. Fast täglich verzeichnet Antommarchi irgend eine vertrauliche Bemerkung des Kaisers — davon, daß er mit Schimpf und Schande entlassen werden sollte, daß er selber alles tat, was er nur konnte, um von St. Helena fortzukommen, vermeldet er nichts.

Es ist daher wiederholt zu betonen, daß das Interesse, welches Antommarchi's Journal bietet, fast ausschließlich auf die Mitteilung einzelner historischer Dokumente beschränkt ist. Da dieselben vielfach unvermittelt in die Gespräche eingefügt sind, so ist, wenn auch anderweitige Umstände in betracht gezogen werden, die Behauptung, Antommarchi hätte sich diese Dokumente unter der Hand verschafft, um sein „Journal“ druckfähig zu machen, nicht ohne weiteres von der Hand zu weisen.

Ein unbestreitbares Verdienst hat sich Antommarchi erworben durch die Herstellung der Totenmaske Napoleons.

Vorwort des Dr. F. Antommarchi.

Es war nicht meine Absicht, die Erinnerungen, welche ich von St. Helena heimgebracht habe, schon jetzt zu veröffentlichen (1825), allein es werden der Bücher über Napoleon immer mehr, immer mehr Irrtümer werden verbreitet: ist in dem einen der Bücher der Kaiser als ein reizbarer, colerischer, seine Umgebung grob behandelnder Mann hingestellt, so soll er nach dem anderen sich mit Selbstmordgedanken getragen, ja schon in Fontainebleau den Tod, den er erst in Longwood finden sollte, gesucht haben. Ich mag zu solchen Unwahrheiten nicht länger schweigen und erkläre hier in Kürze, daß ich in diesen Schilderungen, daß ich in diesen angeblichen Anschlägen gegen das eigene Leben den großen Mann nicht wieder zu erkennen vermag, zu dem ich so lange Zeit in naher Beziehung stand.

Gut, liebenswürdig, etwas heftig, aber gerecht hatte Napoleon Freude daran, die Dienste, die Ruhmestaten auch derjenigen zu preisen, welche ihm Schaden zugefügt hatten: er ließ sich weder in gehässigen Beschuldigungen gehen noch vom Schicksal Gewalt antun. Er kam gerne

auf die Ereignisse seines Lebens zu sprechen, auf Einzelheiten, auf anscheinend geringfügige Ereignisse: er erinnerte sich jeder Kleinigkeit. Er wollte, wie er mir wiederholt sagte, daß mir alles möglichst klar würde, was bestimmend auf ihn eingewirkt hätte, denn nur auf diese Weise würde ich in den Stand gesetzt sein, ein Urtheil über ihn zu gewinnen und es auszusprechen.

Der Kaiser war vielfach getränkt, ist in seinen zartesten Empfindungen verwundet worden: es stellten sich wohl schreckliche Zornesausbrüche ein, allein der Gedanke, gewaltsam mit seinem Leben ein Ende zu machen, kam ihm nie. Szenen, welche mit vieler Sorgfalt von den Bücherschreibern geschildert worden sind, mögen ja von großer dramatischer Wirkung auf die Leser sein, allein — sie haben doch nur in der Einbildung der Betreffenden gespielt.

F. Antommarchi.

I.

Die Berufung Antommarchi's zum Leibarzt Napoleons.

Seine Reise von Rom nach St. Helena.

Das Anerbieten Colonna's. — Die Polizei. — Brief des Kardinal Fesch. — Vier Personen sollen nach St. Helena geschickt werden. — Der Abbé Buonavita. — Der Abbé Signali. — O'Meara's Krankheitsbericht. — Guthaben berühmter römischer Ärzte. — Das Abschiedsbücher, auf dem es sehr vergnügt hergeht. — Kirchengesetz, aber kein einziger Brief! — Gräfin Surbilliers. — Das Cafés. — In London. — Lord Bathurst. — Zusammenkunft mit O'Meara. — Der Bericht Stotoe's. — Unterredung mit Bathurst. — Dessen Behauptungen über Napoleons Befinden. — Die Reise von Gravesend nach St. Helena. — An Bord der „Snipe“. — Ankunft in St. Helena. — Erste Begegnung mit Hudson Lowe. — Ein Protest Napoleons gegen den Fürstenvertrag vom 2. August 1815. — In Longwood. — Allerhand Fragen. — Die Anstellung. — Bei Napoleon. — Napoleons Erkundigungen nach den Seinigen.

Ich war bekannt mit dem Cavaliere Colonna, dem Kammerherrn der Mutter Napoleons, ich wußte, daß er ein treuergebener Mann war und setzte in seine Rechlichkeit ein unbedingtes Vertrauen, einen „schlechten“ Rat hatte ich von ihm sicherlich nicht zu befürchten.

Colonna machte mir den Vorschlag, nach St. Helena zu gehn: mein Entschluß war bald gefaßt. Ich ordnete meine persönlichen Angelegenheiten, traf Vorkehrungen, daß die Veröffentlichung der nachgelassenen Werke des berühmten Mascagni, welche ich übernommen hatte, nicht unterbrochen würde und war entschlossen, die weite Reise anzutreten.

Meine Gile fiel auf, ich wurde der Polizei verdächtig. Die Marquis, die Abbés, die Spizel, kurz alle „wohlgesinnten Leute“, hatten einen Schreck bekommen, man hätte glauben sollen, ich wäre der Mann, der Italien in Brand stecken könnte. Der eine empfahl mich der Ueberwachung der Minister, ein anderer stieß Drohungen wider mich aus: Denunziationen, anonyme Briefe nahmen kein Ende — was hatte ich eigentlich mit dieser feindseligen Bewegung zu schaffen? Ich war zu dem berühmten Gefangnen gerufen, ich schickte mich an, seine Verbannung zu teilen, mich seiner Gesellschaft zu erfreuen — was kümmerte mich eigentlich dieser summende Wespenschwarm?

Ich war damals Profektor am Hospital Sainte Marie Neuve in Florenz und gehörte der Universität Pisa an. Ich erbat Urlaub: wurde jedoch abschläglich beschieden; ich reichte meine Entlassung ein: mein Gesuch wurde abgelehnt. Ich wußte nicht, wie ich mir helfen sollte. Ich versuchte es mit Unterhandlungen, je dringlicher ich wurde, desto mehr Verdacht erregte ich; Napoleons Name genügte, um allseitige Bestürzung hervorzurufen. Ich galt für einen Agenten, für einen Mitverschworenen des Verbannten, ich erregte öffentlichen Unwillen! Mit einem Herrn in maßgebender Stelle geriet ich hart aneinander: ich mußte über seine Befürchtungen lächeln, er bemerkte es, wurde blaß vor Zorn und schrie: Sie sind noch herausfordernd oben-drein? — Ich lausche nur Ihren Worten. — Sie beleidigen mich. — Ich werde mich wohl hüten. — Ein Wort von mir, ein Zeichen . . . seien Sie dessen wohl eingedenk. — Ich weiß. — Ihre Umtriebe, Ihre Kniffe . . . — Haben lediglich mit der Anatomie zu tun. — Ihre Mitschuldigen . . . — Leichen. — Sie unterbrechen mich, mein Herr, ich dulde nicht, daß man mich unterbricht. Ihre Umtriebe, Ihre Kniffe, Ihre Mitverschworenen: Alles ist der Polizei wohl bekannt. Ich weiß alles!

In dieser Tonart ging die Unterhaltung weiter, ohne zu irgend einem Resultat zu führen.

Ich wandte mich nunmehr direkt an den Kardinal Feisch; die Antwort seiner Eminenz lautete:

Rom, 12. Dezember 1818.

„Mein Herr, da ich durch Lord Bathurst ersucht wurde, einen namhaften Chirurgen auszuwählen und ihn nach St. Helena zur Verfügung des Kaisers Napoleon zu schicken, fiel meine Wahl auf Sie, einmal auf Grund der ausgezeichneten Zeugnisse, die mir über Sie zugingen, sodann auf Grund der Versicherungen, welche man mir gab, daß Sie das lebhafteste Verlangen hätten, Ihre Kenntnisse, Ihre Bemühungen dem Wohle des Kaisers zu weihen. Sie werden also den beigegeführten Brief an Lord Burghersh, den englischen Gesandten in Florenz, abgeben, damit derselbe Ihnen die nötigen Pässe für Ihre Reise hierher und für Ihre Reise nach London über Deutschland aushändige. Hier würden Ihnen die für die Reise erforderlichen Geldmittel bewilligt werden: dem Kaiser bleibt es überlassen, Ihr Jahresgehalt zu bestimmen. Sie werden hier mit Ihren Reisegefährten zusammentreffen, welche sich mit Ihnen nach demselben Bestimmungsort verfügen.

Genehmigen Sie, mein Herr u. s. w.

J. Kardinal Feisch“.

Ich überreichte dem Gesandten in Florenz den Brief. Er enthielt zugleich die Originaldepesche des Lord Bathurst, durch welche seine Eminenz beauftragt war, vier Personen nach St. Helena abzuschicken. Nachdem Lord Burghersh den Brief gelesen hatte, bot er mir seine Dienste an unter dem Hinzufügen, er werde den Großherzog ungesäumt von den Entschlüssen seiner Regierung unterrichten.

Diese Mitteilung aber blieb ohne allen Einfluß auf das unwürdige Verhalten, dem ich nach wie vor ausgesetzt war: ich mußte befürchten, jeden Augenblick verhaftet zu werden; ich hatte erfahren, daß es sich bei einer Ministerberatung um mich gehandelt und daß man meine Inhaftnahme beschlossen hatte; zu guter Stunde mischte sich Lord

Burghersh in die Sache und erlangte einen Aufschub: die toskanische Regierung wandte sich mit einer Anfrage nach Wien, deren Beantwortung dahin ging, daß ich doch von aller Schuld frei wäre.

Nun erfolgte die Bewilligung meines Abschiedsge- suches, mein Paß wurde mir ausgehändigt; ich reiste so- gleich ab und traf am 7. Januar in Rom ein. Ich wurde der Madame Mère, dem Kardinal und sämtlichen in Rom anwesenden Gliedern der kaiserlichen Familie, welche sich der Zeit in Rom befanden, vorgestellt. Ich hatte mir vorgenommen, mich in Rom nur so lange aufzuhalten als nötig war, um mich mit den notwendigsten Instruktionen zu versehen. Aber der Kardinal war von kirchlichen An- gelegenheiten so sehr in Anspruch genommen, er wollte sich auch vergewissern, daß der neben mir für St. Helena bestimmte Priester inbezug auf sein apostolisches Bekenntnis durch- aus zuverlässig wäre. Der Abbé Parigi, um den es sich zunächst gehandelt hatte, war ein lebenswürdiger, litera- risch gebildeter Mann, von feinem, gesellschaftlichem Schlift, wie er sich für den Kaiser Napoleon gerade geeignet hätte. Die Wahl des Kardinals aber stieß bei dem Papst, bei dem Erzbischof, bei allen, die in Rom Einfluß hatten, auf gewisse Bedenken, sodaß eine andere Wahl ins Auge ge- faßt werden mußte, diese aber war so leicht nicht: ein Apostel muß ja eine Menge hervorragender Eigenschaften besitzen! Der Kardinal sagte sich: ein Missionar, der in der Theologie und Medizin gehörig Bescheid wisse und es verstünde, die milden Völker der Südsee zu katechisieren und bei Krankheitsfällen in Behandlung zu nehmen, wäre der rechte Mann für St. Helena. So fiel denn die er- neuter Wahl auf den Abbé Buonavita, welcher nach zwanzigjährigem Aufenthalt in Mexiko unlängst von dort zurückgekehrt war. Buonavita war Almosenier der Mad. Mère auf der Insel Elba gewesen und später Kaplan bei der Fürstin Borghese geworden; er war ein eifriger Priester, aber körperlich sehr mitgenommen, von der Sicht

befallen und daher eigentlich völlig ungeeignet für die ihm zuge dachte Mission. Zudem hatte er infolge eines Schlaganfalles kürzlich mit einer Zungenlähmung zu tun gehabt. Buonavita nahm trotzdem keinen Anstand — da es sich um den Kaiser Napoleon handelte — die angebotene Stellung anzunehmen. Da er Mitglied der Propaganda war, durfte er allein nicht fort: die Missionare, welche den Aequator passieren, müssen stets zu zweien auftreten; so wurde denn ein junger Abbé Namens Signali als Buonavita's Begleiter ausersehen. Die Prinzess Pauline stellte ihren Koch, Mad. Mère einen ihrer Kammerdiener zur Verfügung — damit war die Reisegesellschaft vollzählig. Es blieb nur zu entscheiden noch übrig, ob man über Land oder gleich auf ein Schiff gehen sollte. Der Kaiser war wie man wußte, leidend, litt Mangel an Medikamenten: trotzdem wurde beschlossen, daß wir über Deutschland und zwar in kleinen Tagereisen uns in Bewegung setzen sollten, wie es für die „Rekonvaleszenz Buonavita's“ gut wäre.

Ich war bereits einen vollen Monat in Rom; mir ging die Geduld aus: seine Eminenz aber war noch immer nicht mit sich selbst im Reinen. Ich verwandte die müßigen Stunden um klassische Studien zu betreiben: hier war die Stelle, an der die Griechen, dort die, an welcher Scipio, weiterhin die, an welcher Servilius gefallen war: Nichts wie Verbrechen, wie Attentate — ich hatte keine Freude daran!

Endlich wurde mir der Bericht des Doktor O'Meara über die Krankheit des Kaisers zugestellt, den ich hier wörtlich wiedergebe:

„In den letzten Tagen des Monat September haben sich die Symptome, welche auf eine Störung in der Tätigkeit der Leber hinweisen, vermehrt. Napoleon ist vordem häufig katarrhalischen Anfällen, verbunden mit rheumatischen Schmerzen, ausgesetzt gewesen. Diese Anfälle haben sich

verschlimmert, Anschwellungen der unteren Extremitäten sind hinzugegetreten.

Das Zahnfleisch sieht schwammig, skorbutisch aus, schließlich haben sich auch Verdauungsbeschwerden gezeigt.

Am 1. Oktober 1817: Ein Gefühl von Schwere, verbunden mit Stichen in der Milzgegend; dazu Verdauungsstörungen und Hartleibigkeit.

Dies Uebelbefinden hat seitdem nicht nachgelassen, ja es hat langsam zugenommen. Die Schmerzen, anfänglich unbedeutend, haben sich der Art gesteigert, daß eine akute Leberentzündung zu befürchten ist. Die Verschlimmerung des Uebels war die Folge eines Katarrhs.

Drei Backzähne waren schadhast. Ich hielt es für ratsam, dieselben zu entfernen, weil ich der Ansicht war, sie stünden in Beziehung zu dem entzündeten Zustande der Rachenhaut. Ich entfernte allmählig einen nach dem andern.

Ich riet, um die skorbutischen Erscheinungen zu beseitigen, den Genuß von Gemüse und sauren Speisen, meine Verordnungen wurden befolgt, es stellte sich Besserung, dann wieder Verschlechterung, der schließlich wieder eine Besserung folgte, ein.

Abführungen und Frottierungen entfernten die Geschwulst an Beinen und Füßen; allein auch diese stellte sich nach einiger Zeit immer wieder ein, wenn auch weniger stark. Die Abführungen, die heißen Bäder, reichliche Schweißförderung haben die Schmerzen in der Milzgegend wohl gelindert, aber nicht beseitigt; ja, im Monat April und Mai traten dieselben wieder mit großer Heftigkeit auf, Verstopfungen wechselten ab mit Diarrhoe, gallige Substanzen und viel Schleim gingen ab. Der Appetit war fast völlig verschwunden, Blähungen stellten sich ein, verbunden mit Schmerzen in der Herzgrube. Das Gesicht bekam eine blasse Färbung, die Hornhaut der Augen wurde gelb; der Urin sehr dunkel. Allgemeines Mißbehagen, Kopfschmerzen, das Liegen auf der linken Seite wurde dem Kranken beschwerlich; es

stellte sich ein Gefühl von Hitze in der hinteren, rechtsseitigen Bauchgegend ein; von Zeit zu Zeit Galleerbrechen bei zunehmenden Schmerzen. Der Schlaf setzte fast ganz aus, die Schwäche nahm zu.

Neue Anschwellungen, wenn auch nicht so stark wie früher, zeigten sich an den Beinen. Kopfschmerzen, ein beängstigendes Gefühl; Druck in der Nähe der Herzgrube und des Zwerghelles; Fieberanfälle bei Eintritt der Nacht. Brennende Haut, Durst, Schmerzen im Herzen, fliegender Puls. Gegen Morgen bricht gewöhnlich Schweiß aus und tritt alsdann Beruhigung ein. Schweiß beseitigt das Fieber. In der rechten hinteren Bauchgegend zeigt sich eine Verhärtung oder Anschwellung, welche man durch Berührung mit dem Finger spürt. Die Zunge ist fast weiß; der Puls, der vor der Erkrankung 54 bis 60 Schläge in der Minute zeigte, ist beschleunigt bis auf 88. Schmerzen treten auf in der rechten Schultergegend. Zwei Abführungen hintereinander schafften Linderung, dieselbe hielt jedoch nicht vor. In den letzten Tagen des Monat Mai und den ersten des Juni schlug ich Quecksilber als Medikament vor, allein der Kranke wies dieses Mittel entschieden von der Hand; ich riet ihm auszureiten, jeden Tag mit einer Bürste die untere Bauchgegend zu frottieren, Unterzeug von Flanell zu tragen, heiße Bäder zu nehmen, Zerstreuungen aufzusuchen, bei schlechtem Wetter zu Hause zu bleiben. Meine beiden Hauptratschläge, sich Bewegung zu machen und für Zerstreuung zu sorgen, ließ er unbeachtet. Endlich, am 11. Juni, gelangten wir dahin, seinen Widerwillen gegen Quecksilberpräparate zu beseitigen. Er nahm einige Quecksilberpillen und fuhr damit fort bis zum 16.; gleichzeitig mit den Pillen, die er abends und morgens erhielt, verordnete ich Abführungen, um weitere Verstopfungen zu vermeiden; nach sechs Tagen verabfolgte ich statt des Merkur Calomel (*submuriās hydrargyri*), allein es stellten sich Herzbeklemmungen ein, Erbrechen und Kolik; ich setzte also bis zum 19. das Mittel aus; bei erneuerter

Anwendung traten dieselben Erscheinungen auf; ich kehrte also zu der Behandlung mit Merkur zurück, hörte aber auch damit am 27. auf.

Die Wohnräume in Longwood sind außerordentlich feucht und Napoleon hatte sich wieder einen schweren Katarrh zugezogen, verbunden mit heftigem Fieber. Schlaflosigkeit stellte sich von neuem ein und eine allgemeine Unruhe.

Zwei Jahre der Untätigkeit, ein mörderisches Klima, die schlecht ventilirten, niedrigen Wohnräume, die unerhörte Art der Behandlung, Absperrung, Einsamkeit — wahrlich es ist nicht zu verwundern, daß sich Unordnungen in den Funktionen der inneren Organe, namentlich der Leber, einstellten! Wundern aber muß man sich, daß das Uebel keine schnelleren Fortschritte machte! Der Grund hierzu liegt in der Seelenstärke des Patienten und seiner kräftigen Konstitution, die nicht geschwächt war durch Ausschweifungen.

Longwood, den 9. Juli 1818.

gez. Barry G. O'Meara“.

Der Kardinal und Madame Mère wünschten, daß dieser Bericht O'Meara's den geschicktesten Aerzten Roms zur Begutachtung vorgelegt würde. Es fand denn auch eine Konferenz dieser Herren statt, der ich und die beiden Missionare als Zuhörer beiwohnen durften. Einige Tage später wurde mir das Resultat der Beratung schriftlich behändigt. Es hatte, wenn ich so sagen darf, für mich Gesetzeskraft: von dem Guthaben der Herren abzuweichen war mir nicht gestattet. Es hatte folgenden Wortlaut:

„Wir die Unterzeichneten, versammelt, um über den Zustand Sr. Majestät des Kaisers in Beratung zu treten, haben, nachdem wir Kenntniß von dem Krankheitsbericht des Dr. O'Meara genommen, uns über folgende Punkte geeinigt:

1. Die Krankheit des erhabenen Patienten besteht in einer Affektion der Leber und in einer storbutischen Distrasie.

2. Als Mittel gegen die erstere der beiden Krankheitserscheinungen ist der Genuß von frischem Gemüse, von nur wenig säuerlichen Früchten zu empfehlen, dazu eine leicht verdauliche animalische Kost, geeignet einen erweichenden Speisefast zu erzielen: Bewegung in freier Luft, zu Fuß, zu Pferde oder zu Wagen, gut ventilirte Wohnräume, die den trocknen und heilsamen Winden zugänglich sind, Medicamente, welche beruhigend aber nicht aufregend wirken. — Das wären Mittel, von denen man Erfolg erwarten könnte. Ein Extract von Schierling (*cicuta*), kohlen-saures Kali und ein Mineralwasser, ähnlich dem von Tettuccio in Toskana, ist zu empfehlen.

3. Sollten diese Medicamente keine Wirkung auf die Unterleibsorgane haben, so könnte man ihnen zwei oder dreimal wöchentlich einige Pillen hinzufügen, bestehend aus Seife, Rhabarbar, schwefelsaurem Salz, durchknetet mit einem Extract von Tarraxacum.

4. Um die storbutische Distrasie zu heben, sind außerdem drei bekannte Hauptmittel, gereinigte Dekotte der anti-storbutischen Pflanzen: der *fumaria*, der *becca bunga*, des *nasturcio aquatico*, namentlich der *cochlearia* zu verwenden. Man kann auch, um dem Zahnfleisch die nötige Widerstandskraft wiederzugeben, Gebrauch von einer Zahnpasta machen, welche hergestellt ist aus pulverisirten anti-storbutischen Pflanzen, getränkt mit ein wenig Rosenwasser.

5. Dem Apetitmangel, den Blähungen könnte man mit Pferde- oder Esel-Milch, die man mit dem Saft bitterer, nicht aromatischer Pflanzen, namentlich den verschiedenen Cichorienarten, mischt, zu begegnen suchen.

6. Während der wärmsten Jahreszeit könnte man, wenn das storbutische Leiden es zuläßt, und die Leberbeschwerden zunehmen, mit Vorsicht kalte oder ein wenig angewärmte Bäder, ebenso wie Douchen auf die rechte, hintere Bauchseite anwenden.

Diese unsere Ratschläge müssen den besonderen Umständen angepaßt werden, unter denen das Leben des hohen Patienten verläuft und dem Befinden im Augenblick der ärztlichen Visite.

Rom, 1. Februar 1819.

gez.: Mucchielle, Leibarzt,
Bomba, Lupi, Morichini und Sisco,
Professoren an der Universität.

Diese Beratungen dieses Hinundher hatte viel Zeit in Anspruch genommen. Es war schon Ende Februar und immer noch von der Abreise keine Rede; ich drängte und bat so viel ich konnte: seine Eminenz hatte immer noch etwas im Auge, was der Erledigung harrete. Endlich, endlich waren wir so weit, allein erst mußte noch ein großes Diner stattfinden: Madame Mère, Pauline, Louis wohnten demselben bei; es ging sehr vergnügt her und man wünschte uns glückliche Reise.

Wir hatten eine Menge von Ausschmückungsgegenständen für die Kapelle des Kaisers auf St. Helena, aber keinen einzigen Brief! Der Cardinal war stets so sehr von kirchlichen Geschäften in Anspruch genommen, daß er nicht einmal ein Paar Zeilen hatte aufsetzen können, um uns bei dem General Bertrand, dem Oberhofmarschall, in Longwood einzuführen; er versprach uns allerdings nach London die nötigen Brieffschaften nachzuschicken.

Endlich, am 25. morgens, saßen wir im Wagen und hatten Rom im Rücken, aber da unsre Pferde nichts taugten, kamen wir nur langsam vorwärts; es vergingen 12 Tage ehe wir nach Bologna kamen. Die Herzogin von Parma*) war einen Tag vor uns dort eingetroffen; sie war auf der Reise nach Florenz, man hatte die Pferde ihres Wagens ausgespannt, Menschen waren an die Stelle

*) Anmerkung des Uebersetzers. Es handelte sich um Marie Louise; der kleine Napoleon war in Schönbrunn.

der Pferde getreten: so hatte sie, von einer jubelnden Volksmenge umringt, ihren Einzug gehalten. Wir reisten weiter über Modena und Parma; in Parma wurde uns eine Haarlocke des kleinen Napoleon für Longwood übergeben. Wir passierten Turin, den Mont Genis, Genf, einen Teil der Schweiz und langten am 1. April in Frankfurt a. M. an.

Die Gräfin Survilliers*), welche aufzusuchen man mir empfohlen hatte, empfing mich mit vielem Wohlwollen, und bestürmte mich mit Fragen über das Befinden der Mad. Mère; sie war so gütig, mir ihre beiden Töchter vorzustellen, ausgezeichnet durch Schönheit und Bescheidenheit; sie frug mich besonders aus über den ältesten Sohn des Fürsten von Canino; ich konnte mir dieses lebhaftes Interesse nicht erklären, denn damals wußte ich von der später erfolgenden Verheiratung nichts.

Am andern Tage verfügte ich mich nach Offenbach, wo Graf Las Cases wohnte. Der Abbé Buonavita hatte ihm einen Brief vom Kardinal zu übergeben und ich wollte ihm meine Dienste anbieten, falls er Aufträge für St. Helena hätte. Leider war Las Cases sehr leidend, er konnte kaum sprechen, er forderte mich auf, ihm gegen seinen Zustand irgend ein Mittel zu verordnen, er sprach von St. Helena und es wurde spät ehe ich nach Frankfurt zurückkehrte**).

*) Anmerkung des Uebersetzers. Es ist die Gemahlin Josephs, welche diesen Namen angenommen hatte. Joseph selbst war in America; die älteste Tochter, Zenaide Charlotte Julie, die eine frappante Aehnlichkeit mit Napoleon hatte, wurde die Gemahlin von Lucians ältestem Sohne, also ihrem Better Charles Lucian Jules, Fürsten von Canino und Monignano.

**) Anmerkung des Uebersetzers. Am 16. November 1817 war Las Cases in Europa zurück. Er verfügte sich zunächst von England, das zu betreten ihm untersagt war, unter mancherlei Fährlichkeiten — er galt ja für eine höchst verdächtige Person, für einen Boten des Aufbruchs, entsandt von Dem, vor dem die Fürsten Europas noch immer

Am anderen Tage wollten wir weiter; ich verfügte mich nochmals zur Gräfin Survilliers. Sie hatte mich noch nach so vielem zu fragen, wünschte auch die anatomischen Tafeln Mascagni's, von denen ich ein Exemplar bei mir hatte, zu sehen; sie fand großen Gefallen daran und sagte mir viel Schmeichelhaftes. Sie trug mir Grüße an den Kaiser auf, und übergab dem Abbé Buonavita verschiedene Kleinigkeiten als Geschenke für Napoleon und die Gräfin Bertrand.

Ueber Antwerpen erreichten wir Ostende, wo wir uns nach Dover einschifften; von Dover gingen wir nach London, wo wir am 19. eintrafen.

Am darauf folgenden Tage stellten wir uns im Ministerium des Aeußeren ein; wir wollten dem Lord Bathurst den Brief überreichen, in welchem der Kardinal Fesch ihm die Abreise unserer kleinen Kolonie nach St. Helena vermeldete. Der edle Lord hatte nicht die Güte uns vorzulassen, sondern schickte seinen Sekretär, welcher einige Fragen an uns richtete über unsere Abreise, unsere Ankunft und die Ereignisse der Reise. Er versprach, das Schriftstück dem Lord Bathurst vorlegen und uns bald mit einer Antwort versehen zu wollen.

Einige Tage später erhielt auch in der Tat der Abbé Buonavita ein Schreiben, in welchem wir aufgefordert wurden, uns für die Reise bereit zu halten. Es wurde auch darin mitgeteilt, daß wir, da es an direkten

zitterten — über Ostende, Brüssel, Köln nach Frankfurt a. M. Von dort setzte Las Cases Himmel und Erde in Bewegung, um seinem unglücklichen Herrn auf St. Helena eine bessere Behandlung zu erwirken. (Man vergleiche die Mitteilungen im „Anhang“.) Damals, im Jahre 1818, tagte in Aachen der Fürstentkongreß. Alexander gab die Parole aus: „man muß nicht alles glauben, was der da (Las Cases) erzählt“ und so scheiterten alle Bemühungen Las Cases. Erneute Chicanen vertrieben den totkranken, und doch so gefährlichen Mann auch von Frankfurt a. M. — er war damals zunächst für einige Zeit nach Offenbach übergesiedelt.

Verbindungen mit St. Helena fehle, nach dem Kap der guten Hoffnung geschafft werden sollten: Vignali aber müsse, da ein Priester für den General Bonaparte genüge, zurückbleiben: der Kardinal hätte die bewilligte Anzahl von Personen (vier) nicht übersteigen dürfen. Glücklicherweise gelang es dem Abbé Buonavita, Lord Bathurst umzustimmen: Buonavita machte auf sein hohes Alter, seine Gebrechlichkeit und die Befehle des heiligen Vaters aufmerksam, daß kein Missionar ohne einen Gefährten zur Seite zu haben, ein nicht katholisches Land betreten dürfe. Lord Bathurst bewilligte schließlich dem Abbé, was er dem Kardinal verweigert hatte.

Für uns handelte es sich nun vor allen darum, weiter zu kommen; allein die Winde waren stets konträr, es gab keine Gelegenheit für St. Helena und die nach dem Kap bestimmten Schiffe waren alle in See gegangen. Wir mußten uns also in Geduld fassen, obwohl wir recht gut wußten, daß es an Segelgelegenheiten für jene Gegenden durchaus nicht fehlte, aber das Ministerium wußte nichts davon.

Ich hörte von der Ankunft des Doktor O'Meara in London und beeilte mich, bei ihm Genaueres über die Lage und das Befinden des Kaisers zu erfahren. O'Meara sagte, daß der Zustand Napoleons sich von Tag zu Tag verschlechtere, daß Entzündungen der Leber auf St. Helena endemisch wären, daß all' seine Sorgfalt, die am meisten empfohlenen Mittel, die Entwicklung der Krankheit nicht hätten aufhalten können; er hielt die Wiedergenesung für unmöglich, es sei denn Napoleon würde den gefährlichen Einflüssen des Klimas entrückt. O'Meara fügte hinzu, er habe dem Kaiser bei seiner Abreise empfohlen den Doktor Stokoe, Arzt an Bord des „Conquérant“ rufen zu lassen. Stokoe aber habe schon nach wenigen Visiten bemerkt, daß dieselben dem Gouverneur unangenehm wären. O'Meara legte mir die Berichte Stokoe's vor; der eine, datiert Longwood den 17. Januar 1819, lautete:

1. „Ich habe heut morgen Napoleon einen Besuch gemacht; ich habe ihn in einem Zustande völliger Erschöpfung angetroffen. Er hatte sehr heftige Schmerzen in der rechten Seite in der Gegend der Leber. Die Schmerzen zogen sich hinauf zur Schulter. Mitten in der Nacht stellten sich heftige Kopfschmerzen, gefolgt von Schwindelanfällen, ein, welche eine viertel Stunde dauerten; er nahm später ein heißes Bad, welches eine starke Transpiration zur Folge hatte, wodurch dem Kranken Linderung wurde. Ich halte es, wenn ich den Blutandrang nach dem Kopfe bedenke, für durchaus notwendig, daß stets ein Arzt bei der Hand ist, um bei so gefährlichen Erscheinungen die nötige Hilfe zu leisten“.

2. „Longwood, den 18. Januar 1819. Trotz der Symptome chronischer Hepatitis (Leberentzündung), die sich zuerst vor etwa 16 Monaten einstellten und der Störungen welche sie hervorriefen, glaube ich nicht, daß unmittelbare Gefahr vorliegt. Die Krankheit wird allerdings alle Tage ernster und wird wahrscheinlich dem Leben Napoleons ein Ende setzen; aber, wie nachtheilig auch der Einfluß des Klimas und der Fortschritt der Krankheit sein mögen, ich glaube nicht, wie ich ausdrücklich wiederhole, daß eine augenblickliche Gefahr vorliegt. Am meisten beunruhigten die Symptome der vorletzten Nacht. Sollten sie sich erneuern, so könnte die Sache allerdings ernst werden, besonders wenn es an Hilfe fehlt.“

3. Longwood, den 19. Januar 1819. Der Graf Bertand frug mich nach den Gründen meines heute etwas verspäteten Eintreffens. Ich antworte ihm, daß, da der Admiral nicht in offizieller Weise von Longwood aus benachrichtigt worden wäre, ich die Erlaubnis mich einzustellen erst spät erhalten hätte. Ich fand den Kranken im Fieber, die Hitze der Haut war bedeutend, die Kopfschmerzen waren stärker, der Kranke hatte seit 24 Stunden keinen Stuhlgang gehabt. Ich befürchtete einen Anfall ähnlich dem, welchen er in der Nacht vom Sonnabend auf Sonntag gehabt

hatte und verordnete einen leichten Aderlaß, sowie ein starkes Abführungsmittel. Napoleon widersetzte sich meinen Anordnungen und zog ein Klystier vor. Gegen 3 Uhr morgens ließ mich Graf Bertrand rufen und bat mich, ihn zu Napoleon zu begleiten. Die Krankheitsercheinungen waren dieselben, nur waren die Kopfschmerzen stärker. Ich bestand jetzt energisch auf einem Aderlaß. Napoleon gab endlich seine Einwilligung und verspürte fast augenblicklich Erleichterung; auch nahm er eine starke Dosis von Cheltenham-Salz. Ich hatte Gelegenheit, die Lebergegend genauer zu untersuchen als bisher; ich bin jetzt überzeugt, daß dieses Organ bedenklich affiziert ist. Ich habe daher die Behandlung mit Mercur und anderen Mitteln, welche besser für die Konstitution des Kranken passen, angeordnet“.

4. „St. Helena, den 20. Januar 1819. Ich habe allen Grund anzunehmen, daß meine Besuche in Longwood zu Ende gehen werden, entweder auf direkten Befehl meiner Vorgesetzten oder weil man mir meine Dienstleistungen so unangenehm machen wird, daß ich vorziehen muß, sie aufzugeben; auf alle Fälle bitte ich darum, daß Napoleon sich den Gebrauch der Medikamente, welche ich verordnet habe, unterzieht. Diese allein können die Gefahren vermeiden, welche ihm drohen. Die Hepatitis ist eine gefährliche Krankheit, namentlich aber in dem Klima von St. Helena. Die Leberverstopfung, die Unordnung in den Verdauungsorganen werden Blutwallungen nach dem Kopfe zur Folge haben. Sollte es mir also versagt sein, meine Hilfsleistungen fortzusetzen, so bitte ich den Grafen Bertrand, den Doktor Berling nach Longwood zu berufen“.

5. „Longwood, den 21. Januar 1819. Ein und eine halbe Stunde nach meiner Ankunft in Longwood habe ich Napoleon gesehen; das Fieber war nicht mehr so heftig, die Schmerzen in der rechten Seite aber hatten zugenommen, das Abführungsmittel hatte starke Entleerungen, begleitet von heftigen Leibschmerzen, zur Folge gehabt. Der Patient hatte schlecht geschlafen, ich habe ihm ein heißes

Bad verordnet, welches er sofort genommen hat. Als ich mich entfernte, habe ich die Notwendigkeit einer Behandlung mit Arznei-Mitteln noch besonders betont. Ich habe ihm auch gesagt, daß ich schon einige Medikamente zurecht gemacht hätte und daß ich ihm andre mit den nötigen Verordnungen zuschicken würde, da ich meine Visiten nicht weiter fortsetzen könnte. Er antwortete mir, er würde keine Medizin nehmen, die ihm nicht von seinem Arzt verordnet wäre". —

Nach Durchsicht dieser Berichte war mein Entschluß gesagt. Auf Bureau-Besprechungen wollte ich mich nicht mehr einlassen, sondern direkt an der Quelle schöpfen; so kam es denn auch schließlich zu einer Unterredung mit Lord Bathurst. Ich erinnerte ihn an die Versprechungen, welche man uns gemacht hatte: an die Ratschläge, die uns erteilt worden waren: die Schiffe lägen zur Abfahrt bereit, die Gelegenheiten, welche man hätte abwarten wollen, böten sich, allein es träten immer wieder Verzögerungen ein. Wir würden zu unberechneten Ausgaben genötigt und Napoleon wäre allem möglichen Preis gegeben.

„Sie glauben also, er wäre krank?“ frug Mylord.

„Die Berichte sprechen sich übereinstimmend dahin aus: Stokoe und O'Meara . . .“

„Stokoe und O'Meara . . .“, wiederholte er, „was hält man in Rom von der Krankheit?“

„Man ist voller Befürchtungen.“

„Man befürchtet den Einfluß des Klimas, nicht wahr?“

„Gewiß“.

„Die Entbehrungen, die schlechte Behandlung wird betont, nicht wahr?“

„Ja, man rechnet mit den Folgen der harten Gefangenschaft“.

„In der That! Nun beruhigen Sie sich nur, Herr; beruhigen Sie die Familie; ich habe soeben die bestimmte Nachricht erhalten, daß sein Befinden ein vortreffliches ist“.

Er sprach die letzten Worte so bestimmt und nachdrücklich aus, daß man wirklich glauben mußte, er wäre von der Wahrheit derselben überzeugt; dieselben blieben denn auch nicht ohne Eindruck auf mich. Lord Bathurst aber fuhr fort:

„Er (Napoleon) lamentiert laut, er beklagt sich, aber es fehlt ihm an nichts auf St. Helena; er wird von der Regierung mit allem reichlich versorgt. Er kostet uns ein schweres Geld. Beruhigen Sie sich also; Sie werden bald selber sehen, daß das wahr ist, was ich Ihnen sage“.

Je mehr ich darüber nachdachte, desto mehr aber schwand mein Vertrauen in die Worte Mylords. Ich beschloß die Zeit zu benützen, um mich mit Aerzten in Verbindung zu setzen, die Erfahrungen in tropischen Klimaten gemacht hatten. Meine Veröffentlichung der nachgelassenen Werke Mascagni's hatte mir einen Namen gemacht und so wurde mir das Anknüpfen von Beziehungen zu den berühmtesten Fachmännern London's leicht. Ein jeder ging mir mit Gefälligkeiten an die Hand; ich verfehlte nicht, ihnen alle Phasen der Krankheit des hohen Patienten, wie sie aus den Berichten zu meiner Kenntnis gelangt waren, zu unterbreiten. Das Guthaben der Herren lautete:

„Es haben uns die mündlichen und schriftlichen Berichte der Doktoren O'Meara und Stokoe vorgelegen; wir glauben aus denselben den Schluß ziehen zu dürfen, daß Napoleon an chronischer Hepatitis leidet; diese Krankheit ist fast stets die Folge akuter Hepatitis, namentlich wenn der Patient in einem andern Lande geboren, andre klimatische Verhältnisse als die der Tropen gewöhnt ist; zuweilen ist Hepatitis auch die Folge lokaler Verhältnisse, welche die Tätigkeit der Haut nachteilig beeinflussen. Die Erschlaffung der äußeren Gewebe der Leber, verbunden mit einer plötzlichen Stockung der Gehirn- und Muskel-tätigkeit, muß natürlicher Weise den Fortschritt der von der inneren Feuchtigkeit herrührenden Verstopfung der Leber fördern: daß eine dyscrasia scorbutica bereits besteht, erscheint

uns zweifelhaft. Die Schleimhäute der Mundhöhle leiden am ehesten von Unordnungen in den Eingeweiden, welche die Milchsäfte und Blutbereitung stören“.

Ueber das einzuschlagende Heilverfahren sind folgende Ratschläge beigegeben, indem zugleich auf eine gewisse Unsicherheit in der Diagnose hingewiesen wird, als eine Folge von mancherlei Fragen, welche die vorgelegten Berichte offen lassen: Mercurialmittel sind die einzigen, die eine volle Heilung ermöglichen, vorausgesetzt, daß noch keine organische Verletzungen vorliegen, und daß die Medikamente mit Vorsicht Verwendung finden. Andre Heilmittel daneben ganz auszuschließen, ist nicht nötig, wie z. B. örtliche Blutentziehung, Abführungsmittel, Zuggpflaster u. s. w. Da die Wirkung der Quecksilberpräparate darin besteht, daß sie die Leber veranlassen, ihre natürlichen Sekretionen zu vollziehen, so muß die zu verabfolgende Dosis einzig und allein diesen Zweck im Auge haben. —

Einer der talentvollsten Schüler des berühmten Dr. Curry, führte mich, um mir die Wirkung des Merkur zu zeigen in verschiedene Hospitäler, um dieselbe an Leberfranken und solchen, die an chronischen Durchfällen — eine Folge des tropischen Klimas — litten, zu beobachten.

Lord Bathurst blieb inzwischen dabei, uns Hoffnung auf eine baldige Abreise zu machen: es segelten fortwährend Schiffe theils nach dem Cap, theils nach St. Helena: der edle Lord war nie rechtzeitig hiervon unterrichtet worden!

Man sollte kaum denken, daß die anatomischen Tafeln Mascagni's, die ich ja bei mir hatte, um sie mit nach St. Helena zu nehmen, zu einer Verdächtigung meiner Person Veranlassung geben könnten. Ich erfuhr rechtzeitig davon, nahm die Tafeln und stellte mich bei Lord Bathurst ein, der sich alles auf das genaueste ansah, mir unzählige Fragen vorlegte, theils über mich selbst, theils über meine Arbeit. Nachdem die Unterhaltung etwa eine Stunde gewährt hatte, erhielt ich die Zusicherung, daß ich meine

Tafeln behalten solle und daß für meine baldige Abreise Sorge getragen werden würde.

So gelangte denn abermals die Aufforderung an uns, uns reisefertig zu halten: am 9. Juli sollten wir in See gehn. Wir hatten zuvor noch einige Schriftstücke zu unterzeichnen, darunter eins, in welchem wir uns verpflichteten, uns dem auf St. Helena bestehenden Reglement zu fügen — nie in meinem Leben habe ich meine Unterschrift mit größerer Bereitwilligkeit gegeben. Nach der ministeriellen Verfügung sollten wir uns in Deptford einschiffen, allein es stellte sich noch rechtzeitig heraus, daß es sich um Gravesend handelte. Dorthin verfügten wir uns. Das Schiff „Snipe“ war dessen würdig, der es für uns ausgesucht hatte: es war eine elende Brigg mit einer Ladung von Brettern, allerhand Hölzern und Mehl; sie war mit diesen Artikeln so vollgepfropft, daß zur Bewegung an Bord nur wenig Raum übrig war.

Das waren allerdings große Uebelstände für eine so weite Reise; außerdem schien es mir, als ob das Schiff inbezug auf seine Seetüchtigkeit viel zu wünschen übrig ließe. Als ich mich mit dem Kapitän bekannt machte, wunderte ich mich nicht wenig, daß man gerade ihn und sein Schiff für uns ausgesucht hatte. Als ich mich mit Mundvorrat versah, erklärte er dies für eine nutzlose Geldausgabe: es herrsche Ueberfluß an allem an Bord seines Schiffes und es würde uns auf der Ueberfahrt an nichts fehlen. Buonavita nahm Partei für den Kapitän, ich aber setzte meine Einkäufe fort, was mir, wie ich bald erfahren sollte, sehr zu statten kam. Wir hatten es mit einem habgierigen Manne zu tun, der aus allem klingenden Vorteil zu ziehen suchte. Zum Diner wurde uns ein Krug mit Bier, einiges gesalzenes Fleisch, irgend ein Geflügel vorgesetzt; das war gleichbedeutend mit einer strengen Diät.

Wir wurden zunächst von heftigen Stürmen heimgesucht. Der Kapitän erwiderte auf unsere Befürchtungen mit Berichten über seine früheren Fahrten; die uns auf

alles vorbereitet. Als wir aus dem Meerbusen von Biscaya heraus waren, beruhigte sich das Wetter und der Kapitän hatte Muße, uns allerhand weitere Geschichten von seinen Fahrten zwischen Alexandria und Djedda zu erzählen, auf denen er fromme Pilger hin und her zu befördern hatte: da der Koran für solche Pilger das Gebot des Fastens enthält, so habe er ausgiebigen Gebrauch von demselben gemacht und sich recht gut dabei gestanden. Ein jeder wäre bemüht gewesen, sich durch religiöse Enthaltbarkeit vor dem andern hervor zu tun. Der Abbé Buonavita, der ihm aufmerksam zugehört hatte, wollte hinter den arabischen Pilgern wahrscheinlich nicht zurückstehen, denn er war von da an mit allem zufrieden.

Unter günstigem Winde gelangten wir in Sicht von Mogador. Wir hatten kein frisches Fleisch, kein Gemüse mehr, ja das Trinkwasser ging zu Ende; ich litt entsetzlich von der Seekrankheit und konnte nichts essen, die anderen Passagiere aber litten unter dem herrschenden Mangel in hohem Grade: das konnte ich nicht mit ansehen; ich machte dem Kapitän lebhaftere Vorwürfe und forderte ihn energisch auf, an Land zu gehen und für Mundvorrat zu sorgen. Dagegen lehnte sich der Mann auf; da sich aber die ganze Bemannung der Brigg meinem Protest angeschlossen, und ich mich erbot, die Provisionen auf meine Kosten zu beschaffen, willigte er endlich ein. Ich verlangte ihn zu begleiten: dies lehnte er jedoch ab.

Wir befanden uns in ruhigem Wasser. Das Rollen des Schiffes hatte aufgehört, ich benutzte den Moment der Ruhe, um mir die Küste von Mogador genau anzusehen. Die Stadt, in einer baumlosen Ebne gelegen, gewährte einen trostlosen Anblick. Man sah nur weite Sandflächen, auf denen einige Dromedare nach spärlich aus dem Sande hervorragenden Kräutern suchten. Zuweilen kam eine ungeheure Wolke von Staub und Sand daher gezogen. Mitten in meinen Betrachtungen wurde ich gewahr, daß der Kapitän bereits zurückkehrte; er brachte nichts mit, er

schrie und benahm sich wie toll, ich frug ihn, welcher unglückliche Zufall Veranlassung wäre, daß er mit leeren Händen zurückkehrte. Er gab keine Antwort und eilte sogleich auf die Kommandobrücke. Erst als wir wieder auf hoher See waren, ließ er sich dahin vernehmen, daß Mogador ein entsetzlicher Ort wäre, er habe kein Brett von seinen Holzvorräten verkaufen können, da ihm gar keine Preise geboten wurden.

„Aber die Lebensmittel?“ rief ich.

„Lebensmittel?“ wiederholte er, „ich wollte meine Bretter verkaufen“.

„Ist das der Grund, weshalb Sie an Land gingen?“

„Welch anderen Grund sollte ich denn gehabt haben?“

„Da müssen wir ja Hungers sterben.“

„Wir sind bald am Kap Verde“.

„Aber wir haben weder Fleisch noch Biskuit“.

„Von Babelmandeb nach Djedda ist viel weiter, da hatten wir auch keines von beiden.“

In dieser unverschämten Weise setzte er die Unterhaltung noch eine Weile fort, und schloß endlich damit, daß er erklärte, es fehle nichts an Bord der „Snipe“; die Passagiere könnten sich mit dem begnügen, was ihm genüge.

„Sie sind Ihrer fünf, ich habe für Sie nur 200 Pfund Sterling erhalten, Sie haben kein Recht, große Anforderungen zu stellen. Sollte ich vielleicht ein und ein halbes Pfund Sterling Unterkosten bezahlen, um Ihrem ausschweifenden Appetit Befriedigung zu schaffen?“

Es war ein Trost, daß wir bei günstigem Winde jetzt ziemlich rasch vorwärts kamen. Wir näherten uns einer Insel; er glaubte, es wäre Goree, allein er merkte, daß er sich geirrt hatte und befürchtete nun, er befände sich in der Nähe einer von Wilden bewohnten Küste. Er beschloß eine Rekognoszierung; es wurden einige Waffen verteilt und die Expedition setzte sich in Bewegung. Da der

Abbé nicht müßig zuschauen wollte, so entsandte er Vignali, um so viel Eingeborene wie möglich zu taufen.

Leider fanden die Groberer und der Missionar niemanden vor, den sie hätten unterwerfen oder befehren können. Sie waren eben an Bord zurück, als eine bewaffnete Schaluppe auf uns zukam; sie war Eigentum der Steuerbehörde; da man nicht wußte, was wir eigentlich mit unserer kriegerischen Demonstration bezweckt hatten, so wurden wir nach allem möglichen ausgefragt. Das Ende vom Liede war ein liebenswürdiger Empfang bei den Zollbeamten; wir waren en famille: lauter Franzosen! Wir verlebten einige vergnügte Stunden am Lande, bewirtet von einem marseiller Kaufmann. Ich kam auf den Gedanken, ihm aus Dankbarkeit einige Schinken, die ich in London erstanden hatte, zu überreichen. Wie erstaunte ich aber, als ich an Bord der „Snipe“ dahinter kam, daß der Kapitän die Schinken verkauft und dafür Enten, einige Eber und einige Mutterschweine angeschafft hatte, welche sich munter an Deck tummelten und einen entsetzlichen Geruch verbreiteten. Klagen hätten wohl nichts genutzt, wir faßten uns also mit Geduld und waren bald in der Höhe von Kap Palmas. Als wir uns der Küste näherten, sahen wir eine Menge von Kanoes auf uns zusteuern. Wir erhielten dadurch die willkommene Gelegenheit, uns mit einigen notwendigen Provisionen zu versorgen. Der Kapitän hatte Rotwein und Geflügel angeschafft: diese Gegenstände aber waren nicht für uns bestimmt, sondern für den Markt von St. Helena; es war interessant den Manövern der kleinen Schiffe zuzusehen, die von den Eingeborenen vorwärts getrieben wurden, indem sie ihre Hände im Wasser bewegten. Zuweilen schlugen die Schiffe um, allein sie wurden von ihren Insassen, vortrefflichen Schwimmern, schnell wieder umgedreht und setzten ihren Kurs fort; es waren lauter kräftige wohlgestaltete Männer, die noch den besondern Vorzug hatten, daß sie uns mit allerhand Nötigem versorgten und daher die freundlichste Aufnahme fanden.

Einer von den Leuten fragte, wohin wir gingen.

„Nach St. Helena“.

Er wiederholte ganz erstaunt:

„Nach St. Helena! Ist es denn wahr, daß er dort ist?“

„Wer?“ frug unser Kapitän.

Der Afrikaner warf ihm einen verächtlichen Blick zu, näherte sich uns und wiederholte seine Frage; wir antworteten: er wäre dort. Der Mann sah einen nach dem andren von uns prüfend an, schüttelte den Kopf und meinte vor sich hin, es wäre unmöglich.

Dieser Wilde sprach englisch und französisch, er hatte uns neugierig gemacht und wir frugen ihn, ob er Napoleon gekannt habe.

„Es ist lange her“, gab er zur Antwort.

„Sie haben ihn gesehen?“

„In all seinem Ruhme: in Kairo, in der Wüste, auf dem Schlachtfelde“.

„Sie glauben nicht an sein Unglück?“

„Sein Arm ist stark, seine Worte sind süß wie Honig, ihm kann nichts widerstehn. Die gesamte Welt ist außer Stande, einen solchen Mann zu bändigen. Die Mamelucken, die Paschas verschwanden vor ihm wie nichts“.

„Wo haben Sie ihn denn kennen gelernt? Haben Sie denn gedient?“

„Ich habe in der 21. Halbbrigade gedient; ich war bei Bir-a-Bar, bei Samanhut, bei Cossair, bei Cophthos, überall wo diese tapfere Halbbrigade war. Was mag wohl aus dem General Belliard geworden sein?“

„Er lebt; er hat seinen Namen mit zahllosen Waffentaten illustriert. Also ihn haben Sie auch gekannt?“

„Es war ja der Kommandeur der 21., er durchstreifte die Wüste wie ein echter Araber, er ließ sich durch nichts aufhalten“.

„Dann erinnern Sie sich auch wohl des Generals Desaix?“

„Niemand, der an dem Feldzuge in Ober-Aegypten teil nahm, wird ihn je vergessen; er war tapfer, feurig, edelmütig, er liebte die Ruinen wie die Schlachten. Ich habe ihm lange Zeit gedient“.

„Als Soldat?“

„Nicht von Anfang an. Ich war ein Sklave und Eigentum eines Sohnes des Königs von Darfur. Ich wurde in Aegypten verkauft. Ich fiel später in die Hände eines Adjutanten des „Gerechten“*). Man kleidete mich nach europäischer Art und betraute mich mit einigen häuslichen Berrichtungen, denen ich mich zur Zufriedenheit unterzog. Der Sultan war zufrieden mit meinem Eifer und ich trat in seinen persönlichen Dienst. Als Soldat hätte ich den letzten Blutstropfen für ihn hingegeben — es ist unmöglich, daß Napoleon auf St. Helena ist“.

„Sein Unglück ist leider nur zu gewiß, Lässigkeit, feindselige Stimmungen, Verschwörungen . . .“

„O! Das verschwand in nichts sowie man ihn sah; ein Wort von ihm bezahlte uns für alle Strapazen. Unfre Wünsche waren erfüllt, wir fürchteten nichts mehr sowie wir ihn sahen“.

„Haben Sie unter ihm gedient?“

„Ich wurde bei Gophthos verwundet; man schaffte mich nach Unter-Aegypten. Ich war in Kairo als Mustaphar sich einstellte. Ich war bei Abutir — welcher Scharfblick, wie alles am Schnürchen ging: es ist unmöglich, daß Napoleon besiegt wurde, ich glaube nie und nimmer, daß er auf St. Helena ist!“

Wir bestanden nicht weiter darauf; für den Mann hatte ja seine Einbildung einen hohen Wert, warum sollten wir sie ihm nehmen? Wir beschenkten ihn mit Tabak, Schießpulver und einigen Kleidern, lauter Kleinigkeiten, die ihn aber sichtlich zufrieden stellten; er fuhr fort von

*) Es ist der Beiname, den die Aegypter dem General Desaix gegeben hatten.

„der 21.“, von seinen Generälen zu sprechen und erklärte es nochmals für ein Ding der Unmöglichkeit, daß Napoleon als Gefangener auf St. Helena weile. —

Günstige Winde entführten uns bald der Küste, wir passierten den Aequator unter den üblichen Festlichkeiten und gerieten dann in eine stille See, die Hitze war erdrückend, wir kamen kaum vorwärts; dazu lebten wir mitten unter Schweinen und Enten; es stellten sich allenthalben Krankheiten ein, der Abbé Buonavita war seinem Ende nah. Die Reise währte schon länger als man erwartet hatte; der Kapitän sah sich genötigt, einige von seinen Mutter Schweinen an die Mannschaft zu verteilen; die noch nicht geworfenen Ferkel aber behielt er sich für seinen Tisch vor. Ich hatte die Ehre, von ihm gelegentlich, als er mich als Arzt zu konsultieren genötigt war, zu einem solchen Gericht eingeladen zu werden; als ich es mit Stel von mir wies und mich entfernte, hörte ich, daß er hinter mir her schimpfte.

Am Morgen des 18. kamen wir in Sicht von St. Helena — welch schauerlicher Anblick! Und dort auf dem düstern Felsen war Er . . . dorthin hatten die rachedürstigen Fürsten Europas Ihn geschickt — —, damit er die Irrtümer seines Edelmutens bereue! Wir waren schnell zur Ausseifung bereit, allein zunächst mußte Hudson Lowe uns eine kleine Falle stellen. Er ließ sagen, wir könnten nicht sofort in den Hafen einlaufen, es solle am andern Tage bei Tagesanbruch geschehen. Ich ließ fragen, wie sich Napoleon befände.

„Gut, sehr gut“, erwiderten die Sendlinge des Gouverneurs, „er erfreut sich einer kräftigen Gesundheit. Es geht ihm besser als uns“.

Sie hatten sich eben entfernt als wir gewahr wurden, daß eine Anzahl kleiner Boote unser Schiff umschwärmte. Ich frug den Kapitän, was dies zu bedeuten hätte.

„Es sind Fischer“, antwortete er.

„Dann haben sie sicherlich Fische. Sagen Sie ihnen doch, sie möchten uns einige verkaufen“.

Er erhielt die Antwort, man hätte die Neze noch nicht ausgeworfen; allmählich entfernten sich die Boote wieder. Ich kam später dahinter, was es mit denselben auf sich gehabt hatte: der Gouverneur, Oberst Reade und Major Gorrequer glaubten, wir würden den Leuten heimlich Briefe zustecken.

Wir haben den Fischern des Sir Hudson nichts anvertraut. Trotzdem, oder grade deswegen vielleicht, wurden wir bei unserer Landung aufs Sorgfältigste durchsucht. Während man damit beschäftigt war, hatte Sir Hudson Zeit den Brief des Lord Bathurst, den wir mitbrachten, einzusehen. Seine Excellenz ließ uns vor sich führen, wir wurden mit großer Höflichkeit empfangen. Sir Hudson stellte uns allen denen vor, welche sich seines Vertrauens erfreuten; er war sehr zuvorkommend und schien sich für die geringste Einzelheit unserer Seereise zu interessieren; er sprach von Naccio, sagte, daß er eine zeitlang dort gewesen wäre, und daß er die Korsen liebe: sie wären edelmütig und tapfer, er wäre überzeugt, wir würden gut mit einander auskommen. Dem Doktor Berling, der soeben aus Longwood eintraf, wurde ich vorgestellt. Ich glaubte, er wäre der Nachfolger Stokoe's, ich erkundigte mich nach dem Befinden Napoleons.

„Napoleon . . .“

Er forschte, während er den Namen fragend wiederholte, in den Augen des Gouverneurs, was er wohl antworten sollte. Dieser aber zog ihn aus der Verlegenheit, indem er sich an mich mit den Worten wendete, daß Doktor Berling den General Bonaparte nicht zu sehen bekäme: Doktor Berling wäre der Arzt des General Montholon. Berling zog sich darauf etwas verlegen zurück. Sir Hudson begann sofort wieder, indem er die Hoffnung aussprach, daß wir mit guten Absichten kämen und daß es ihm viel Vergnügen machen würde, uns den

Aufenthalt auf St. Helena angenehm zu machen. Es wurde ein Imbiß aufgetragen. Die Herren Hudson, Reade und Gorrequer fuhren fort, sich über Korsika mit uns zu unterhalten; sie behaupteten, die Bewohner hätten von Natur aus mehr Mut, mehr Unerforschlichkeit als andre; sie hätten Verständniß für die Forderungen der Nothwendigkeit und fügten sich denselben bereitwillig. Die Herren kamen nebenbei auch auf St. Helena zu sprechen und meinten, das Klima wäre gut, die Luft gesund, die Temperatur keine zu hohe.

Sodann begann Sir Hudson über den „General Bonaparte“ zu sprechen und tadelte dessen Hochmut, dessen rauhe Formen und beschwerte sich besonders über einen der Proteste Napoleons, der allerdings in sehr heftigen Worten abgefaßt war. Er wurde verlesen:

„Herr General, ich habe den Vertrag vom 2. August 1815, abgeschlossen zwischen Ihren Majestäten dem Könige von England, dem Kaiser von Oesterreich, dem Kaiser von Rußland und dem Könige von Preußen erhalten; derselbe war Ihrem Brief vom 23. Juli beigegeschlossen.

Der Kaiser Napoleon protestiert gegen den Inhalt dieses Vertrages: der Kaiser ist nicht der Gefangne Englands. Nachdem er vor den Repräsentanten der Nation dem Throne Frankreichs entsagt hatte zu Gunsten der vom französischen Volke gutgeheißenen Verfassung und zu Gunsten seines Sohnes hat er sich freiwillig nach England versetzt, um dort als Privatmann zu leben in völliger Abgeschlossenheit, unter dem Schutze der englischen Gesetze.

Eine Verletzung der Gesetze kann nie Recht werden. Die Person des Kaisers befindet sich de facto in der Gewalt Englands; aber weder de facto noch von rechtswegen war oder ist er in der Gewalt Oesterreichs, Rußlands oder Preußens; der Vertrag vom 2. August, geschlossen, nachdem der Kaiser Napoleon bereits vierzehn Tage in England war, kann von keiner gesetzlichen Bedeutung sein; er

erweist nur die Koalition von vier großen Staaten Europas zur Unterdrückung eines einzelnen Menschen, eine Koalition, welche der öffentlichen Meinung aller Völker und den Prinzipien einer gesunden Moral zuwiderläuft. Die Kaiser von Rußland und Oesterreich und der König von Preußen waren nicht in der Lage, irgend etwas inbezug auf den Kaiser Napoleon zu bestimmen! Wenn der Kaiser Napoleon in der Gewalt des Kaisers von Oesterreich gewesen wäre, so hätte sich dieser Fürst der religiösen und natürlichen Beziehungen erinnert, welche zwischen Vater und Sohn bestehen, Beziehungen, welche ungestraft nicht verletzt werden. Er hätte sich daran erinnert, daß Napoleon ihm vier Mal seinen Thron zurückgegeben hat zu Leoben im Jahre 1797, zu Lünéville im Jahre 1801, als seine Armeen vor den Mauern Wiens standen, in Preßburg im Jahre 1806 und in Wien 1809 als die französischen Armeen im Besitz der Hauptstadt und im Besitz von drei Vierteln der Monarchie waren. Der Kaiser von Oesterreich hätte sich dessen erinnert, was er im Bivak in Mähren 1806 und bei der Zusammenkunft von Dresden 1812 gesagt hat. — Wäre die Person Napoleons in der Gewalt des Kaisers Alexander gewesen, so hätte sich dieser des Freundschaftsbundes erinnert, der in Tilsit geschlossen, in Erfurt erneuert, zwölf Jahre lang fortbestand. Er hätte sich des Verhaltens des Kaisers Napoleon nach der Schlacht von Austerlitz erinnert: damals hätte der Kaiser von Rußland leicht mit den Trümmern seiner Armee gefangen werden können! Der Kaiser Napoleon begnügte sich bei den Worten Alexanders und ließ ihn seinen Rückzug fortsetzen. Der Kaiser Alexander hätte sich der Gefahren erinnert, welchen sich der Kaiser Napoleon persönlich aussetzte, um den Brand von Mostau zu löschen und ihm seine Hauptstadt zu erhalten. Dieser Fürst hätte sicherlich die Rechte der Freundschaft und der Dankbarkeit gegen den Freund im Unglück nicht aus den Augen gelassen. — Hätte die Person des Kaisers Napoleon sich in der Gewalt des Königs von Preußen befunden,

dieser Souverain hätte es nicht vergessen, daß es vom Kaiser abhing nach Friedland einen andren Fürsten auf den preußischen Thron zu setzen. Der König von Preußen hätte vor dem entwaffneten Feinde die Beteuerung der Ergebenheit und freundschaftlichen Gesinnung, welche er zu Dresden im Jahre 1812 machte, nicht vergessen!

Auch sieht man aus den Paragraphen 2 und 5 des Vertrages, daß diese Fürsten, da sie auf das Schicksal und die Person des Kaisers Napoleon, der nicht in ihrer Gewalt ist, keinen Einfluß haben, sich auf das verlassen, was in dieser Beziehung seine britische Majestät, welche es übernimmt, allen Verpflichtungen zu genügen, tun wird. Diese Fürsten haben dem Kaiser Napoleon vorgeworfen, daß er den Schutz der englischen Gesetze, dem ihrigen vorgezogen hätte. Die irrigen Anschauungen, welche der Kaiser Napoleon von der Liberalität der englischen Gesetze und dem Einfluß eines großen, edelsinnigen und freien Volkes auf seine Regierung hatte, waren es, die ihn dahin bestimmt haben, den Schutz der Gesetze Englands dem Schutze seines Schwiegervaters oder dem seines alten Freundes vorzuziehen.

Es lag beim Kaiser Napoleon, das, was ihn persönlich betraf, durch ein diplomatisches Abkommen zu sichern: sei es, daß er sich an die Spitze der Loire-Armée stellte, sei es, daß er das Kommando der Armee der Gironde, welches General Clauzel inne hatte, übernahm. Da er jedoch sich nur noch mit dem Gedanken des Rücktritts trug, und den Schutz der Gesetze eines freien Volkes, sei es des englischen, sei es des amerikanischen, suchte, so schienen ihm alle Stipulationen unnütz. Er glaubte, das englische Volk werde durch seinen freien, vertrauensvollen Entschluß mehr gebunden sein, als es durch die feierlichsten Verträge möglich gewesen wäre. Der Kaiser Napoleon hat sich getäuscht, aber sein Irrtum wird jeden wahren Briten für immer erröten machen: in der jetzigen Generation wie in den folgenden wird dieser Irrtum einen Beweis abgeben, für die Unredlichkeit der englischen Regierung. Oesterreichische

und russische Kommissare sind auf St. Helena eingetroffen: hat ihre Sendung den Zweck, einem Teil der Pflichten zu genügen, welchen die Kaiser von Oesterreich und Rußland im Vertrage vom 2. August übernommen haben und darüber zu wachen, daß die englischen Beamten auf einer kleinen, inmitten des Weltmeeres gelegenen Insel, die Rücksichten nicht außer acht lassen, welche sie einem Fürsten, der mit ihnen durch die Bande der Verwandtschaft und die Freundschaft verbunden ist, so erkennt man in diesem Schritt die Absichten der beiden Souveraine. Sie, mein Herr, haben die Versicherung abgegeben, daß diese Kommissare weder das Recht noch die Machtvollkommenheit hätten, sich eine Meinung zu bilden über das, was auf der Insel vorgeht.

Das englische Ministerium hat den Kaiser Napoleon nach St. Helena schaffen lassen, 2000 Lieues von Europa entfernt. Dieser, in den Tropen gelegene Felsen, 500 Lieues von dem Festlande entfernt, ist der verzehrenden Hitze dieser Breitengrade ausgesetzt; er ist von Wolken und Nebeln beinahe das ganze Jahr, mit Ausnahme von einem viertel Jahr, bedeckt. Das Klima ist das trockenste und zugleich das feuchteste auf der ganzen Welt. Das Klima ist zerstörend für die Gesundheit des Kaisers. Es war Haß, der die Wahl traf, der den Offizieren, die hierher kommandiert sind, die Instruktion erteilte, den Kaiser Napoleon „General“ zu nennen. Man wollte ihn dadurch zwingen, zu bekennen, daß er niemals in Frankreich geherrscht habe; er ist dadurch veranlaßt worden, keinen Inognito-Namen, wie er bei seinem Abgange aus Frankreich wollte, anzunehmen. Als erster Beamter auf Lebenszeit, unter dem Titel eines ersten Konsuls hat er die Präliminarien von London und den Frieden von Amiens mit dem König von Großbritannien geschlossen. Er hat als Gesandter den Lord Cornwallis, Herrn Merry, den Lord Whitworth empfangen, welche bei seinem Hofe akkreditiert waren. Er wiederum hatte bei dem Könige von England den Grafen Otto und den General Andreossi als Gesandte akkreditiert. Als nach

einem vorhergegangenen Austausch zwischen den Ministern des Auswärtigen beider Monarchien Lord Lauderdale nach Paris kam, ausgestattet mit Vollmachten des Königs von England, verhandelte er mit den Bevollmächtigten Napoleons und verkehrte mehrere Monate lang am Tuilerienhofe. Als später zu Châtillon Lord Castlereagh das Ultimatum unterzeichnete, welches die Verbündeten dem Kaiser Napoleon vorlegten, anerkannte er zugleich die Dynastie Frankreichs. Dieses Ultimatum war vorteilhafter, als der Vertrag von Paris, aber man verlangte, daß Frankreich auf Belgien und das linke Rheinufer verzichte. Dieses war nicht in Uebereinstimmung mit den Vorschlägen von Frankfurt und mit den Proklamationen der verbündeten Mächte: es vertrug sich ebensowenig mit dem Schwur, welchen der Kaiser bei seiner Krönung geleistet hatte, die Unverletzlichkeit der Grenzen des Kaiserreichs betreffend. Der Kaiser war damals der Meinung, daß diese natürlichen Grenzen notwendig wären für die Sicherung Frankreichs und das Gleichgewicht der europäischen Staaten; er war der Meinung, daß die französische Nation unter den obwaltenden Umständen lieber mit den Chancen des Krieges rechnen, als ihren Grenzen entsagen wollte. Frankreich hätte auch unzweifelhaft erreicht, was es wollte und seine Ehre gewahrt, wenn nicht Verrat den Verbündeten zur Hülfe gekommen wäre.

Der Vertrag vom 2. August und die bekannte Parlamentsbill bezeichnen den Kaiser als Napoleon Bonaparte und bemilligen ihm nur den Titel „General“. Dieser Titel ist ohne Zweifel höchst ruhmreich: ihn führte der Kaiser bei Lodi, Castiglione, Rivoli, Arcola, Leoben, bei den Pyramiden und Abukir: seit 17 Jahren aber führte er den Titel als Erster Consul und als Kaiser. — Die Zumutung des Titels „General“ hieße so viel als: er wäre nicht der erste Beamte der Republik, nicht der erste Souverain der vierten Dynastie gewesen. Diejenigen, welche glauben, daß die Völker Heerden sind, welche kraft göttlichen Rechtes

einigen Familien angehören, zählen weder zu dem gegenwärtigen Jahrhundert, noch befinden sie sich in Uebereinstimmung mit der englischen Gesetzgebung, welche mehrfach die Dynastie wechselte, weil große Aenderungen der Anschauungen eingetreten waren, denen die regierenden Fürsten sich nicht anbequemten, und sie dadurch zu Feinden des Glückes und der großen Majorität ihres Volkes gemacht hatten. Die Könige sind nichts als erbliche Staatsbeamte, und überhaupt nur deshalb da, weil sie für das Wohl der Völker sorgen sollen, die Völker sind nicht der Könige wegen da! Es ist Haß, der die Bestimmung getroffen hat, daß der Kaiser Napoleon weder einen Brief schreiben noch empfangen sollte, ohne daß dieser Brief von den englischen Ministern und den Beamten auf St. Helena erbrochen und gelesen würde. Der Kaiser ist dadurch der Möglichkeit beraubt worden, Nachrichten von seiner Mutter, seiner Frau, seinem Sohne und seinen Brüdern zu erhalten und als er, um der Unannehmlichkeit, daß seine Briefe von Subalternbeamten gelesen wurden, zu entgehen, versiegelte Briefe an den Prinzregenten richten wollte, hat man geantwortet: man dürfe nur offene Briefe befördern — dahin gingen die Instruktionen der Minister. Ein Kommentar zu solchen Maßnahmen erscheint unnötig, sie werfen ein sonderbares Licht auf die Regierung, von der sie verfügt wurden: sie wären selbst in Algier unmöglich!

Es sind Briefe für die Generale des Gefolges eingetroffen: sie waren erbrochen und wurden an Sie zurückgeschickt; andere haben Sie zurückgeschickt, weil sie nicht durch die Hände der englischen Minister gegangen waren; die Briefe mußten nochmals 4000 Meilen zurücklegen: die Herren hatten den Schmerz, daß Nachrichten von ihren Frauen, ihren Müttern, ihren Kindern eingetroffen waren und daß ihnen der Inhalt erst nach sechs Monaten zu Ohren kommen sollte. Man fühlt eine innere Empörung! Es ist unmöglich, sich auf „Morning Chronicle“, auf „Morning Post“ oder französische Zeitungen zu abonnieren.

Nur zuweilen gelangen einige beschnittene Nummern der „Times“ nach Longwood. Auf eine an Bord des „Northumberland“ gestellte Aufforderung sind einige Bücher allerdings geschickt worden, allein alle solche, welche bezug auf die letzten Jahre hatten, sind zurückbehalten worden. Man wollte seitdem mit einem Londoner Buchhändler in Verbindung treten, um direkt diejenigen Bücher zu beziehen, deren man bedurfte und deren Inhalt die Ereignisse der letzten Zeit beträfen — es wurde verhindert. Ein englischer Schriftsteller, welcher Frankreich bereist, und sein Werk in London hatte drucken lassen, schickte uns dasselbe zu, um es dem Kaiser zu überreichen. Sie, Herr General, glaubten, das Buch nicht abliefern zu sollen, weil es Ihnen nicht auf dem vorschriftsmäßigen Wege zugegangen war. Man sagt auch, daß andre Bücher durch ihre Verfasser hierhergeschickt, aber nicht abgeliefert worden sind, weil auf einigen die Deditation „An den Kaiser Napoleon“ auf andern „Napoleon dem Großen“ gestanden hat. Dem englischen Ministerium steht keinerlei Berechtigung für ein solches Verfahren zu. Das Gesetz, obwohl es ein widerrechtliches ist, betrachtet den Kaiser Napoleon als kriegsgefangen: es ist aber niemals Kriegsgefangenen untersagt gewesen, sich auf Zeitungen zu abonnieren und neu erschienene Bücher anzunehmen: ein solches Verbot wäre nur für die Verließe der Inquisition möglich.

Die Insel St. Helena hat 10 Lieues*) im Umfange; sie ist von allen Seiten her unzugänglich; die Küste ist von Schiffen umgeben; die längs des Ufers aufgestellten Posten können einen den andern sehen und machen einen Verkehr zwischen Longwood und dem Meere unmöglich. Es gibt nur ein einziges kleines Städtchen, James Town, bei demselben können Schiffe ankeren. Um zu verhindern, daß jemand die Insel verläßt, genügt die Ueberwachung der Küste zu Lande und zu Wasser.

*) Eine Lieve ist gleich $\frac{3}{8}$ deutsche Meile.

Indem man das Betreten des Innern der Insel untersagte, konnte man nur den einen Zweck im Auge haben, eine Promenade von acht oder zehn Meilen, die zu Pferde möglich wäre, zu verhindern — diese Bewegungsfreiheit aber war nach dem Urtheil der Aerzte für die Gesundheit des Kaisers notwendig.

Man hat den Kaiser in der Farm von Longwood untergebracht; dieselbe ist allen Winden preisgegeben, der Boden ist ausgetrocknet, kein Wasser vorhanden, eine Kultivierung wäre unmöglich. In einer Entfernung von 11 bis 1200 Toisen*) hat man auf einem isolierten Hügel ein Lager errichtet; ein andres ist neuerdings in etwa derselben Entfernung auf der entgegengesetzten Seite angelegt worden: so sieht man denn, wohin man auch den Blick wenden möge, nichts als Posten und Lager!

Der Admiral Malcolm hatte den großen Nutzen erkannt, welchen ein Zelt für den Kaiser haben mußte und hat von seinen Matrosen ein solches, 20 Schritt vom Hause entfernt, herstellen lassen: es bietet Schatten, den man sonst nirgends findet. Der Kaiser hat alle Veranlassung mit dem Verhalten der Offiziere und Mannschaften des braven 53. Regimentes zufrieden zu sein, ebenso wie er es mit der Bemannung des „Northumberland“ gewesen war. Das Haus von Longwood ist ursprünglich erbaut worden, um als Speicher für die Farm der ostindischen Kompagnie zu dienen, seitdem hat der zweite Gouverneur der Insel einige Räume hinzuzufügen lassen, denn er benutzte Longwood als ländlichen Sommeraufenthalt, allein zum bewohnen war es wenig geeignet. Während des ersten Jahres unseres Aufenthaltes ist beständig dort gearbeitet worden und der Kaiser hatte die Unbequemlichkeit, in einem noch nicht fertigen Hause wohnen zu müssen. Die Kammer, in welcher er schläft, ist zu klein, um ein Bett von gewöhnlichen Dimensionen darin aufstellen zu können.

*) Eine Toise ist nicht ganz zwei Meter (1,95).

Es gibt aber auf dieser elenden Insel schöne Plätze, schöne Bäume, Gärten und recht hübsche Häuser, unter andren „Plantation-House“. Allein es liegen bestimmte Vorschriften Ihres Ministeriums vor, welche Ihnen untersagen, das Haus fortzugeben; es wären dadurch die großen Ausgaben für die Neubauten in Longwood mit ihren Dächern aus pechgetränktem Papier, welche garnichts taugen, erspart worden.

Sie haben jeden Verkehr zwischen uns und den Bewohnern der Insel untersagt; Sie haben sogar den Verkehr mit den Offizieren der Garnison verhindert. Man scheint ein förmliches Studium daraus gemacht zu haben, uns den geringen Trost, den der Aufenthalt hier gewähren könnte, zu nehmen. Wir befinden uns hier grade so, als wären wir auf dem Felsen von Ascension. Seit den vier Monaten, die Sie, Herr General, auf St. Helena sind, haben Sie die Lage des Kaisers verschlechtert. Der Graf Bertrand hat Ihnen schon bemerkt, daß Sie die Gesetze Ihres eignen Landes, daß Sie die Rechte höherer Offiziere, die kriegsgefangen sind, mit Füßen treten. Sie haben erklärt, daß Sie nur den Buchstaben Ihrer Instruktion folgten, daß diese Instruktionen noch weit schlimmer wären, als sie in Ihrem Verhalten zu Tage treten. Ich habe die Ehre u. s. w. Graf Montholon.

Nachschrift. Ich hatte grade meinen Brief unterzeichnet, als ich den Ihrigen vom 19. d. M. erhielt. Sie fügen demselben einen Verwendungsüberschlag von 20000 Pfund Sterling bei, welchen Sie für den Unterhalt von Longwood für nötig halten, nachdem Sie so viel Einschränkungen wie möglich verfügt haben. Das für den Tisch des Kaisers Ausgesetzte entspricht kaum den notdürftigsten Anforderungen. Die gelieferten Provisionen sind von schlechter Qualität und um das Vierfache teurer als in Paris. Sie verlangen vom Kaiser einen Fond von 12000 Pfund Sterling, denn Ihre Regierung bewillige nur 8000 Pfund für alle Auslagen. Ich hatte bereits die Ehre, Ihnen zu sagen, daß der

Kaiser über keine Fonds verfügt, daß er seit einem Jahre weder Briefe erhalten, noch geschrieben hat, daß er vollständig unbekannt ist mit dem, was sich in Europa zuge tragen hat. Mit Gewalt auf diesen Felsen transportiert, ohne Briefe empfangen oder schreiben zu können, ist er jetzt den englischen Lieferanten vollkommen in die Hände gegeben. Der Kaiser hat stets gewünscht und wünscht noch heut, selbst für seine Auslagen aufzukommen und er wird dies tun, sobald Sie ihm die Möglichkeit dazu bieten und zwar indem Sie das an die Bewohner der Insel er gangene Verbot wieder aufheben und seine Korrespondenz weder einer Kenntnismahme Ihrerseits noch seitens Ihrer Beauftragten unterliegt. Sobald man in Europa die Bedürfnisse des Kaisers kennen wird, so werden alle diejenigen, die an seinem Schicksal teilnehmen, die nötigen Fonds überweisen.

Der Brief des Lord Bathurst, welchen Sie mir mitgeteilt haben, bringt mich auf sonderbare Gedanken. Sollten denn Ihre Minister nicht wissen, daß ein großer Mann im Kampfe mit Widerwärtigkeiten Respekt einflößt? Sollten sie nicht einsehen, daß Napoleon auf St. Helena mitten unter Verfolgungen aller Art, denen er mit nichts begegnen kann, als mit Gleichmut, größer, geheiligter, verehrungs würdiger dasteht, als wenn er noch auf dem ersten Throne der Welt säße, auf dem er so lange Zeit der Schiedsrichter von Königen war? Diejenigen, welche in einer solchen Lage Napoleon nicht beistehen, erniedrigen sich selbst und die Nation, welche sie repräsentieren.

Sir Hudson hatte, wie man hörte, seiner üblen Laune Luft gemacht; das Diner war zu Ende und wir machten uns fertig, um uns nach Longwood zu verfügen; wir durften weder Briefe, noch Manuskripte, noch Pläne mitnehmen — es sei denn, daß Major Gorrequer alles eingesehen hätte. Hiervon benachrichtigte uns dieser Herr unter allerlei Entschuldigungen. Wir zeigten unsere leeren

Taschen, öffneten unsere Portefeuilles — er hatte ja das Recht zu verlangen, daß wir uns entkleideten — dies tat er aber nicht! Von Gorrequer kamen wir zu Keade, der weniger entgegenkommend war. Er durchsuchte alle unsere Effekten, prüfte sie Stück für Stück — endlich durften wir den Wagen besteigen, der uns auf einem schauerhaften Wege nach Longwood führte. Man sah nichts als Schildwachen, nichts als Abgründe, wir bewegten uns zwischen kriegerischen Vorsichtsmaßregeln und dem drohenden Anblick einer wilden Natur. In Longwood stellten wir uns sogleich dem General Bertrand vor, der beim Kaiser war. Napoleon hatte soeben Zeitungen aus London erhalten und in „The Morning Chronicle“ einen mich betreffenden Artikel gelesen. Er fand, daß von mir als Anatomen viel Rühmens gemacht wurde aber kein Wort über mich als Arzt gesagt war.

„Das muß“, sagte Napoleon, „eine Art von Kurier sein, dem ich wohl mein Pferd zum secieren geben, dem ich aber sonst von mir selber nichts anvertrauen würde“.

Er hatte sich eben in dieser Weise geäußert, als man ihm unsere Ankunft meldete.

„Gehen Sie“, sagte er dem Oberhofmarschall, „sehen Sie zu, was das für Leute sind, die man mir schickt. Sehen Sie sich besonders den Physiologen an (er meinte den Abbé)“.

Bertrand trat alsbald wieder bei uns ein und ersuchte Buonavita ihm zu folgen.

Mir kam das alles so seltsam vor, auch Signali blickte ganz verdutzt drein: da erschien der General wieder und ich betrat mit ihm das nebenan liegende Zimmer; er forderte mich auf Platz zu nehmen und frug mich, wie lange es her wäre, daß ich Rom verlassen hätte, wie sich Madam Mère, der Kardinal, wie sich Lucian und Pauline befänden, was zu meiner Wahl geführt hätte, ob ich schon praktiziert hätte, ob ich im Besiz eines Briefes wäre, ob

ich einen Auftrag an Napoleon von den Seinigen hätte, wodurch ich bewogen wäre, Italien mit dieser Klippe zu vertauschen, wen ich auf meiner Reise von Rom nach London gesehen, wen ich in der englischen Hauptstadt besucht und was man mir gesagt hätte. Ich beantwortete alle an mich gerichteten Fragen bestens und hatte die Ehre, der Gräfin vorgestellt zu werden, welche in einer Unterhaltung mit dem Doktor Berling begriffen war. Sie war sehr freundlich und frug nach Einzelheiten unserer Reise. Nach mir kam Bignali an die Reihe; es wurde uns ein Souper vorgesetzt und uns Zimmer angewiesen. Ich war gerade dabei, mich zu entkleiden, als Graf Bertrand eintrat, und mich ersuchte, ich möchte mich zum General Montholon verfügen, der mir etwas zu sagen hätte. Ich ging; auch Graf Montholon hatte viel zu fragen; ich sagte mich ihm gegenüber ganz kurz und erklärte, daß ich nach St. Helena gekommen wäre, weil ich wünschte, dem größten Manne unsrer Zeit nützlich zu sein; daß ich kein Opfer gescheut hätte, da es sich um den Kaiser Napoleon gehandelt hätte; daß ich zu einem neuen Opfer bereit wäre, wenn meine Dienste hier nicht angenehm wären, das heißt, daß ich mich sofort wieder nach Europa einschiffen würde.

Mit diesen Worten zog ich mich zurück. Der Schlaf floh mich in dieser Nacht, meine Unterhaltung mit Montholon beschäftigte mich noch lange. Im Vorzimmer fand ich den Koch (Chandelier*); er frug mich, da ihm kein Raum angewiesen war, ob er dableiben könne, wo er wäre; er erzählte mir, daß er von seinen Kameraden freundlich aufgenommen wurde, daß sie ihn jedoch mit ihren zahllosen Fragen über unsere Reise, über die Personen, welche wir gesehen hätten und das, was wir hätten erzählen hören langweilten. Er fügte hinzu, daß der Kaiser ihn und Coursaut habe rufen lassen, daß der Kaiser gefragt habe,

*) Es ist der frühere Koch der Fürstin Pauline Borghese.

was man in Rom über meine Wahl und die der Priester sage zc.

Es wurde mir klar, daß Verdacht gegen mich bestand, daß ich irgendwie angeschwärzt sein mußte. Als der Tag anbrach, war ich ruhiger geworden; ich erwartete mit Gleichmut die Entwicklung der Dinge. Ich erhielt am Vormittag wiederum einen Besuch des Grafen Bertrand; er verlangte einen detaillierten Bericht: wo ich geboren, wie alt ich wäre, in welchen Städten ich meine Studien gemacht hätte; er verlangte Auskunft über meine Familie, er wünschte zu wissen, seit wann ich praktiziert, ob ich dient, und welchem Teile der medizinischen Wissenschaft ich mich besonders zugewandt hätte. Ich stand ihm sogleich Rede, zeigte ihm meine Diplome, meine Papiere und den Brief des Kardinals vor; Buonavita und Signali hatten dasselbe Verhör durchzumachen. —

Das nenne ich einen in der That traurigen Empfang nach so langer Reise!

Seine Eminenz hatte inmitten seiner vielen Geschäfte auch nicht einen Augenblick Zeit gefunden, um an den Kaiser oder an den Oberhofmarschall zu schreiben und diese Nachlässigkeit war von keinem Gliede der Familie wieder gut gemacht worden. Wir waren von der englischen Regierung entsandt, vom englischen Ministerium empfohlen, vom Gouverneur bewirtet worden: das war genug um uns in Longwood verdächtig zu machen. Noch ein Umstand trat hinzu, um der ganzen Sache den Anschein einer Intrigue zu geben: der Kardinal, der uns mit keinem Beglaubigungsschreiben für St. Helena hatte versehen können, hatte doch so viel Muße gehabt, um aus Signali einen „Arzt“ zu machen; er hatte den Grafen Las Cases gebeten, den Missionar dem Kaiser als einen Arzt zu empfehlen. Las Cases aber hatte es nicht für passend gehalten, einen Priester in einen Arzt zu verwandeln, er beschränkte sich darauf, die Botschaft Seiner Eminenz dem Abbé zu übergeben, der, ohne zu ahnen, was er tat, sich beeilte, dieselbe abzugeben.

Glücklicherweise lief schließlich alles gut ab. Wir waren ja Franzosen, wir waren Korsen, wir konnten unmöglich weder als Franzosen noch als Korsen Agenten der Engländer sein: wir wurden für den Dienst Napoleons zugelassen.

Ich schickte mich also an, meine Effekten vom Bord der „Snipe“ abzuholen; ich glaubte, ich würde allein gehen können, hatte Sir Hudson uns doch feierlich versichert, wir könnten uns auf der Insel frei bewegen. Allein der in Longwood den Dienst habende Offizier hatte andere Vorschriften; ich war genötigt, sein Anerbieten, mich zu begleiten, anzunehmen und unter scharfer Aufsicht brachte ich meine Habseligkeiten nach Jamestown und von da nach Longwood. Ich fand einen Brief des Grafen Bertrand vor, welcher mir mitteilte, daß ich als Arzt beim Kaiser angestellt wäre; der Brief lautete wie folgt:

„Longwood, den 22. September 1819. Herr Antomarchi, der Kaiser Napoleon nimmt Sie als Arzt an, mit einem jährlichen Gehalt von 9000 Francs; Sie werden Ihre Obliegenheiten sofort, nachdem Sie den Eid geleistet, übernehmen. Ich ersuche Sie daher, sich um 2 $\frac{1}{4}$ bei mir einzufinden. Ich habe die Ehre u. s. w. Graf Bertrand“.

Ich folgte der Einladung und leistete den geforderten Schwur. Ich durfte danach den Engländern nichts sagen, sollte mich in acht nehmen, ihnen die kleinste Einzelheit über den Fortschritt der Krankheit Napoleons anzuvertrauen; ich leistete den Eid umso lieber, als ich bereits bemerkt zu haben glaubte, wes Geistes die Leute waren, mit denen ich in Jamestown- und Plantation-House bekannt geworden war.

Danach hatte ich die Ehre, Seiner Majestät vorgestellt zu werden. Die Stube, in welcher es geschah, war klein und sehr finster, Napoleon lag zu Bett; ich wurde seiner nicht sogleich gewahr, ich näherte mich zögernden Schrittes, er bemerkte es und rief mir in lebenswürdiger Weise zu:

„Kommen Sie doch näher Sie, capocorsinaccio,

damit ich Sie deutlich sehen, namentlich auch hören kann, denn ich bin auf diesem traurigen Felsen halb taub geworden“.

Ich näherte mich und glaubte zu bemerken, daß er mich mit keinem grade übelwollenden Blick streifte; er begann wieder:

„Ich war in meiner frühesten Jugend ganz nahe bei Ihrem Geburtsort, ich landete in geringer Entfernung von Morfiglia, im Hafen von Macinajo; von da ging ich nach Rogliano, wo ich ein schönes, nach Genueser Art, bemaltes Haus sah; ich ging nach Tomino, nach Porticciolo, von da nach Bastia, aber — werden Sie es wohl glauben — ich hatte viel Mühe, ein Pferd zu finden und einen Mann, der mich begleiten wollte; endlich aber kam ich zum Ziel. Das Skelett, welches ich bestieg, konnte sich kaum auf den Beinen halten, war dafür aber an die schlechten Wege gewöhnt. So kam ich glücklich nach Bastia. Ich war zufrieden mit meinem Führer und dieser mit mir. Das Kap ist die am wenigsten fruchtbare Gegend von ganz Korsika; seine Bewohner aber sind die besten Landbebauer, die tüchtigsten Kaufleute der Insel. Arm aber intelligent, schlechte Soldaten, aber ausgezeichnete Seeleute; sie sind im allgemeinen nüchtern, friedfertig und ehrbar. Sie leben in tiefstem Frieden, wenn die andren Gegenden heftigen Bewegungen ausgesetzt sind. Ihre Sitten, ihre Charaktere sind ganz anders, als man sie bei unsern, in den Bergen lebenden Landsleuten findet; hier zittern die einen beim Anblick der andren und zwar mit Recht. Das sanfte, ruhige Naturell des Bewohners der Ebene kann dem hochmütigen Gebahren und der Gewaltthätigkeit der Bergbewohner nicht die Spitze bieten. Im allgemeinen sind die Bewohner Ihrer Geburtsstätte arm; sie arbeiten viel, um dem Boden, oder besser gesagt dem Felsen einen Ertrag abzugewinnen; ihre Arbeit produziert dabei nur wenig, es wird ihnen sauer zu leben. Diejenigen meiner Geburtsstätte quälen sich wenig oder gar nicht. Sind sie nicht

reich, so führen sie doch ein unabhängiges Leben; sie verbringen ihre Tage, indem sie mit dem Gewehr über der Schulter herumlaufen — ich glaube übrigens, ich habe von einem Lande genug gesprochen, welches sie ja kennen. Ist es lange her, daß Sie in Korsika waren?“

„Zwei Jahre ist es her, Sire“.

„Wie alt sind Sie?“

„Etwa dreißig Jahre“.

„O, o, da könnten Sie ja mein Sohn sein; hätte ich Ihre Mutter gekannt, so hätte ich Macinajo liegen lassen und wäre in Morfiglia gelandet“.

„In Centuri, Sire“.

„Ja richtig, in Centuri. Morfiglia hat ja keinen Hafen; lebt Ihre Mutter immer noch?“

„Sie ist gestorben, während ich noch ein Kind war“.

„War sie hübsch, verführerisch, graziöse?“

„Sie war eine hübsche Frau und eine ausgezeichnete Mutter“.

„Also ein Grund mehr für mich in Centuri zu landen; ich wäre nach Morfiglia gegangen, um einer lebenswürdigen Capocorsina der „Madame Antommarchi“ den Hof zu machen. Wie alt ist Ihr Vater?“

„Er wird nächstens 70 Jahre alt“.

„Er ist Notar? Macht er manchmal, wie seine Berufsgenossen kleine Fälschungen?“

Ich antwortete nicht und er wiederholte lachend seine Frage.

„Mein Vater erfreut sich der öffentlichen Achtung und des Vertrauens seines Kantons“.

„Da wäre ja weiter nichts zu sagen. Erinnern Sie sich noch der Zeit, da ich meine ersten Eroberungen in Italien machte?“

„Ich habe nur eine unbestimmte Erinnerung“.

„O! dieser Rausch, diese Zurufe, ein einziger Schrei der Begeisterung. Die Bevölkerung drängte sich um mich her, wo ich nur erschien: ich war ihr Gott, ihr Böze! Sie

blieb mir treu. Natürlich können Sie sich dessen kaum erinnern. Auch von meiner Expedition nach Aegypten, von meiner Landung in Naccio, in Fréjus ist Ihnen wenig erinnerlich?"

„Ich erinnere mich jener unerwarteten Erscheinungen, welche das Bild Europas umwandelten. Ich hörte mit Bewunderung zu, wenn man vom General Bonaparte erzählte und von den wunderbaren Taten, die er ausgeführt hatte. Man trank, Sire, auf Ihre Erfolge, man wünschte ihnen das Beste. Ich erinnere mich deutlich des Eindrucks, den auf mich die Freude eines ganzen Volkes machte, welches seine Hoffnungen auf Sie setzte.“

„Wie alt waren Sie, als Sie Korsika verließen?"

„Etwa 15 Jahre“.

„Es giebt in Livorno sehr reiche Capocorsini?"

„Jawohl, Sire, einige sind Patrizier geworden, andre sind in den Adelstand erhoben: der Großherzog hat sie gut behandelt“.

„Haben Sie in Pisa studiert?"

„Ich habe meine Studien in Livorno begonnen und dieselben in Pisa und Florenz fortgesetzt“.

„Zu welcher Zeit war das?"

„Ich wurde Doktor der Philosophie und Medizin an der Universität zu Pisa im März 1808, hernach kam ich nach Florenz und lag physilogischen Studien ob, ich war dem Hospital von Sainte-Marie-neuve attachiert; im Jahre 1812 erhielt ich von der kaiserlichen Universität das Diplom als Doktor der Chirurgie; ich wurde als Profektor der Anatomie der Akademie von Pisa attachiert, welche sich für mich interessierte. Ich wohnte als Profektor in Florenz und waltete meines Amtes bis zu meiner Abreise“.

„Die Großherzogin Elisa — war sie beliebt in Toſkana?"

„Geliebt und gefürchtet zugleich“.

„Hat sie irgend etwas, um sich ihre Untertanen zu versöhnen?"

„Sie schützte Künste und Wissenschaften und regierte im öffentlichen Interesse“.

„In Lucca wurde sie verehrt; sie hatte einige gute und nützliche Einrichtungen getroffen, ich glaube, sie ist sehr reich. Die Toskaner waren froh, als sie ihren alten Großherzog wiedersehen. Glauben Sie nicht auch?“

„Er ist dem Volke so teuer, weil er eine milde Regierung führt“.

„Mit Ausnahme der Spekulanten von Livorno, denen alles recht ist, sind die Toskaner ein ausgezeichnetes Volk. Sie sind aufgeklärt, industriell, sind geschickte Ackerbauer, ihnen gehört ja der schönste Teil von ganz Italien, aber — was hatten Sie für Beweggründe, um Ihren Aufenthalt in dem schönen Florenz, Ihre Patienten, Ihren Beruf, Ihre Arbeiten mit diesem elenden Felsen zu vertauschen, welche Ermägungen waren es, die Sie veranlaßten, mein Exil zu teilen?“

„Ew. Majestät wollen mir glauben, ich verlange weder Gold noch Günstbezeugungen, ich habe meinen Diensten keinen Preis gesetzt, ich habe mich um die Bedingungen nicht gekümmert. Man schlug mir vor, mich Ihnen zu nähern. Diese ruhmvolle Aussicht genügte mir, nach mehr verlange ich nicht“.

„Aber warum haben Sie sich nicht, ehe Sie der Aufforderung Ihres Freundes Colonna folgten, Ihre Existenz durch meine Familie sichern lassen?“

„Bekuniäre Vorteile können das Opfer nicht ausgleichen, der Ruhm allein war es, der mich bestimmte“.

„Der Ruhm ist ja etwas sehr schönes aber wenn Sie zurückgeschickt wären — und es war nahe daran — was hätten Sie dann getan, in welche Verlegenheit wären Sie nicht geraten?“

„Ein solches Vorgehen hätte mich aufs Schmerzlichste getroffen; mein Beruf aber hätte mich überall vor Not geschützt, mein einziger Kummer wäre der gewesen, verkannt zu werden“.

„Sie sind Korse und darin liegt der Grund, daß Sie zugelassen wurden; aber Sie konnten ja mein Mißfallen finden, verabschiedet werden; welchen Vorteil hätten Sie gehabt, in so törichte Weise den Ratschlägen anderer gefolgt zu sein?“

„Diese Erwägungen sind durchaus am Platz aber — ich habe sie nicht angestellt“.

„Ihr guter Stern hat Sie beschützt; übrigens bin ich ärgerlich darüber, daß der Kardinal mit der Angelegenheit betraut wurde, daß er sich so benahm, wie er sich benommen hat. Ich ersuchte ihn um einen Arzt; er schickte Sie; Sie sind noch jung, trotzdem wählte er Sie aus; zu gleicher Zeit schreibt er einen Brief an Las Cases, welchen die Priester mir übergeben haben und in welchem er darauf besteht, daß ich mich nur Bignali's bedienen sollte. Ich bin ganz sicher, daß dieser Abbé nur ein Studium von drei Jahren hinter sich hat, obwohl er mir von vierein sprach. Ich kann Ihnen nicht verfehlen, daß dieser Brief mir außerordentlich mißfallen hat. Weder meine Mutter noch der Kardinal haben mir Mitteilungen von Ihrer Abreise gemacht; ich hatte Mißtrauen gegen alle, welche zu Ihrer Sendung gehörten. Die Besuche, die Fragen des Oberhofmarschalls haben Sie unzweifelhaft überrascht und Sie schmerzlich berührt?“

„Ich fühlte mich erniedrigt, Sire, ich wußte nicht, wie ich mir dies Mißtrauen erklären sollte“.

„Denken Sie nicht mehr daran! Sie werden mein Arzt sein, ich Ihr Vater. Ich habe dem Abbé Bignali sagen lassen, und es soll ihm besonders eingeschärft werden, daß ich ihm die Praxis in Longwood untersage. Er soll seine Kunst an niemandem üben, nicht einmal an einem Chinesen. Möge er seinen kirchlichen Verpflichtungen nachgehen; ich habe ihn durch seinen Vorgesetzten Buonavita, einen ausgezeichneten Mann, den ich von Elba her kenne, auf alles aufmerksam machen lassen. Ich fürchte, Buonavita ist hierher gekommen, um hier begraben zu werden.“

Ich empfehle ihn Ihrer sorgfältigen ärztlichen Pflege; er verdient all unser Wohlwollen, wir müssen ihn stützen wo wir können; ich habe ihm ernste Vorstellungen gemacht, daß er die Vorschläge des Kardinals angenommen hat, in seinem Alter eine so lange, so gefährliche Reise zu unternehmen! Man schiebt mir ja da einen höchst ehrenwerten Mann, allein er ist doch zu alt, zu gebrechlich als daß er mir von irgend welcher Hilfe sein könnte. Der Großherzog war gewiß hocherfreut, daß mir einer seiner Landeskinder zu ärztlichem Beistande hierher geschickt wurde?"

"Ich glaube wohl, Sire. Sie waren ja stets so gütig zu ihm".

"Ich habe ihn gut gekannt. Marie Louise war ihm zugetan; die Königin von Neapel hatte ihn im Netz ihrer Reize gefangen. Ich habe ihn stets für einen guten Fürsten gehalten. Haben Sie sich lange in Rom aufgehalten?"

"Beinah zwei Monate".

"Da hatten Sie ja Muße, die Stadt kennen zu lernen. Ich ärgere mich, daß ich sie nie gesehen habe. Ich hätte der Stadt ihren alten Glanz zurückgegeben; ich hätte sie zur Hauptstadt von Italien gemacht — das Schicksal hat es anders verfügt . . . Ein Teil meiner Familie lebt dort. Der Papst ist ein wohlwollender Greis, den ich stets gut behandelt habe . . . Nun aber . . . reden Sie offen zu mir . . . geben Sie mir Nachricht von den Meinigen — fangen Sie mit Madame Mère, der Signora Lätizia, an.

"Das Unglück hat sie nicht zu beugen vermocht Sire. Sie erträgt mit seltenem Mut alle Widerwärtigkeiten".

"Empfängt sie Besuche? Geht sie in Gesellschaft? Was für ein Leben führt sie?"

"Sie lebt ganz zurückgezogen. Sie empfängt nur wenige Besuche; nur mit Wenigen hat sie vertrauten Umgang. Diejenigen ihrer Kinder, welche sich in Rom aufhalten, sind viel um sie, allein alle ihre Gedanken, ihre

Wünsche konzentrieren sich auf St. Helena. Sie wartet nur auf ein Wort, um den Gefahren der Seereise zu trogen und Sie in ihre Arme zu schließen“.

„Sie war ihr lebelang eine ausgezeichnete Frau, eine Mutter, wie es nur wenige gibt: sie war mir stets zugegan. Sie haben sie in tiefer Betrübniß zurückgelassen — nicht wahr?“

„Es gelang ihr nur mit Mühe, ihre innere Aufregung zu verstecken; allein sie gewann doch bald wieder Gewalt über sich selbst: sie hat einen Mut, eine Seelenstärke an den Tag gelegt, wie sie fast übermenschlich sind“.

„Ich bin überzeugt, sie wäre vor den Mühseligkeiten einer Reise hierher nicht zurückgeschreckt. Geht sie in Gesellschaft?“

„Zuweilen besucht sie ihre Söhne oder seine Eminenz“.

„Kommt der Kardinal oft zu ihr?“

„Täglich mehrmals“.

„Und ihre Söhne?“ —

„Sie finden sich beinaß täglich ein“.

„Und Pauline?“

„Nicht so häufig; die Fürstin ist wohl durch Unwohlsein vielfach behindert“.

„Wie denken Sie über Paulines Krankheit?“

„Ich habe keine Kenntniß von dem Symptomen, Sire“.

„Sie kennen persönlich alle in Rom lebenden Glieder meiner Familie. Wie sind sie? Was sagen sie von mir?“

„Alle ihre Gedanken richten sich auf St. Helena; sie ersehnen Ihre Befreiung“.

„Machen Sie mir genaue Mittheilungen über das, was jeder einzelne Ihnen aufgegeben hat, mir zu sagen. Was hat Ihnen meine Mutter gesagt?“

„Daß sie selbst, daß ihre Kinder, daß ihr Vermögen Ihnen, Sire, zur Verfügung stünde; daß sie auf das erste Zeichen hin, alles hergeben würde und sollte sie ihr Leben im Elend beschließen“.

„Und der Fürst von Canino, was sagte er?“

„Er sagte, er wäre mit Joseph dahin übereingekommen, daß jeder von ihnen drei Jahre hier bei Ihnen zubringen sollte, wenn es Curer Majestät so recht wäre“.

„Und was sagte Pauline?“

„Die Fürstin sagte, sie erwarte nur Ihre Befehle, um sofort zu Ihnen zu eilen“.

Napoleon lächelte sinnend und sagte dann:

„Ich werde es nicht zugeben, daß irgend ein Glied meiner Familie hierher komme und sich den Beleidigungen der Engländer aussetze; ich will nicht, daß einer von ihnen der unwürdigen Behandlung verfallt, welche ich auszustehen habe“.

Napoleon änderte plötzlich das Thema der Unterhaltung.

„La signora Letizia“, rief er, „ist sie immer noch so frisch wie früher?“

„Sie befindet sich stets sehr gut“.

„Und Pauline, ist sie noch jung und schön?“

„Immer noch“.

„Sie hat sich nie um etwas anders gekümmert, als um ihre Toilette und ihre Vergnügungen; und wie steht es mit Louis und Lucian? Sehen sie sich einander?“

„Sie begegnen sich häufig bei Madame Mère“.

„Geben sie Gesellschaften?“

„Der Fürst von Canino empfängt einige ausgewählte Personen. Louis lebt zurückgezogen“.

„Er wird fromm, glauben Sie nicht auch?“

„Ich habe es sagen hören: er gilt sogar für bigot“. Der Kaiser lachte

„Wie denken Sie über Louis Gesundheit?“

„Sein Befinden läßt viel zu wünschen übrig; kein Mittel schlägt mehr an“.

„Was für ein schöner junger Mann war Louis zur Zeit meines ersten italienischen Feldzuges! Seine Schüchternheit wurde ihm verderblich. Es war ein Unglück, daß ich nicht rechtzeitig benachrichtigt wurde; er stünde heut ganz

anders da, er hätte sein Schicksal erfüllt, der Schmerz hätte ihn nicht dem Ruhme entzissen, er hätte teilgenommen an unseren Erfolgen. Wieviel Söhne hat der Fürst von Canino?"

Ich sagte ihm wieviel.

„Und Töchter?“, frug er.

Auch hierauf gab ich ihm Antwort.

„Wen haben Sie gesehen, während Sie in Rom waren?“

Ich nannte die Personen, welche ich aufgesucht hatte.

„Ist der Cardinal immer noch ein solcher Bilderliebhaber; rennt er noch immer jedem Bilde nach?“

„Er bekommt täglich per Wagen Bilder, er hält über die Bilder eine Revue in seinem Vorzimmer ab, kauft die einen und verwirft die andren; seine Liebhaberei kostet ihm gewaltige Summen“.

„Wann sind Sie von Rom abgereist?“

„Am 25. Februar“.

„Wie sind Sie gereist?“

„In kleinen Louren in einem Wagen, der uns bis Antwerpen gebracht hat“.

„Hat Madame Letizia Ihnen viel Geld eingehändigt?“

„Zweihundert Napoleon und eine Tratte über 12000 Franks auf ihrem Banquier in London“.

„Ich glaube, sie ist die Reichste von der Familie, ich habe ihr stets vorgeworfen, daß sie zu wenig ausgäbe. Wissen Sie, ob sie in Rom etwas für die Armen tut?“

„Ich weiß es nicht“.

„Sahen Sie Marie Louise als Sie Parma passierten?“

„Sie war gerade abgereist und wir hatten Befehl, unsere Mission geheim zu halten“.

„Wissen Sie, ob sie Beziehungen zu meiner Mutter oder irgend einem Gliede meiner Familie hat?“

„Madame Mère hat ihr, wie ich hörte, zwei Mal geschrieben, aber keine Antwort erhalten“.

„Das kommt daher, weil es Marie Louise nicht erlaubt ist zu schreiben. Mit welchen Personen kamen Sie während Ihrer Reise in Berührung?“

Ich nannte ihm dieselben und teilte ihm auch mit, was sie gesagt hatten.

„Haben Sie in Frankfurt die Prinzessin Julie gesprochen?“

„Sie hat mich mit vieler Güte empfangen“.

„Und ihre Töchter, wie sahen sie aus?“

„Sie sind groß, schön und frisch wie die Rosen“.

„Ich glaube, die eine wird einen Sohn Lucians heiraten. Haben Sie nicht davon sprechen gehört?“

„Die Prinzessin hat mich über den ältesten Sohn des Fürsten von Canino besonders ausgefragt, sodaß ich in der That ein ganz besonderes Interesse voraussetzen durfte“.

„Ich muß sagen, die Heirat würde meinen Beifall finden. Sie hatten also eine freundliche Aufnahme?“

„Eine noch gütigere wäre nicht möglich“.

„Die Prinzessin Julie ist eine sehr zart besaitete Dame, ein besseres Herz kann man nicht finden. Haben Sie Das Cafes gesehen?“

„Zu dienen, Sire“.

„Wie geht es ihm?“

„Er ist ernstlich krank“.

„Haben Sie seinen Sohn Emanuel gesehen?“

„Nein, er war in Straßburg“.

„Die Priester, meine ich, hätten mir gesagt, daß auf der Reise von Rom nach London nichts besonderes passiert ist“.

„Wir stießen auf keinerlei Hindernis“.

„Wann sind Sie in London angekommen?“

„Am 19. April“.

„Wie lange haben Sie sich dort aufgehalten?“

„Wir sind erst am 9. fortgekommen“.

„Mit wem haben Sie in London am meisten verkehrt?“

„Mit Aerzten, namentlich solchen, welche in tropischen Klimaten tätig waren“.

„Wann haben Sie sich dem Lord Bathurst vorgestellt?“

„Am Tage nach unserer Ankunft“.

„Wonach hat er Sie gefragt?“

„Er sprach von Rom, vom Kardinal, von Madame Mère, vom Fürsten von Canino und hat uns gefragt, ob diese wirklich glaubten, daß Ew. Majestät krank wären“.

„Was haben Sie geantwortet?“

„Daß man garnicht daran zweifelte, man könnte ja garnicht daran zweifeln, weil O'Meara's und Stokoe's Berichte es nicht zuließen“.

„Was hat er darauf geantwortet?“

„Er hat gesagt, diese Berichte wären nicht exakt, er habe soeben die bestimmte Nachricht erhalten, daß Sie sich der besten Gesundheit erfreuten: wir könnten dies nach Rom melden“.

„Wie oft haben Sie ihn gesehen?“

„Drei oder vier mal“.

„Haben Sie sich dem Lord Holland vorgestellt?“

„Der Fürst von Canino hatte mir einen Empfehlungsbrief an Mylord ausgestellt“.

„Sind Sie freundlich aufgenommen worden? Wie war Mylady?“

„Man hat mich aufs Liebenswürdigste aufgenommen“.

„Lebt Lord Holland in London oder auf dem Lande?“

„Er wohnt in einiger Entfernung von London“.

„Sie haben gewiß O'Meara öfter gesehen?“

„Jeden Tag“.

„Was hat er Ihnen von mir und von meiner Krankheit gesagt?“

Ich teilte dem Kaiser mit, was ich aus O'Meara's Rapporten wußte.

„Ist er zufrieden mit mir?“

„Durchaus, Sire“.

„Erzählen Sie mir ausführlich, was Sie während Ihres Aufenthaltes in London gesehen und gehört haben; nennen Sie mir die Personen, die Sie kennen gelernt und mit denen Sie verkehrt haben“.

Ich machte ihm die gewünschten Mitteilungen, allein seine Fragen nahmen kein Ende.

„Nicht wahr, London ist eine sehr große Stadt?“

„Sie ist nicht nur groß, sondern auch dichtbevölkert“.

„Waren Sie einmal in Paris?“

„Ich war niemals in Frankreich?“

„Gut, gut! Suchen Sie jetzt den General Montholon auf, verlangen Sie den Arzt zu sprechen, der ihn behandelt und beraten Sie sich mit diesem; unterrichten Sie sich auch über die Personen, welche er behandelt und welche, wenn er fort ist, Ihrer bedürfen werden. Unterrichten Sie sich über die Krankheiten, welche hier am Ort besonders herrschen, vergessen Sie nicht, den englischen Doktor nach der Art seiner Behandlung zu fragen. Diese Insel ist eine ganz neue Welt. Sie bedürfen des Rates derer, welche hier Studien gemacht haben; ich habe es stets abgelehnt, Ihren Vorgänger zu empfangen, glaube aber, daß er wohl imstande ist, Ihnen die, für Ihre hiesige Berufstätigkeit nötigen Aufklärungen zu geben. Veranlassen Sie ihn, daß er noch einige Tage verweilt, damit Sie das erfahren, was Ihnen zu wissen not tut“.

Nach einigen Stunden wurde ich zum Kaiser zurückgerufen; er befand sich in seinem von einer einzigen Kerze beleuchteten Salon. Er kam mir entgegen, zupfte mich am Ohr und sagte lachend:

„Sie dachten wohl, ich hätte in diesem verd Klima alle meine Kräfte verloren?“

Ich war so überrascht, daß ich garnicht wußte, wie mir geschah: da hörte ich jemand neben mir lachen, ich drehte mich um und bemerkte den General Bertrand, der am Ramin stand. Napoleon frug mich des weiteren über Dinge, die wir vor einigen Stunden besprochen hatten.

Er sprach dann von der Anatomie, der Physiologie und den Phänomenen der Zeugung. Die Unterhaltung hatte einen gelehrten Anstrich, manche neue Gesichtspunkte kamen zur Geltung. Er nahm im Konversationstone ein förmliches Examen mit mir vor, welches länger als eine Stunde währte. Die Art, wie ich ihm antwortete, schien ihm zu gefallen; er verabschiedete mich, indem er mir allerhand Schmeicheleien sagte. Graf Bertrand hatte während der ganzen Zeit kein Wort gesprochen.

II.

Das Journal nach Daten geordnet.

23. September 1819.

Erster Krankenbesuch. — Gespräch über die Krankheit. — Napoleons Bericht über sich selbst. — Der Probian in der Satteltasche. — Napoleon schildert die Art, wie er behandelt wird.

Als ich mich heut zum Kaiser verfügte, fand ich ihn in seinem Feldbett; das Zimmer war erleuchtet, ich konnte sein Aeußeres gut beobachten. Das Gesicht war erdfahl, die Haut außerordentlich blaß; die Augen waren starr und glanzlos: die Fettleibigkeit des Patienten fiel mir besonders auf; die Zunge war weiß belegt, der Kaiser mußte häufig niesen, hatte einen trocknen Husten, verbunden mit klebrigem Auswurf; die Nasenlöcher waren verstopft, die Speichelbildung war sehr stark; der Unterleib faßte sich hart an. Der Puls war schwach aber regelmäßig, ich zählte etwa 60 Schläge in der Minute. Diese Symptome schienen mir einigermaßen beunruhigend. Ich sah genauer zu, mir schien es, als wäre der linke Leberlappen verhärtet; die oberflächliche äußere Berührung verursachte Schmerzen. Die Gallenblase war voll und ich bemerkte eine Anschwellung neben dem Knorpel der dritten Rippe, dumpfe Schmerzen traten in der rechten Lendengegend auf. Ein bald heftiger, bald weniger heftiger Schmerz hatte sich rings um die

Brustwarzen eingestellt, verbunden mit einem unangenehmen Gefühl in der rechten Schulter. Die Atmung wurde schwieriger, sobald man einen senkrechten Druck auf die Herzgrube ausübte, auch beklagte Napoleon sich über Schmerzen, welche seit einiger Zeit in der Milzgegend auftraten. Er sagte, dieselben lägen wohl zwei Zoll unter der Oberfläche. Er hatte seit etwa zwei Tagen gar keinen Appetit, verspürte Brechreiz, zuweilen verbunden mit Erbrechen. Die Substanzen, welche er erbrach, waren meist gallig. Am Urin war nichts auszusagen. Schweiß stellte sich jeden Tag reichlich ein.

Während ich diese Symptome zu analysieren suchte, setzte der Kaiser seine gestrigen Fragen fort. Sie waren theils ernst, theils scherzhaft. Güte, Empörung, Zorn spiegelten sich abwechselnd in seinen Worten und in seinen Zügen.

„Nun Doktor“, frug er, „was meinen Sie? Werden ich noch lange störend auf die Verdauung der Könige wirken?“

„Sie werden dieselben überleben, Sire!“

„Das glaube ich wohl! Sie werden den Lärm, den unsere Siege in Europa machten, nicht ersticken; er wird sich über Jahrhunderte hinziehen und wird den Sieger bezeichnen wie den Besiegten, wird die nennen, die edelmütig waren und die, die es an Edelmuth fehlen ließen. Die Nachwelt wird richten!“

„Niemals“, fiel ich ein, „wird Ihr Name, Sire, Bewunderung erwecken, ohne daß man zugleich jene Krieger nennt, welche ruhmlos und feige über einen einzigen Menschen herfielen; aber dem Ende sind Sie noch nicht nahe, Sire, Sie haben noch einen weiten Weg vor sich“.

„Nein, Doktor, die Handlungsweise der Engländer trägt ihre Früchte, ich kann unter diesem fürchterlichen Klima nicht ausdauern“.

„Ihre ausgezeichnete Konstitution, Sire, wird die nachtheiligen Einflüsse verwinden“.

„Der Uebergang von meinem tätigen Leben zu dieser vollkommenen Untätigkeit und Absperrung hat mich vernichtet. Was nützt da alle geistige Stärke, ich bin fett geworden, ich habe meine Energie verloren, die Federkraft ist erlahmt“.

Ich versuchte es nicht, eine so wohl begründete Auffassung zu widerlegen, suchte vielmehr die Unterhaltung auf andere Themata zu leiten und sprach von den Wünschen den Erwartungen der Völker Europas. Ich frug ihn, ob er etwa seinem Ruhme untreu, ob er der Mitschuldige von dem Attentat werden wollte, welches die Engländer auf ihn ausübten.

Er antwortete nicht, begann aber nach einer Weile wieder:

„Sie haben alles verlassen, Doktor, um mir die Hilfe Ihrer Kunst zu bringen. Es ist nicht mehr wie billig, daß ich auch etwas tue, daß ich mich füge: möge also die medizinische Kunst ihre Befehle erteilen. Ich vertraue Ihnen meine Gesundheit an und bin Ihnen einen ausführlichen Bericht meiner Gewohnheiten u. s. w. schuldig. „Ich litt von jeher an Hartleibigkeit, das Uebel stammt aus meiner Kindheit; jetzt fängt es an, mir sehr lästig zu werden. Ich könnte es ohne Bäder, ohne Lavements nicht ertragen, manchmal helfe ich auch mit einer Kräuterbrühe nach; wenn auch das nicht hilft bin ich genötigt, zu einem besonderen Mittel, der „Soupe à la reine“ zu greifen. Diese Mischung aus Milch, Eigelb und Zucker hat auf mich die Wirkung eines milden Abführungsmittels und bringt mir augenblicklich Erleichterung; diese Suppe ist zugleich die einzige Medizin, welche ich bisher angewendet habe. Die Funktionen der Blase waren nie besonders gut. Ich habe manchmal Schwierigkeiten gehabt, Urin zu lassen, dabei wurde das Bedürfnis nur umso heftiger, zuweilen ließ es nach und ich konnte nachts einige Stunden schlafen. Ich habe nie deswegen einen Arzt in Anspruch genommen. Nun sind auch diese Schmerzen heftiger: ich habe ja auch

mehr Zeit, auf mich selbst acht zu geben. Die Stunden, in denen ich den körperlichen Anforderungen entspreche, sind sehr unregelmäßig. Ich schlafe und esse den Umständen entsprechend, in welchen ich mich befinde. Mein Schlaf ist im allgemeinen erquickend und ruhig; wenn Schmerzen oder sonst etwas ihn unterbrechen, so springe ich auf, lasse Licht bringen, gehe hin und her, arbeite und konzentriere meine Gedanken auf einen bestimmten Punkt. Zuweilen wechsle ich auch mein Schlafzimmer, lege mich auf ein Sopha, oder in ein andres Bett. Um zwei, drei oder vier Uhr morgens bin ich auf. Ich rufe jemanden herbei, um mir Gesellschaft zu leisten und mich mit ihm in Erinnerungen zu vertiefen. So erwarte ich den Tag. So wie er da ist, gehe ich aus, mache einen Umgang im Garten und kehre, wenn die Sonne aufgeht, heim, lege mich entweder wieder zu Bett oder bleibe auf, je nachdem das Wetter sich anläßt. Ist es schlecht, habe ich Arger oder bin ich beunruhigt, so wechsle ich, wie ich Ihnen schon sagte, zwischen Bett und Sopha. Ich will Ihnen mein Morgen-Kostüm nicht beschreiben: es spielt keine Rolle in den Leiden, die ich erdulde. Und dann will ich Sie des Vergnügens nicht berauben, es zu bewundern. Unter den angegebenen Manövern wird es neun, zehn Uhr, manchmal auch später. Ich lasse das Frühstück auftragen, welches ich zuweilen im Bad zu mir nehme — meistens aber im Garten. Bertrand oder Montholon, manchmal auch alle beide, leisten mir Gesellschaft. Die Ärzte haben die Aufsicht über den Tisch. Meine Mahlzeiten bestehen aus einer Suppe, zwei Arten Fleisch, einer Sorte Gemüse und Salat, wenn ich ihn haben kann — das ist alles! Eine halbe Flasche Rotwein, die ich stark mit Wasser verdünne, liefert mein Getränk. Am Ende der Mahlzeit trinke ich ein wenig unverdünnten Wein. Manchmal, wenn ich ermüdet bin, tritt Champagner an die Stelle des Rotweins: ein sicheres Reizmittel für meinen Magen“.

Ich frug Napoleon, welches Gemüse er am meisten zu sich nähme:

„Kartoffeln“, antwortete er, „Linsen, Erbsen, Bohnen, Blumenkohl. Wissen Sie wohl, daß wir die ganze Insel unserer Linsengerichte wegen in Aufruhr versetzt haben? Man glaubte, wir verlangten Linsen nur aus Übermut — Linsen! Das wäre doch keine Nahrung für Menschen! Mein Küchenchef bestand auf Linsen und endlich nach vieler Mühe, wurden sie vom Kap aus geliefert“.

Ich wünschte zu wissen, welcher Art das Fleisch sei, ob es stark gewürzt würde.

„Koteletts und Hammelkeule. Ich wähle stets den am meisten gebratenen braunen Teil, ich will im übrigen eine einfache Kost haben, ich kann die Köche, welche geistreiche Erfindungen machen, nicht leiden. Ein gutes, nach genueser Art gedämpftes Fleisch, Reis à la Milanaise, Croquets à la Corse sind mir lieber, als alle Wunder der Kunst Bauvilliers“.

Als ich ihm meine Bewunderung für eine so seltene Genügsamkeit aussprach, antwortete er:

„Auf den Märschen der italienischen Armee ließ ich stets in meine Satteltaschen ein gebratenes Huhn, eine Flasche Wein und etwas Brot stecken. Dieser Vorrat genügte für den Appetit des Tages, oft teilte ich ihn sogar mit einzelnen Herren meines Gefolges. Ich gewann dadurch an Zeit und sparte an den Unkosten der Tafel, was dem Schlachtfelde zu Gute kam. Außerdem esse ich schnell. Ich kaue wenig, meine Mahlzeiten beanspruchen gar wenig Zeit. In der Lage, in der ich mich befinde, wie käme ich darauf, mich zu mästen! Ich leide an chronischer Hepatitis, die Krankheit ist endemisch in diesem entsetzlichen Klima. Ich muß unterliegen, ich muß auf dieser Klippe für den Ruhm büßen, mit dem ich Frankreich erfüllt, für die Denkmäler, die ich England gegeben habe. Sie sehen ja, wie diese es treiben; seit mehr als einem Jahr haben sie mir die Hilfe der Arzneiwissenschaft versagt; sie haben mich der Ärzte beraubt, in die ich Vertrauen setzte; sie haben mich für des Rechtes verlustig erklärt, die Hilfsquellen der

medizinischen Kunst anzuwenden. Der Henker hier findet, mein Tobestampf dauere schon zu lange, er beschleunigt ihn, er ruft den Tod herbei. Er lehnte es ab, mit Bertrand zu verhandeln, er wollte in direkte Korrespondenz mit mir treten und schickte mir seine Schergen täglich zwei Mal: „Reade, Wynyard, besondere Vertrauenspersonen, belagerten förmlich diese elenden Spelunken, sie wollten bis in mein Wohnzimmer eindringen. Ich ließ die Türen verbarrikadieren, ich lud meine Pistolen, meine Gewehre — sie sind noch geladen — und drohte, den Ersten, der so töricht wäre, die Schwelle meiner Zufluchtsstätte zu überschreiten, niederzuschießen. Sie zogen sich zurück, indem sie so laut sie konnten, schrien, sie wollten Napoleon Bonaparte sehen: Napoleon Bonaparte habe herauszukommen; sie würden den Bonaparte zwingen, sich ihnen zu stellen. Diese schrecklichen Auftritte nahmen mit jedem Tage an Heftigkeit zu. Nichts wie Drohungen, Geschrei, mit Injurien angefüllte Briefe. Meine Diener warfen die Schriftstücke ins Feuer, die Aufregung aber war aufs höchste gestiegen, jeden Augenblick konnte eine Katastrophe eintreten. Es war der 16. August. Diese fürchterlichen Auftritte dauerten schon seit dem 11. Ich ließ dem Gouverneur sagen, daß meine Geduld zu Ende wäre, daß der Erste seiner Mordgesellen, der die Schwelle meiner Tür überträte, niedergeschossen werden würde. Er ließ es sich gesagt sein und der Skandal hatte ein Ende. Der eklatanteste Ausdruck der Barbarei der britischen Regierung ist es, daß sie einen solchen Menschen wie diesen Lowe hierher geschickt hat! Ich habe aus freien Stücken zu Gunsten meines Sohnes und der Verfassung abgedankt. Ich habe mich in freier Entscheidung England zugewendet. Ich wollte in Zurückgezogenheit und unter dem Schutz seiner Gesetze dort leben. Seiner Gesetze! Hat denn die englische Aristokratie Gesetze? Gibt es ein Attentat, vor dem sie zurückschrecken würde? Gibt es ein Recht, welches sie nicht mit Füßen treten würde? All ihre Führer haben vor meinen Adlern am Boden

gelegen, aus einem Teile meiner Eroberungen habe ich für die einen Kronen geschaffen, andere habe ich auf Throne zurückgeführt, welche der Sieg zerschmettert hatte. Ich war milde, großmütig gegen alle. Alle haben mich verlassen, verraten, haben sich in ihrer Feigheit beeilt, mir Ketten anzulegen. Schließlich bin ich einem Korsaren in die Hände gegeben“.

Ich gab mir alle Mühe, den Kaiser zu beruhigen. Seit achtzehn Monaten war er nicht aus gewesen, ich stellte ihm die Gefahren einer so langen Untätigkeit vor; ich ersuchte ihn, doch nicht in diesen elenden Räumen zu ersticken, sondern draußen frische Luft zu schöpfen.

„Die Beleidigungen“, erwiderte er, „denen ich so lange ausgesetzt war, haben mich in diesen elenden Räumen festgehalten, heute hält mich darin der Mangel an Kräften zurück. Sehen Sie doch zu, ob Sie an diesem Beine etwas finden, es versagt den Dienst“.

Ich untersuchte die ganze rechte Körperseite. Was ich bemerkte, war mir sehr unangenehm: sie war weit schwächer als die linke.

„Nicht so zart, drücken Sie nur! Sagen Sie mir, ob die Natur im Einverständnis ist mit diesen Sch . . . Wird das Klima dem englischen Ministerium die Leiche ausliefern, auf welche es lauert?“

Es handele sich nur um eine vorübergehende Schwäche, bemerkte ich, sie würde wieder verschwinden.

Der Kaiser hatte über einen Protest mit mir gesprochen; ihn kennen zu lernen, war ich neugierig. Er wurde mir im Wortlaut mitgeteilt und lautet:

„Am 11., 12., 13., 14. und 16. August 1819 hat man zum ersten Mal versucht, in das Haus, welches der Kaiser Napoleon bewohnt und welches bisher stets respektiert wurde, einzudringen. Er hat der Gewalt Widerstand geleistet, indem er die Türen verschloß. Unter diesen Umständen wiederholt er den Protest, welchen er schon mehrfach erhoben hat und erklärt, daß man das Hausrecht nur verletzen werde, indem man sich über seine Leiche Eintritt

verschaffe. Er lebt seit drei Jahren abgeschlossen im Innern seiner kleinen sechs Räume, um sich Insulten und Angriffen zu entziehen. Man ist so gemein, ihm diese letzte Zuflucht zu mißgönnen, d. h. man ist entschlossen, ihm keine andere zu lassen, als das Grab. Er leidet seit zwei Jahren an chronischer Hepatitis, einer in diesem Klima endemischen Krankheit. Seit länger als einem Jahre, nachdem ihm der Doktor O'Meara, im Juli 1818 und der Doktor Stokoe im Januar 1819 fortgenommen waren, ist er des ärztlichen Beistandes völlig beraubt und hat verschiedene Krisen durchzumachen gehabt, welche ihn vierzehn bis zwanzig Tage lang hintereinander an das Bett fesselten. Von einer der heftigsten Krisen befallen, welche er je gehabt hat, seit neun Tagen bettlägerig, hat er seiner Krankheit als Arcanum nur Geduld, Diät und Bäder verordnen können. Dazu ist seine Ruhe seit sechs Tagen durch Drohungen und Beschimpfungen gestört worden, die er wie der Prinz-Regent, wie Lord Liverpool, wie die ganze Welt wissen werden, sich nicht gefallen läßt. Da die Absicht, ihn herabzusetzen, ihn zu beschimpfen, täglich deutlicher zu Tage tritt, wiederholt er die schon einmal abgegebene Erklärung, daß er von Nichts Kenntniß genommen hat und nehmen wird, daß er keine Antwort erteilt oder erteilen wird auf Zuschriften und Pakete, deren Adressen beleidigend und den Formen entgegen sind, welche seit vier Jahren bestehen; daß er derartige Pakete ins Feuer oder zum Fenster hinaus werfen wird, da er Aenderungen in dem, was seit vier Jahren bestanden hat, nicht zuläßt. Bez. Napoleon. Longwood den 16. August 1819“.

24. September.

Napoleons Bewunderung für Mascagni's anatomische Tafeln.

Der Kaiser war zu Bett, sehr schwach und hatte eine schlechte Nacht gehabt. Schmerzen bald hier, bald dort quälen ihn; unter der rechten Brustwarze hat er einen

örtlichen, beständigen Schmerz. Ich riet ihm zu baden, verordnete einen Beruhigungstrank und Einreibungen mit einer Mischung von Amoniak und Opium. Darnach befand sich der Kaiser etwas besser, blieb aber im Bett. Er sprach mit mir über Italien, über die Absichten, mit denen er sich in bezug auf das schöne Land und dessen bedeutende Männer getragen hatte. Er sprach über Volta, über Spalanzani, über Albini, brach dann plötzlich ab und rief:

„Sie sprechen mir ja garnicht von Mascagni! Sie haben doch die nachgelassenen Werke Mascagni's veröffentlicht; ich möchte sie sehen, namentlich die Tafeln, von denen die englischen Zeitungen so viel Rühmens machen“.

Ich holte sie sofort herbei; er breitete sie vor sich aus, betrachtete sie genau, fragte nach allem Möglichen und zeigte ein lebhaftes Interesse an den vortrefflichen Darstellungen, so daß es fünf Uhr wurde, ohne daß er es gemerkt hatte:

„Das waren zwei Stunden“, rief er, „die ein Mann der Anatomie widmete, der den Anblick einer Leiche nicht ertragen konnte. Doktor, Sie sind ein Verführer! Sie werden mich noch überreden, daß Willen gut zum Einnehmen sind“.

25. September.

Mein Journal. — Die mitgebrachten Bücher. — Porträt des Königs von Rom. — Die „Correspondence inédite“. — Brief Klebers. — Ein etwas bornierter Kardinal. — Ein Spaß mit Buonavita.

Der Kaiser fuhr in der Besserung fort; die Nacht war nicht schlecht gewesen. Ich verordnete ein Bad, das ihm gut bekommen war.

„Nun, Doktor, wie denken sie über mich? Soll ich sterben? Soll ich leben? Sagen sie offen, was sie denken“.

„Ich denke, daß Ew. Majestät nicht am Ende Ihrer Laufbahn stehen, daß vielmehr neue Bestimmungen Sie erwarten“.

„Was Sie da sagen, Doktor! Sie haben die Gewandtheit Corvisart's, ich möchte, daß Sie auch grob würden, wie er. Sie führen ein Journal über meine Krankheit?“

„Jawohl, Sire“.

„Gut, ich werde nach Ihrem Diktat schreiben oder Sie werden Ihr Journal nach meinen Anordnungen redigieren. Sie werden mir dann keine rosige Zukunft mehr versprechen, ich werde wissen, woran ich bin, ich könnte jeden Tag, das, was ich fühle mit Dem vergleichen, was ich gefühlt habe; Sie werden mich dann nicht mehr hinter's Licht führen“.

„Aber, Sire . . .“.

„Kein aber, es ist eine abgemachte Sache. Ich schreibe oder diktiere die Bulletins. Haben sie mir keine Bücher mitgebracht?“

„Einige allerdings“.

„Was sind das für Bücher?“

„Ich weiß es nicht, ich war es nicht, der sie gekauft hat“.

„Ich will sie alle sehen“.

„Aber, Sire, wenn sich Schmähchriften darunter befänden?“

„Ach was, die Sonne hat keine Flecken mehr. Die Zeitungsschmierer haben die Weide abgegrast, geben Sie alles“.

Ich sah in diesem Augenblick, daß Leute die Kisten trugen, sich Longwood näherten; es waren offenbar die Bücher; ich sagte es dem Kaiser.

„O, das ist schön!“ rief er. „Ich komme über einige Stunden der Langenweile hinweg. Lassen Sie die Kisten in meinen Salon schaffen, ich will zusehen, wie sie geöffnet werden“.

Dies geschah auch alsbald und My reichte dem Kaiser einige Bücher hin.

„Das ist nicht, was ich will! Suchen Sie, drehen Sie alles um, beeilen Sie sich: ein von Europa kommender Ballen muß etwas anderes enthalten, als dieses Zeug hier“.

In der Tat fand man bald ein Porträt, welches der Prinz Eugen schickte. Er griff darnach, drückte seine Lippen darauf und betrachtete es lange Zeit mit feuchten Augen.

„Teures Kind! Fällt es nicht einer elenden Politik zum Opfer, so wird es sich nicht dessen unwürdig erweisen, der ihm das Leben gab. Aber was ist es mit Ihnen, was haben Sie? Sie packen ja nicht weiter aus.“

Wir waren so ergriffen von dem, was wir gesehen und gehört hatten, daß wir wie erstarrt dastanden, man wagte kaum Atem zu holen. Nun ging es wieder an das Auspacken. Die Kammerdiener kontrollierten die Titel der Bücher. Napoleon hatte gehofft, das Buch „de l'Allemagne“ und „Polybe“ zu finden; sie waren leider nicht dabei, man hatte die Kisten ohne Auswahl in der Eile beliebig angefüllt, es waren meist Werke eingepackt worden, die schon auf St. Helena existierten. Napoleon ärgerte sich darüber und sagte:

„Warum haben die Leute in Rom nicht diesem Zwecke einige 20000 Francs gewidmet? Meine Mutter hätte sie gern bezahlt, Sie hätten mir mit den Büchern Trost gebracht; wenn ich wenigstens den „Polybe“ hätte! Vielleicht geht er mir auf anderem Wege zu!“

Er erhielt das Buch allerdings und zwar durch Lady Holland einige Monate vor seinem Tode. Das Buch der Mad. de Staël bekam er jedoch nicht zu sehen. Es wurden größere Pakete von Zeitungen hervorgeholt.

„Da habe ich ja die Mittel mich auf dem Laufenden zu halten. Es ist interessant, die weisen Maßregeln zu studieren, welche meine Tyrannen vergessen machen sollen. Armes Europa! Welche Erschütterungen bereiten sich vor“.

„Sire, hier ist auch ihre Korrespondenz“.

„Das ist doch wenigstens nicht das Werk eines Pamphletisten“, rief Napoleon. „Die Korrespondenz ist nicht

gefälscht, kommt nicht über Wien . . . Aegypten! Wir waren alle damals jung, wir spielten mit dem Tode, wir dachten nur daran zu siegen“.

Er griff sogleich darnach und las:

„Alexandrien den 5. Fructidor des Jahres VI. An den General Bonaparte. Es wäre eine Ungerechtigkeit, Bürger-General, von Ihnen, wenn Sie die Festigkeit, mit der ich Ihnen von unseren Bedürfnissen sprach, für ein Zeichen von Schwäche oder Entmutigung halten würden. Ich habe Ihnen schon vermeldet, daß das Ereignis vom 14*) bei den Soldaten nichts wie Unwillen und den Wunsch nach Rache hervorgebracht hat; was mich betrifft, mir ist es gleichgiltig, wo ich lebe, wo ich sterbe, wenn ich nur für den Ruhm unserer Waffen leben und so sterben kann, wie ich gelebt habe. Rechnen Sie auf mich, mögen die Umstände sein wie immer sie wollen, rechnen Sie auf Die, denen Sie befehlen werden, mir zu gehorchen . . .“

„Ja! Das ist die Sprache des tapferen Kleber“, fügte er hinzu. Kleber ließ sich später durch allerhand Ränke verleiten, aber er hatte das Herz auf dem rechten Fleck. Er hätte nie mit den Emigranten paktiert, er hätte nie unsere Adler verleugnet. Ich bin froh, daß ich diese Sammlung hier habe, sie wird meine Erinnerungen beleben, ich werde die „Korrespondenz“ mit Notizen versehen. Was sind das für Kisten, die sie dort haben? Gau de Cologne! Schicken Sie die Kisten an Mad. Bertrand; ich beauftrage Sie ausdrücklich damit, Doktor. Die zweite ist für Sie. Viele Werke, wie ich sehe, sind doppelt; die Duplikate sollen die Priester haben“.

Die letzte Kiste wurde erbrochen; sie enthielt das Gerät für die Kapelle.

„Das ist“, rief er, „das Eigentum des heiligen Petrus — wehe dem, der es anfaßt. Lassen Sie die Abbés kommen — aber was diese Herren betrifft . . . wissen Sie . . .“

*) Die erste Schlacht von Abukir.

der Kardinal ist wirklich etwas borniert! Schickt er mir Missionare, Propagandisten, als wäre ich ein Büßer . . . als hätten die Eminenzen nicht allzeit Queu an den Türen meiner Kapelle gemacht. Ich werde tun, was er hätte tun sollen; mir steht das Recht der Investitur zu, ich werde Gebrauch davon machen“.

Der Abbé Buonavita trat ein:

„Ich verleihe Ihnen die Mitra, Abbé“ rief der Kaiser ihm zu.

„Sire?“ . . .

„Ich verleihe sie Ihnen. Sie werden die Mitra vor den Ungläubigen tragen“ . . .

„Aber, Sire . . .“

„Ich bin leider nicht in der Lage“, fuhr der Kaiser fort, „ein so reiches Canonikat hinzuzufügen, wie z. B. das von Ballence; dafür aber soll Ihr Bischofsstiz auch allem Kriegsgetümmel fern liegen. Ich ernenne Sie zum Bischof von . . nun von . . sagen wir von der Jumna*). Die weite von der Jumna bespülte Landschaft war früher einmal im Begriff, sich uns anzuschließen, die Bewohner waren in Bewegung: wir schickten uns an, den Engländern den Todesstoß zu geben: ein Mann — ich wage nicht ihn einen Franzosen zu nennen — brachte die Sache zum scheitern. Also, Abbé, die Sache ist abgemacht; ich will, ich befehle, daß Sie die Insignien eines Bischofs führen; dieselben flößen Respekt ein, sie werden auf die Ungläubigen, von denen Sie hier umringt sind, Eindruck machen. General Montholon! Sehen Sie doch zu, ob Sie nicht, sei es in Jamestown oder in der Kapstadt für das Kostüm unsres Bischofs das Nötige besorgen können“. —

*) Anmerkung des Uebersetzers. Heißt auch Dschamna; ist ein vom Himalaja kommender Nebenfluß des Ganges, mit welchem er eine ganze Strecke parallel fließt, indem er zwischen sich und dem Ganges das sogenannte „Zweistromland“ läßt.

Dem General war es unmöglich, dem Auftrage zu entsprechen; in beiden Orten ist die Bevölkerung evangelisch; es gibt dort weder rote noch violette Stoffe: so blieb der arme Abbé nach wie vor auf das schlichte Gewand des Missionars angewiesen.

Man kam sodann auf die Kapelle zu sprechen: welches Zimmer dazu eingerichtet, wie der Altar hergestellt werden sollte zc. Der Kaiser entschied mit den Worten:

„Ich will kirchliche Zeremonien, Herr Bischof, nur an Sonntagen und an den vom Konkordat eingeführten Festtagen. Für diese Tage überlasse ich Ihnen den Speisesaal; der Altar ist stets nach beendeter Feier wieder zu entfernen. Sie sind schon bei Jahren, ich bestimme daher die Stunde, die Ihnen die bequemste ist: Sie werden die Messe von neun bis zehn abhalten. Was das Material zur Herrichtung des Altars betrifft, so haben wir hier einen Gegenstand, der sich dazu eignet. Sie werden demselben Bretter, Leisten zc. alles, was Ihnen gut scheint, entnehmen, und die Ueberreste des Meisterwerkes in einen Winkel des Gartens werfen. Haben Sie je etwas originelleres gesehen als diese Bettstelle?*) Sie gleicht einem Bau, den man mit einer Strickleiter erklimmen muß: einer Rattenfalle, wie sie englischer Geschmack allein erfinden konnte“.

26. September.

Napoleon über die Familienbilder in seinem Zimmer. — Der Kaminschmuck. — Sonst und jetzt. — Nur wenige Souveräne opferten sich für ihre Völker. — Beschreibung der Zimmer. — „Die Wanduhr Friedrich des Großen repräsentiert alles, was Preußen wert war“.

Der Zustand des Kaisers ist ziemlich unverändert. Er hat die Nacht mit dem Lesen von Zeitungen und Büchern verbracht: er ist infolgedessen sehr angegriffen.

*) Sie stammte vom Gouverneur.

Ich ersuchte ihn, sich auszuruhen, etwas zu sich zu nehmen, und im Laufe des Tages ein Bad zu nehmen.

„Ich bin einverstanden, Doktor“, sagte er, indem sich seine Blicke auf das Porträt des Königs von Rom hefteten welches er in die Hand nahm. „Geben Sie dem Bilde einen Platz neben dem der Mutter. Dort rechts, mehr nach dem Kamin zu. Sie erkennen Marie Louise an ihrem frischen Teint, sie hat ihren Sohn im Arme. Und das andre — Sie erkennen es ja auch, ist der kaiserliche Prinz. Sie werden aber nicht erraten, wer das Bild gestickt hat — es war die schöne, geschickte Hand der Mutter. Das Bild, welches gerade vor Ihnen hängt, stellt wieder Marie Louise vor. Die beiden andern sind Porträts Josephines, die ich so sehr geliebt habe. Sehen Sie jene große Wanduhr? Sie diente Friedrich dem Großen als Wecker; ich habe sie in Potsdam an mich genommen: sie repräsentiert den höchsten Wert, den Preußen hatte. Rücken Sie die Büste des kaiserlichen Prinzen mehr nach links. Mein Kamin ist nicht reich ausgestattet, wie Sie sehen. Die Büste meines Sohnes, zwei Leuchter, zwei vergoldete Tassen, zwei Flacons, eine Schere für die Nägel, und ein kleiner Spiegel. Von der Pracht der Tuilerien ist Nichts übrig geblieben: das hat aber nicht viel auf sich: meiner Macht und Pracht bin ich beraubt, meines Ruhmes nicht! Ich bewahre meine Erinnerungen. Es giebt nur wenige Suveräne, die sich für ihre Völker geopfert haben — dieses ungeheure Opfer aber hat doch einen ganz eignen Reiz!“

Ich zog mich zurück. Will mich aber an dieser Stelle gleich weiter mit der Einrichtung dieses traurigen Hauses beschäftigen. Rechts in der Ecke stand ein kleines Feldbett aus Eisen mit silbernen Adlern auf den Eckpfosten und seidnen Vorhängen. Zwei kleine, abscheuliche Fenster vermittelten den Zutritt des Lichtes; zwischen den Fenstern stand ein Sekretär mit dem sogenannten „grand necessaire“ und ein Armstuhl, auf welchem Napoleon bei der Arbeit zu sitzen pflegte. An der linken Wand stand noch ein Stuhl,

an der rechten hing der Degen, welchen Napoleon bei Austerlitz getragen hatte. Die Thür, welche nach dem Badezimmer führte, war durch einen elenden Wandschirm verdeckt, hinter welchem auch ein altes, mit Kattun überzogenes Sofa stand; auf diesem Sofa ruhte Napoleon meist, wenn er sich angegriffen fühlte; er steckte dabei die unteren Extremitäten in einen Flanell-Sack. Sein Frühstück wurde auf einem gebrechlichen Tisch serviert, der noch dazu voll von Briefen lag. Das zweite Zimmer war ebenso dürftig: es war sieben Fuß hoch, fünfzehn lang und zwölf breit; es hatte ein Fenster, welches nach dem Garten hinausging und eine Thür, welche nach dem Speisesaal führte. Ein anderes Feldbett, ein großer Lehnstuhl, mehrere Flinten, einige chinesische Windschirme, eine Kommode, zwei kleine Tische — auf dem einen lagen Bücher, auf dem andern standen Weinflaschen — ein Stuhl und eine prachtvolle Waschtouillette, die aus dem Elysée stammte, bildeten das Mobiliar — so sahen die Räume aus, in welchem England seinen Reichtum, sein ritterliches Beileid für den gestürzten Helden zur Schau stellte. —

Ich hatte dem Grafen Bertrand über meine Auslagen während der Reise Rechnung gelegt; ich erhielt von dem General folgenden Brief mit beigefügter Abrechnung:

„Longwood 26. September 1819. Ich habe die Ehre, mein Herr, Ihnen die Abrechnung von dem, was Ihnen seit dem 1. Januar 1819 bis zum nächsten 1. Oktober zusteht, zu überreichen. Ich ersuche Sie zugleich, die 200 L., welche noch in Ihren Händen sind, an mich abzugeben. Ich habe die Ehre zc. Graf Bertrand“.

Beigelegt war folgender Rechnungsabschluß:

Herr Antommarchi hat zu erhalten vom 1. Januar bis 1. Oktober 1819 an Gehalt für neun Monate 6750 Fr., für Zuschuß zu den Reiseauslagen 422, für Zahlungen an Chandellier 75: also zusammen 7247 Fr. Er hat in Rom erhalten 1620 Fr., unterwegs 3120 Fr.; zusammen 4740 Fr. Herr Antommarchi hat also noch zu erhalten: 2507 Fr.

27. September.

Die große Feuchtigkeit in Longwood. — Ein neuer Schmuck der Wände. — Der Adler. — Die Einladung des Gouverneurs.

Der Kaiser hatte eine unruhige Nacht; er hat während derselben viel gelesen; er las auch noch als ich bei ihm eintrat. Er klagte über Schmerzen im Unterleibe, diese aber hörten nach verabfolgtem Lavement bald auf. Ich ersuchte den Kaiser, seine Lektüre zu unterbrechen, ein Bad zu nehmen und sich etwas Bewegung zu machen. Die Feuchtigkeit in der Wohnung war schrecklich; sie zerstörte alles: der schlechte Mantin, der als Tapete diente, hing in Fetzen herab. Wir haben ihn erneuert. Wir haben mit einer kleinen Bildersammlung ägyptischer Vögel die Wände dekoriert; wir gruppierten diese Bilder rings um einen Adler, der als Beschützer der Vögel gedacht war. Als Napoleon es bemerkte, flog ein Lächeln über seine Züge und er meinte:

„Du teurer Adler! Du wärest noch in vollem Fluge, wenn diejenigen, die Du mit deinen Flügeln decktest, deinen Aufschwung nicht verhindert hätten!“

Als ich zu Hause eintraf, fand ich eine Einladung des Gouverneurs vor; er hätte von den anatomischen Tafeln gehört, welche ich bei mir hatte; er wünschte, dieselben zu sehen. Ich folgte natürlich der Einladung. Sir Hudson prüfte jede der Tafeln auf das Genaueste, immer von Neuem: er mußte dabei irgend einen Hintergedanken haben; erst allmählich kam er zu physiologischen Erörterungen, die mit Lobeserhebungen über die schöne, fleißige Arbeit endeten.

28. September.

Der eigentümliche Anzug Napoleons. — Napoleons scherzhafte Bemerkungen dazu.

Der Kaiser befindet sich ein wenig besser. Ich verordnete wiederum ein Bad und Bewegung.

„Sie schliefen noch, Doktor, als ich bereits dabei war, Ihren Vorschriften nachzukommen. Ich bin schon bei Tagesanbruch auf und draußen gewesen, und um frische Luft zu schöpfen.“

Der Flanell-Sack lag auf der Erde, und ich hatte Gelegenheit Napoleons sonderbares Kostüm zu betrachten: es bestand aus einem weißen Hauskleide, einem weiten Pantalon, welches die Füße zugleich umschloß, aus rot-ledernen Pantoffeln und einem bunten, um den Kopf geschlungenen Tuch. Der Hemdtragen war nicht zugeknöpft eine Kravatte fehlte. Er bemerkte, daß ich ihn einen Augenblick erstaunt musterte und rief lachend:

„Ah! ich weiß was es gibt. Um Sie wegen Ihres Mangels an Ehrfurcht vor meinem Kostüm zu strafen, untersage ich bis morgen Ihren Droguen den Zutritt bei mir. Ich habe einige allgebrauische Probleme zu lösen“.

29. September.

Die Bücher. — Was damit geschieht. — Die guten, die mittelmäßigen und die schlechten.

Der Kaiser ist völlig erschöpft; er klagte über Stiche in der Leber, dabei fuhr er in seiner Lektüre fort; ich brachte ihn nur mit Mühe dahin, daß er sich etwas Bewegung machte.

Der ganze Fußboden war mit Büchern bedeckt, es lagen Bücher um das Bett herum, Bücher in der Mitte des Zimmers, Bücher an den Wänden entlang. Ich erkundigte mich, was dieses ungeheure Durcheinander von Büchern bedeute. Der Kaiser habe die ganze Nacht durch gelesen, erhielt ich zur Antwort.

„Wenn der Kaiser“, sagte man mir, „lesen will, so legt er sein ganzes Bett voll Bücher, blättert darin, liest einiges im Zusammenhang und wirft das Gelesene fort. So lange er ein Buch in der Hand hat, duldet er nicht, daß er unterbrochen wird: die guten Bücher finden Platz

auf dem Fußboden, die mittelmäßigen werden mit Verachtung bei Seite geschoben, die schlechten an die Wände geworfen. Erst wenn der Kaiser ausgegangen oder im Bade ist, dürfen wir aufräumen“.

30. September.

Es geht dem Kaiser etwas besser. Ich verordne Quecksilber-Präparate für innern und äußern Bedarf. Er lehnte ab.

1. Oktober.

Das Befinden des Kaisers ist unverändert, ich bringe wiederholt den Gebrauch von Quecksilber in Vorschlag und rate zu Bewegung.

2. Oktober.

Ebenso wie gestern; ich bestehe auf der Notwendigkeit der Merkurial-Mittel. Ich rate zu Bädern und körperlicher Bewegung.

3. Oktober.

Die Liberalität Napoleons seinem Arzt gegenüber. — Derselbe soll nach fünfjähriger Tätigkeit mit einer Jahrespension von 8—9000 Francs die Insel verlassen.

Der Kaiser befindet sich besser; ist auch bereit sich Bewegung zu machen. Ich begleitete ihn in den Garten und sprach ihm von der sorgfältigen Pflege, welche sein Befinden beanspruche und dem baldigen Ende seiner Leiden.

„Ich glaube Ihnen, Doktor; aber das Klima wird sich doch kein Opfer nicht entgehen lassen. Auch Sie, Doktor, wie geht es Ihnen hier, genügen Ihnen denn die 9000 Franks für Ihre Bedürfnisse?“

Ich versicherte ihm, ich wäre nur zu glücklich, mich in seiner Nähe zu befinden; an pekuniärem Vorteil läge mir

nichts, ich hätte keinen andern Wunsch als den, ihm dienen zu dürfen.

„Lieber Doktor, das ist sehr hübsch von Ihnen, aber beides zu vereinen, wäre doch noch besser. Ich gebe Ihnen das, was ich in Paris gab. Die Umstände haben sich leider gewaltig geändert; ich wünschte vor allem, daß das provisorische Gehalt, für Ihre Bedürfnisse aufkäme, das ist mein Wille. Sehen Sie zu, ob man nicht zu niedrig kalkuliert hat“.

Ich antwortete, es wäre mehr als ich brauchte, ich wäre gerührt von der Güte, die er mir erwies.

„Wie lange“, frug er, „gedenken Sie hier zu bleiben?“

„So lange als Sie geruhen, meine Dienste anzunehmen“.

„Wissen Sie, daß mein Leibarzt zugleich auch der Arzt der Personen meines Gefolges ist? Er soll zu gleicher Zeit Chirurg, Arzt und Apotheker sein“.

„Ich weiß es, Sire. Mein Leben gehört Ihnen bis zu meinem Tode, Sie können über mich verfügen“.

„Nun gut! länger als fünf Jahre werde ich Sie auf keinen Fall auf dieser Klippe festhalten; ist die Zeit vorüber, so sichere ich Ihnen eine jährliche Pension von 8—9000 Franks zu. Sie werden nach Europa zurückkehren, Sie werden ein unabhängiges Dasein führen, Ihre anatomischen Arbeiten fortsetzen können; Sie werden unter den ersten Physiologen des Jahrhunderts Ihren Platz finden. Sie verdienen meinen Dank für das Opfer, welches Sie mir brachten; ich schulde Ihnen Wohlwollen, Achtung, Zuneigung. Sie werden die Empfindungen, die ich Ihnen entgegenbringe, rechtfertigen, indem Sie für mich sorgen“.

Der Kaiser erging sich noch eine ganze Zeit über dasselbe Thema. Er ließ mir einige Tage später durch den General Montholon seine Absichten nochmals kundtun.

4. Oktober.

Erinnerungen an Korsika. — Deshalb Napoleon 1814 nicht nach Korsika, sondern nach Elba gegangen ist. — Was er aus seinem Heimatlande zu machen gedachte. — Kein Engel des Friedens, sondern ein Dämon des Krieges!

Das Befinden Napoleons ist unverändert; ich verordne Schwefelbäder, Bewegung im Freien. — Ich begleitete den Kaiser in den Garten, er war übel gelaunt, im Schatten einiger Bäume setzte er sich nieder.

„Ach, Doktor“, begann er, „wo ist der schöne Himmel Korsika's! Das Schicksal wollte nicht, daß ich die Orte wieder sähe, an welche sich Erinnerungen meiner Kindheit knüpfen. Ich wollte und ich konnte mir die Souveränität von Korsika sichern, eine momentane Laune änderte meinen Entschluß und ich gab Elba den Vorzug. Wäre ich meiner ersten Absicht gefolgt, hätte ich mich nach Ajaccio zurückgezogen, vielleicht hätte ich dann garnicht daran gedacht, die Zügel der Regierung wieder zu ergreifen. Ich wäre nicht von allen Seiten verwundbar gewesen, man hätte sich nicht über Versprechungen hinweggesetzt und ich wäre nicht hier. Ich wollte auch 1815 dorthin flüchten, ich wäre in der Lage gewesen, dort allem Uebelwollen der Verbündeten die Stirn zu bieten. Sie kennen ja die Bewohner unsrer Berge, wissen, welche Energie ihnen eigen ist, welche Beständigkeit, welcher Mut. Sie wissen, wie sie dem Feinde Trotz zu bieten verstehen. Außerdem hat die Insel ihre natürlichen Verteidigungsmittel. Die Winde, die Schwierigkeiten der Landung schwächen einen etwaigen Angriff. Die Bevölkerung hätte mir sicherlich die Hand geboten: sie wäre meine Familie geworden, ich hätte die Verfügung über alle Herzen gehabt! Glauben Sie mir, 30, 40, 50 000 Verbündete wären nicht imstande gewesen, uns zu unterjochen, falls sie den Versuch gewagt hätten. Welcher Souverän hätte sich einen Kampfplatz ausgesucht, auf dem er alles verlieren, aber nichts gewinnen konnte! Ich

wiederhole es, das Volk war auf meiner Seite. Von meiner frühesten Jugend an war ihnen mein Name bekannt: ich hatte Einfluß auf Korsika's Entwicklung. Die zerklüfteten Berge, die tiefen Täler, die Bergströme, die Abgründe waren für mich nicht gefährlich. Ich habe sie durchstreift von einem Ende zum andern, ohne daß mir je ein Unfall zugestoßen wäre, ohne daß ich je ein beleidigendes Wort gehört hätte. In Bocognano sogar, wo die Blutrache für sieben Generationen Pflicht ist, wo man bei der Mitgift einer Braut die Zahl ihrer Vettern in Rechnung bringt, wurde ich gefeiert, war ich willkommen; die Leute hätten sich für mich geopfert. Es war nicht die Gesinnung der Bevölkerung, welche mich beunruhigte: ich wußte, daß jeder Arm mir gehörte — aber man hätte gesagt, ich verkröche mich, ich rettete mich in den Hafen, während alle Uebrigen zu Grunde gingen. Ich wollte inmitten des Schiffbruches so vieler braver Männer nicht einen Schlupfwinkel für mich auffuchen: ich beschloß, mich nach Amerika zurückzuziehen . . . ich ging nach England! Konnte ich denn voraussehen, auf welche abscheuliche Weise mir England das Gastrecht bieten würde? Noch ein andrer Beweggrund kam zur Geltung. War ich einmal in Korsika, so hatte ich allerdings den Ausgang des Kampfes nicht zu befürchten, aber ich hätte mich mitten im Mittelländischen Meere befunden. Frankreich und Italien hätten mich im Auge gehabt, die Gährung hätte kein Ende genommen. Um ihrer Ruhe willen wären die Souveräne gezwungen gewesen, über mich herzufallen. Die Bevölkerung der Insel wäre durch den Krieg dezimiert worden: ich wollte an ihrem Unglück nicht schuld sein. Zudem hatte ich zu Gunsten meines Sohnes abgedankt: das durfte keine illusorische Tat sein; ich wollte sie sicher stellen, ich mußte befürchten, ihren Erfolg zu stören.

Ach! Doktor, welche Erinnerungen hat Korsika bei mir hinterlassen! Ich lebe noch auf seinen Höhen, in seinen Tälern. Die Luft Korsika's findet man nirgends; ich hätte auf der Insel Verbesserungen eingeführt, soviel ich nur

konnte: Frankreich hatte meine Vorliebe nicht gemißbilligt -- das Unglück kam und ich konnte meine Absichten nicht ausführen!

Obwohl Korsika bergig ist, es fehlt ihm an Wasser, an größeren Flüssen. Das ist ein Hindernis für seine Entwicklung, allein die Vortrefflichkeit des Bodens, die Tatkraft der Bevölkerung konnten Abhilfe schaffen. Die sogenannten „Salines“ bei Ajaccio eignen sich zur Kaffeekultur, auch das Zuckerrohr würde nach bereits gemachten Erfahrungen gedeihen. Ich hätte die Industrie, den Handel, die Landwirtschaft, die Künste, die Wissenschaften gefördert; hätte Fremde herbeigezogen, für die Vermehrung der Bevölkerung gesorgt. Ich hätte Korsika unabhängig von den Märkten des Continents gemacht. — Ich habe auch lange über einen Befestigungsplan nachgedacht, Korsika wäre uneinnehmbar geworden. Saint Florent hat eine überaus günstige Lage, es ist besonders geeignet für den Handel nicht weit von Frankreich und Italien, die Ankerplätze sind sicher und bequem, es kann dort eine ganze Flotte ankern: ich hätte die Hauptstadt der Insel daraus gemacht, hätte den Hafen stark befestigt.

Das waren meine Ideen, allein meine Feinde haben mich gezwungen, mein Leben auf Schlachtfeldern hinzubringen, sie haben mich, der ich nur die Segnungen des Friedens im Auge hatte, zu einem Dämon des Krieges gemacht. Sie wurden hinteres Licht geführt. Alle erhoben sich, um mich zu vernichten. Habe ich das nicht ausführen können, was ich inbezug auf Korsika beabsichtigte, so habe ich doch wenigstens die Genugthuung, etwas für Ajaccio getan zu haben: der Hafen ist klein aber gut angelegt“.

Ich war tief erregt von dem, was ich gehört hatte: und gedachte der unlängst noch blühenden Zustände auf der Insel und der jetzt so trostlosen Verhältnisse. Mir traten die Tränen in die Augen. Der Kaiser frug, was mir wäre.

„Verzeihung, Sire. Ich kann meiner Bewegung nicht Herr werden: der Kontrast von damals und jetzt ist zu schrecklich“.

„Doktor, wenn St. Helena Frankreich wäre, es sollte mir auf diesem schändlichen Felsen gefallen!“

5. Oktober.

Die Etikette. — Napoleon, wenn er böse war.

Leichte Schmerzen im Unterleibe; nach dem Bade besser. Das Allgemeinbefinden hat sich überhaupt etwas gebessert. Napoleon gestattete mir, die schriftliche Bitte an Sir Hudson zu richten, daß mir der Besuch der Hospitäler gestattet würde.

Die Vorschriften der Etikette waren mir natürlich nicht sehr geläufig, ich war aber bemüht, meiner Unkenntnis ab-zuhelfen. So durfte u. a. niemand vor dem Kaiser er-scheinen, ohne zuvor angemeldet zu sein; man verharrete, den Hut in der Hand, in ehrfurchtsvoller Haltung und trat erst näher, wenn man dazu aufgefordert wurde; niemand sagte etwas, es sei denn, daß die Unterhaltung eine allgemeine war. In diesem Falle war der Kaiser stets sehr lebhaft bei der Sache; er machte Scherze, wirkte überhaupt gern erheiternd. Er war sehr liebenswürdig, teilnehmend, und suchte alle Herzen zu gewinnen; gab er Ratschläge, so waren sie stets väterlicher Art; handelte es sich um Vor-würfe, so waren es die eines Freundes. Schrecklich aber war er, wenn ihn Zorn überkam: da gab es keine Wider-rede; war aber der Zorn verraucht, so war der Kaiser wieder die Liebenswürdigkeit selbst, und voller Teilnahme, er suchte den zu trösten, den er eben schlecht behandelt hatte: es spiegelten sich dann in seinem Wohlwollen Vorwürfe, die er sich selbst machte. Handelte es sich um schwerere Vergehen, so ließ er den, der sie begangen hatte, zunächst völlig unbeachtet; nach einiger Zeit aber — war alles vergessen!

Die Vorschriften der Etikette sind ja bald zu erlernen; anfänglich aber mußte ich nicht, daß man die Gemächer des Kaisers nicht eher verlassen dürfe, als bis man entlassen war. Eines Tages, als der Kaiser eingeschlafen war, und ich fürchtete, ihn zu stören, zog ich mich leise zurück. Ich war noch nicht innerhalb meiner vier Pfähle angelangt, da war er schon wieder erwacht; als er mich nicht sah, klingelte er und ließ mich rufen. Als ich eintrat, war er bereits wieder eingeschlafen. Als er dann erwachte, sah er mich erstaunt an und meinte:

„Ah! Sie sind noch immer hier“.

„Ja, Sire, aber ich hatte mich inzwischen entfernt“.
Er stand auf, zupfte mich am Ohr und sagte:

„Dottoraccio di Capo Corso, wie können Sie mich allein lassen!“

Er lachte und fuhr fort:

„Wie konnten Sie sich ohne meine Erlaubnis entfernen? Sie sind Neuling, ich verzeihe Ihnen. Weder der Oberhofmarschall, noch der General Montholon hätten sich von meinem Bett entfernt ohne meine Erlaubnis“.

Ich bat ihn meine Unkenntnis der Vorschriften zu entschuldigen. Er lachte wieder und sagte, ich wäre ja ein Neuling.

6. Oktober.

Napoleon bei der Lektüre von Racine's Mithribates. — Er deklamiert eine Stelle. — Plötzliche Erschöpfung. — Neue Scherze.

Das Befinden ist wieder etwas besser; der Kaiser war im Garten gewesen. Als er zurückkam, fiel ihm ein Band von Racine's Werken in die Hand; er las eine Weile darin. Bei der Szene, in welcher Mithribates seine Eroberungspläne gegen Rom entwickelte, sagte Napoleon:

„Sie denken wohl, ich werde Ihnen diese Stelle vordeklamieren, die alle Maulaffen zur Bewunderung hinreißt? Nein, dottoraccio, daraus wird nichts; die Verse sind viel

zu gut für solch albernes Zeug! Hier — diese Stelle ist weniger pomphaft, aber dafür mehr der Wahrheit entsprechend, vernünftiger“.

Er begann vorzulesen und zeigte dabei eine außerordentliche, mich fesselnde Gewandtheit. Dann warf er das Buch fort, ließ sich auf einen Sessel nieder und ich hörte, daß er den Namen seiner Mutter ausstieß: er verstummte und schien sich in einem Zustande völliger Erschöpfung zu befinden. Ich bemerkte, daß seine Brust sich heftig hob und senkte, er sah mich starren Blickes an ohne ein Wort auszustossen. Plötzlich erholte er sich: die Krise war vorüber.

„Was denken Sie, Doktor? Es ist vorbei, wie?“

Er erhob sich, kam auf mich zu, betrachtete mich prüfend, zaufte mich am Backenbart, kniff mir in die Ohren und drängte mich an die Wand, indem er rief:

„Ah, Sie Spitzbube! Sie Doktor Capo Corsino! Sie sind nach St. Helena gekommen, um mich mit Drogen vollzustopfen. Ich werde Sie hängen lassen: an Ihrem Hause von Capo Corsino werde ich Sie aufhängen lassen“.

Dann lachte er, scherzte und sagte mir hundert Artigkeiten.

7. Oktober.

Besuch in Plantation-House. — Die Freiheitsbeschränkungen und ihr Einfluß auf Napoleons Befinden. — Sir Hudson bleibt dabei, daß des „General Bonaparte“ Befinden vortrefflich wäre!

Das Befinden ist heute unverändert. Ein Bad, Bewegung im Freien.

Der Kaiser hatte mir die Erlaubnis erteilt, mich nach Plantation House zu verfügen. Es war mein erster Besuch, den ich dem Gouverneur abstattete; Lowe empfing mich im Beisein seines Adjutanten, des Major Gorrequer. Ich klagte über die uns auferlegten Freiheitsbeschränkungen und erklärte, daß dieselben einen wesentlichen

Einfluß auf das Befinden des Kaisers ausgeübt hätten. Ich fügte meine Befürchtungen inbezug auf den Ausgang der Krankheit hinzu: chronische Hepatitis wäre so gut wie sicher beim Kaiser festgestellt. Ich wies auch darauf hin, daß das Klima die Krankheit verschlimmere, und daß Gefahr vorhanden wäre.

„Glauben Sie mir“, beteuerte Sir Hudson, „wenn ich Ihnen sage: der General Bonaparte befindet sich trotz alledem vortrefflich. Wir haben hier das gesündeste Klima, das ich kenne und gerade deshalb ist die Insel für seinen Aufenthalt bestimmt worden“.

8. Oktober:

Die Kinder des General Bertrand. — Ihre Spiele. — Die kleine Hortense Bertrand. — Was der Kaiser von ihr sagte.

Der Kaiser macht weitere Fortschritte in der Besserung, Appetit und Kräfte kehren allmählich zurück.

Der Kaiser ließ die Kinder des Oberhofmarschalls zu sich kommen; er hatte sie seit einigen Tagen nicht gesehen. So wie sie da waren, begannen ihre Spiele, an denen der Kaiser teilnahm. Da der Lärm immer mehr zunahm, bemerkte endlich der Kaiser:

„Ihr macht aber doch zu viel Lärm, ich kann Euch nicht zu Tisch hierbehalten“,

Die Kinder versprachen sich zu bessern und hielten Wort. Sie durften bleiben. Der kleinen Hortense wies der Kaiser Platz an seiner Seite an. Nachdem das Diner zu Ende war, erhielten die munteren Kinder Erlaubnis wieder zu kommen; der Kaiser sagte zu mir:

„Wie die kleine Hortense sich entwickelt. Wenn sie am Leben bleibt: wie vielen eleganten jungen Männern wird sie ein Plagegeist werden. Ich werde es nicht erleben. Was sagen Sie Doktor?“

9. Oktober.

Erlaubnis zum Besuch der Hospitäler unter der Ueberwachung eines Offiziers. — Der Kaiser inkognito. — Der Markt der Polizei=Spizel. — Der König von Württemberg und sein Rat. — Der Kaiser fragt mich, ob ich Kenntnis von den Schlachten Alexanders, Cäsars oder von den seinigen hätte. — Ich erhalte Unterricht.

Der Zustand Napoleons ist unverändert; er badet und macht sich Bewegung im Freien.

Eine Ordonnanz erschien bei mir und überreichte mir ein Schreiben Sir Hudson Lowe's. Ich glaubte, es handle sich um eine neue Freiheitsbeschränkung, ersah aber bald aus dem Inhalt, daß es sich um eine Antwort auf den von mir erwähnten Brief handelte: mir war die Erlaubnis erteilt, die Hospitäler der Insel zu besuchen, unter der Bedingung, daß ich die Begleitung eines überwachenden Offiziers annähme — könnte man nicht Kranke leicht zur Meuterei veranlassen? Wie leicht könnte ein so kriegerisch gestimmter Mann wie ich England in die Pfanne hauen mit einer handvoll Kranker oder Sterbender.

Der Kaiser machte einen Spaziergang rings um Longwood herum. Ich bemerkte, daß er prüfende Blicke in das Innere der Häuser warf und daß er ab und zu in eins derselben, wenn es von einem Mitgliede seines Gefolges bewohnt war, eintrat. Ich wollte gerade auf ihn zutreten um ihm den Inhalt des eben erhaltenen Briefes mitzuteilen, als mir ein Kammerdiener zuflüsterte:

„Gehen Sie nicht, Herr Doktor, Seine Majestät befindet sich im Inkognito“.

„Wie, im Inkognito?“

„Gewiß, Sie sehen doch, daß er nicht in seiner üblichen Kleidung ist, er hat ja auch den dreieckigen Hut nicht auf, welchen er nur abnimmt, wenn er sich zu Tisch setzt. Jedesmal, wenn der Kaiser so aussieht, wie in diesem Augenblick, wenn er diesen langen grünen Rock anhat, welchen er

bis zum Rinn zuknöpft, wenn er diesen breittrempigen Hut aufsetzt, so will er von niemandem erkannt und angesprochen sein. Der Oberhofmarschall selbst hütet sich ihn zu stören“.

Ich bedankte mich für die Information und wartete die Heimkehr Napoleons ab. Er hatte der Gräfin Bertrand einen Besuch gemacht und blieb zwei Stunden bei ihr; mir wurde infolgedessen die Zeit lang, Noveraz tröstete mich, indem er sagte:

„Gedulden Sie sich, ich sehe die Schildwachen sind in Bewegung, er wird gleich kommen“.

Gleich darauf trat auch Napoleon ein, kleidete sich um und ging lange Zeit in seinem Salon auf und ab; er war gut aufgelegt und fing an von Paris zu sprechen; namentlich von der englischen Kolonie: dort wäre der Sammelplatz der Polizisten aller Länder gewesen, Fouché und William Flint hielten dort ihren Markt ab. Einer überbot den andern.

Ich unterhielt mich eines Tages mit dem Könige von Württemberg, es war in den Tuileries, wir standen beide in einer Fensternische, von der aus wir den ganzen Salon übersehen konnten. Ich hatte soeben einen Bericht erhalten, welcher neue Anschläge enthüllte, ich konnte mich einer zornigen Wallung nicht erwehren.

„Mergert Sie dies Geschmeiß“, sagte der König, „so vernichten Sie es doch! Sie haben die Welt besiegt und wollen vor der Spionage zurückweichen; ich wäre in ein paar Stunden mit dem Gefindel fertig“.

Ich frug, auf welche Art denn.

„An den Galgen, mit Marquis und Gräfinnen, alles bunt unter einander: niemand würde sich mehr rühren“.

Seine Majestät wurde so lebhaft, daß ich mich hütete, ihn zu unterbrechen. Sein Auskunftsmittel war ja gut, allein es paßte für mich nicht, man muß ein legitimer

Fürst sein, um die Hälfte seiner Untertanen in Ketten legen oder aufknüpfen zu können“ —.

Es war spät, der Kaiser ging in sein Schlafzimmer. Niemand war da, um ihm beim Entkleiden behilflich zu sein; ich zog an der Klingel, da flogen auch schon die Kleidungsstücke im Zimmer herum: die Möbel, der Fußboden, die Wände waren damit geschmückt, ehe Marchand eintrat.

„Nun, Du Hansnarr, wo warst Du denn? Nimm Dich in Acht, Deine Ohren haben einzustehen für Deine Nachlässigkeit“.

Er lachte und schlüpfte in sein Bett; er wollte einen Leuchter, dessen er sich bei Nacht bediente, ein wenig fortücken, und verbrannte sich dabei am Licht die Finger, schüttelte eine Weile die Hand in der Luft und beschuldigte seinen Diener der Verschwörung gegen seine Finger.

„Nun ist es aber mit dem Schlaf vorbei“, rief er und fuhr auch gleich wieder in seinen Schlafrock, in den Flanellsock und setzte sich in einen Lehnstuhl.

„Sind Ihnen die Schlachten Alexander des Großen bekannt, Doktor?“

„Nein, Sire“.

„Aber die Cäsars?“

Er bemerkte, daß meine Antwort wiederum verneinend sein würde und rief:

„Die meinigen kennen Sie doch?“

„Nein, Sire, bis jetzt habe ich nur mit Kadavern zu tun gehabt“.

„Pfui, das ist eine schlechte Gesellschaft! Montholon soll Ihnen eine Skizze der Feldzüge, welche die Welt erschüttert haben, geben. Ich wünsche, daß Sie sich einen Begriff davon machen“.

Ich erhielt in der That einigen Unterricht, aber ich war wirklich zu wenig kriegerisch gestimmt und meine Fortschritte waren gering.

Der Kaiser sprach noch von den Umständen, von den Ränken, welche seinen Sturz herbeiführten.

„Ich mußte Bescheid“, bemerkte er, „ich hätte ja die Macher bestrafen können, vielleicht hätte ich es tun sollen aber gegen Hinrichtungen hatte ich einen ausgesprochenen Widerwillen, ich liebte es nicht, Blut zu vergießen“.

10. Oktober.

Vonaparte's Proklamation an die Bewohner von Kärnten.

Der Kaiser klagte über Leibschmerzen, ein Bad und ein Lavement taten gute Dienste.

„Ich bin ganz wohl“, sagte er, „ich brauche heute keine Arznei. Machen Sie Gebrauch von der Erlaubnis des Sbirren und besuchen Sie die Hospitäler. Ich sehe da einen seiner Kalmücken, wahrscheinlich ist es der, der Sie überwachen soll“.

Der Kaiser hatte Recht, es war Doktor Arnott, den Seine Excellenz beauftragt hatte, mich zu begleiten. Der Herr Kollege nahm mich unter seine Fittiche und wir entfernten uns. Hepatitis in verschiedenen Entwicklungsstufen und Dysenterie waren die Hauptkrankheiten. Einige Kranke waren von entzündlichen Fiebern befallen. Ich fand im Hospital keinen Fall, den ich nicht schon von Longwood her kannte. Wir gingen weiter und gelangten nach Deadwood; hier zeigten die Krankheitserrscheinungen sich in einem schlimmeren Stadium, die stärksten Mittel wirkten nicht mehr; im übrigen waren die Einrichtungen rühmlich. Ich kehrte nach Longwood zurück, vom Doktor Arnott hatte ich mich verabschiedet, und statt seiner einen Offizier zum Begleiter erhalten, mit dem ich mich angelegentlich unterhielt. Der Regen hatte den Boden aufgeweicht, mein Pferd kam in dem tiefen Schmutz kaum vorwärts.

„Das ist hier lauter Thonerde“, bemerkte mein Begleiter, „das Wasser dringt nicht ein, bildet aber an der Oberfläche ein klebrige Masse ehe es abfließt, der Boden wird schlüpfrig und fast unpassierbar“.

Während wir weiter plauderten, kamen wir an eine Stelle, von der aus man auf halb abgelöste Felszacken und tiefe Abgründe blickte. Der Offizier betrachtete alles mit der Aufmerksamkeit eines Geologen. Er sprach von vulkanischen Bildungen, von Lavamassen. Mir war es allerdings durchaus klar, daß St. Helena vulkanischen Ursprungs war. Ich blickte hinauf nach diesen zerklüfteten Gipfeln, die sich in den Wolken verloren, ich folgte diesen langen Ketten, welche von Osten nach Westen hinziehend, sich voneinander trennen, sich wieder vereinigen und eine unbeschreibliche Masse von Zacken bilden, wie man ähnliches wohl sonst nirgends sieht“.

„Sie würden“, sagte mein Führer, „einen noch wilderen Anblick haben, wenn Sie nach dem Diana-Blick hinaufklettern, von dem aus Sie die ganze Insel übersehen können“.

„Was könnte ich noch schrecklicheres sehen, als diese Felsengebilde und Abgründe ohne alle Vegetation, alles ist kahl, ein trostloser Anblick!“

Nach einer Weile bot sich uns ein anderer Blick, man sah einige grüne Matten, auf denen Röhre und Pferde weideten, des Abgrundes nicht achtend, an welchem die dürftigen Kräuter grünten.

„Ein Gutes“, sagte mein Gefährte, „ist es, daß hier kein Schnee fällt, daß es nicht donnert . . .“

„Ist das vielleicht ein Ersatz für diese häufigen Regengüsse, diese heftigen Winde, diese fortwährenden Schwankungen in der Temperatur? Dieser brüste atmosphärische Wechsel auf St. Helene ist etwas schreckliches“.

„Wir haben oft an einem einzigen Tage, einen zwanzigmaligen Wechsel“.

„Ich kann das zuweilen an meinen Stiefeln merken: ziehe ich sie des abends rein und blank aus, am andren Morgen sind sie mit Schimmel bedeckt. Die Beduinen inmitten der Wüste sind der Unbill des Wetters weniger ausgefetzt, als wir hier! Regnet es stark, so sind unsere

Dächer bald durchweicht, brennt die Sonne auf sie herab, so schmilzt der Teer und fällt tropfenweise ins Innere“.

„Allerdings sehr ärgerlich! Aber ein hochherziges Gefühl, mein Herr, verleiht Ihnen Trost. Außerdem hält ja die Hitze auf St. Helena nicht lange vor, die Zahl der Tage, an welchen der Himmel bedeckt ist, ist doppelt so groß, als die des Sonnenscheins“.

„Aber der Regen!“

„Ja! Das ist die eigentliche Landplage, wir haben im Durchschnitt hundertfünfunddreißig Tage im Jahr, an denen es regnet. Der berühmte Banks, welcher wissen wollte, wieviel Wasser der Himmel auf diesen Felsen herabgießt, schickte von London Instrumente, um die Regenmenge genau festzustellen: es wurden festgestellt 33,38 Zoll, d. h. um 12,13 Zoll mehr als in England. Das ist allerdings anders, als unter dem schönen Himmel Italiens“.

Nach einer längeren Pause in der Unterhaltung bemerkte mein Begleiter völlig unvermittelt:

„Ich kämpfte früher unter andren Bannern, mein Herr; wir waren zahlreich, mutig und entschlossen zu siegen. Aber seine Bewegungen waren zu geschickt, zu schnell, zu überraschend, so daß wir stets geschlagen wurden. Wir mochten das Volk noch so sehr aufreizen — er erschien und entwaffnete es mittelst einer Proklamation, beruhigte es mit einem Tagesbefehl. Ich erinnere mich noch des schönen Aufrufs, welchen er an die Bewohner von Kärnthén richtete und den Eindruck, den derselbe hervorrief.“ Er holte ein Blatt Papier aus der Tasche und fuhr fort:

„Die französische Armee“, so war in der Proklamation gesagt, „betritt Euer Land nicht, um es zu erobern oder Eure Religion, Eure Sitten, Eure Gewohnheiten umzuändern: die französische Armee ist die Freundin aller Nationen, namentlich aber der tapfern Völker Germaniens! — Das Direktorium der französischen Republik hat alles getan, um den traurigen Kriegszuständen ein Ende zu machen; es hat den General Clarke als Bevollmächtigten

zu Friedensunterhandlungen nach Wien geschickt. Allein der Wiener Hof hat es abgelehnt ihn anzuhören, unter dem Vorwande, daß man in Wien keine französische Republik kenne. General Clarke verlangte einen Paß, um persönlich mit dem Kaiser zu verhandeln; allein die Minister befürchteten mit Recht, daß die maßvollen Vorschläge, welche der General machen sollte, den Kaiser zum Frieden bestimmen würden. Diese Minister, bestochen vom Golde Englands, verrieten Deutschland und ihren Herrn, sie hatten keinen andren Willen, als den jener perfiden Insulaner. Ihr, die Bewohner Kärnthens, verabscheut, wie ich wohl weiß, ebenso wie wir die Engländer, welche allein bei dem gegenwärtigen Krieg gewinnen, Ihr verabscheut Eure Minister, die von jenen erkaufte sind. Wenn sie seit sechs Jahren Krieg gegen uns führten, so geschieht es gegen den Willen der braven Ungarn, der aufgeklärten Bürgerschaft Wiens ebenso, wie gegen den der guten Bewohner Kärnthens.

Wohlan! Trotz Englands und der Minister des Wiener Hofes laßt uns Freunde sein! Die französische Republik hat Euch gegenüber allerdings die Rechte des Eroberers; dieselben sollen jedoch zurückstehen vor einem gegenseitigen Freundschaftsbunde zwischen uns und Euch. Ihr werdet nicht an einem Krieg teil nehmen, der Euren Wünschen nicht entspricht. Ihr werdet die Lebensmittel liefern, deren wir bedürfen. Ich meinerseits werde Eure Religion, Eure Sitten, Euer Eigentum schützen, ich werde keinerlei Kontribution bei Euch eintreiben. Alle die Steuern, welche Ihr gewohnt waret, dem Kaiser zu zahlen und nun behaltet, werden dazu dienen, Euch zu entschädigen für den unabwehbaren Schaden, den der Marsch einer Armee verursacht und die Lebensmittel zu bezahlen, welche Ihr uns geliefert haben werdet“.

Mein Begleiter steckte das Blatt, von welchem er die Proklamation abgelesen hatte, wieder zu sich.

11. Oktober.

Die lügenhaften Ausstreuungen des Sir Hudson. — Die Gräfin Montholon durfte erst von St. Helena fort, nachdem ihr Leiden ausdrücklich für kein zur Leber in Beziehung stehendes erklärt war. — Napoleons gerechtfertigter Zorn über seine Feiniger.

Der Kaiser hatte eine ziemlich gute Nacht. Die ärztlichen Verordnungen blieben dieselben.

„Nun, Doktor, welcher Art sind Ihre Beobachtungen?“, frug er. Ich berichtete in wenig Worten.

„Sie sind ein Nichtswisser! Bathurst würde sagen, ein ehrloser Mann, ein Verräter. Leberkrankheiten sind ja auf der Insel völlig unbekannt: fragen Sie beim Gouverneur an, bei dem Ministerium, fragen Sie ganz England. Das Klima auf St. Helena ist das gesündeste auf der Erde. Die Eleven Pitts haben es ausgesucht für den Bonaparte, Sie können sich auf die Umsicht derselben verlassen . . . Sie wissen offenbar nicht, bester Doktor, daß Hepatitis auf der Insel garnicht geduldet ist. Hudson will nichts davon wissen: Hepatitis darf hier nicht landen! Alle Krankheiten bessern sich hier. Der Frau von Montholon, die hier ebenfalls leberleidend geworden war, wurde bedeutet, es handle sich offenbar um ein altes, aus Paris mitgebrachtes Leiden; der behandelnde Arzt, der anderer Meinung war, wurde gehörig ausgezankt und entdeckte in folgedessen den Sitz der Krankheit in einem andern Organ: nicht in der Leber. Nun erst wurde vom Gouverneur die Erlaubnis zur Abreise der Gräfin erteilt. Doktor, Doktor! Mit was für Leuten haben wir doch hier zu tun! Die Luft zu einem Mordwerkzeuge zu machen — das war ein Gedanke, der nur an den Ufern der Themse reifen konnte. Was war ich doch für ein Tor! Die Ereignisse drängten . . . ich konnte mich nicht vorsehen!“

12. Oktober.

Korsika. — Napoleon über seine Familie. — Das Stammhaus in Florenz. — Der Letzte der toskanischen Bonapartes. — Die freundliche Aufnahme durch denselben in San Miniato. — Ein sonderbares Gespräch zwischen dem guten Prälaten und Bonaparte. — Ueber die Heiligprechung eines Vorfahren namens Buonaventura. — Buonaventura, der Beschützer Bonaparte's. — Spannocchi, Gouverneur von Livorno.

Das Befinden des Kaisers bessert sich sichtlich.

Ich begleitete ihn in den Garten. Er kam wieder auf Korsika zu sprechen, auf die landschaftlichen Reize der Insel, ihre Thäler, ihre Berge; er malte mit feurigen Farben. Dann gedachte er plötzlich seiner Verwandten und sagte:

„Sie waren ja lange in Florenz, Doktor, und wissen offenbar, daß wir von dort herkommen“.

„Jawohl, Sire; Ihre Familie war eine patrizische“.

„Ist Ihnen das Haus vielleicht bekannt, welches ihr gehört hat?“

„Gewiß! Es zählt ja zu den Sehenswürdigkeiten der Stadt“.

„Es liegt im Zentrum der Stadt, nicht wahr? Es hat an der Hauptfront ein in Stein gehauenes Wappenschild, nicht wahr?“

„Ja, Sire; alles ist vortrefflich erhalten“.

„Als ich auf meinem Marsch nach Livorno durch Florenz kam, wurde ich aufgefordert, mir das Haus anzusehen; aber ich war durch Ueberladung mit Geschäften verhindert. Am Tage meiner Abreise war ich in San Miniato; dort hatte ich einen alten Anverwandten, einen Domherrn: er war der letzte Sprosse der toskanischen Bonapartes. Ich und meine Begleiter wurden glänzend bewirtet; wir waren alle jung, waren feurige Republikaner, um kirchliche Dinge kümmerten wir uns wenig. Der Alte blieb unsern munteren Gesprächen gegenüber gelassen und freundlich; von Zeit zu Zeit mischte er ein ernstes, freies aber wohl erwogenes Wort in die Unterhaltung. Meine Adjutanten

waren ganz erstaunt, einen nicht bigotten Priester in ihm zu finden, und tranken auf seine Gesundheit; er stieß auf das Wohl unserer Waffen mit uns an.

Dem wackern Greise mißfiel unser militärischer Uebermut nicht, er wollte uns noch für den nächsten Tag zurückhalten, allein die Truppen waren schon in Bewegung, wir sagten ihm, wir wollten auf der Rückkehr wieder vorschreiben. Sein Haus, sagte er, wäre groß genug um uns alle — mein Stab war ziemlich zahlreich — unterzubringen. Schließlich willfahrteten wir seinen Wünschen und er begleitete uns in die Zimmer, die er bereits hatte herrichten lassen; er empfahl sich, indem er uns eine gute Nacht wünschte. Ich legte mich nieder; mein Nachtlicht aber war noch nicht heruntergebrannt, als an die Thür geklopft wurde. Ich glaubte, es wäre Berthier, allein es war der gute Prälat, der mich noch für einen Augenblick allein zu sprechen wünschte. Ich ersuchte ihn, Platz zu nehmen und versicherte ihm, daß ich ihn mit Vergnügen anhören wollte. Er begann damit, mir vom Himmel zu sprechen, der mich sichtlich beschützt habe, mich auch ferner beschützen werde, wenn ich mich an einem guten Werke beteiligen wolle, was mir zudem nicht teuer zu stehen kommen würde; er werde, sagte er voller Begeisterung, mir ein wertvolles Dokument vorlegen. Ich fürchtete schon, es wäre ein Stammbaum der Bonaparte, als ich bemerkte, daß es sich um kein Pergament, um kein groteskes Diplom, sondern um ein Memorandum zu Gunsten eines gewissen Buonaventura handelte, welcher, seit lange heilig gesprochen, infolge der großen Unkosten, welche die Kanonisation verursachte, aber nicht in das Register habe aufgenommen werden können.

„Ersuchen Sie doch den Papst, den Buonaventura anzuerkennen“, bat der gute Prälat, „seine Heiligkeit wird Ihnen die Bitte nicht abschlagen. Es wird vielleicht gar nichts kosten oder doch nur sehr wenig. Aus Rücksicht für Sie wird der heilige Vater es nicht ablehnen, einen Heiligen

mehr in den Himmel einzuführen. Mein hochgeschätzter Blutsverwandter! Sie wissen nicht, was es bedeutet, einen Seeligen unter den Gliedern der Familie zu haben. Ihm, ihm, dem heiligen Buonaventura allein verdanken Sie doch die Erfolge Ihrer Waffen, glauben Sie mir: er hat Sie im Schlachtgewühl beschützt und geleitet. Glauben Sie mir, der Besuch, den Sie mir gemacht haben, ist nicht die Folge eines Zufalls, nein, mein teurer Verwandter, es war wiederum der Heilige, der Ihnen den Gedanken eingab, der wollte, daß Sie von seinen Verdiensten unterrichtet würden. Er giebt Ihnen die Gelegenheit, Gutes mit gutem zu vergelten; tun Sie für ihn, was er für Sie vor dem Throne Gottes tut“.

Ich hätte beinahe aufgelacht, allein der teure Greis sprach mit so vieler Ueberzeugung und Wärme, daß ich befürchten mußte, ihn zu verletzen. Ich antwortete also mit allerhand schönen Redensarten, sprach vom Geiste des Jahrhunderts, von den Sorgen um den Krieg und versprach ihm, mich mit den Angelegenheiten des heiligen Buonaventura zu beschäftigen, sobald der allgemeine Unglaube erst wieder ein wenig zurückgetreten wäre.

„Teurer Verwandter! Weiter will ich ja nichts“, rief er, „gestatten Sie mir, daß ich Sie in meine Arme schließe. Nehmen Sie stets die Interessen des Himmels wahr und Sie werden Glück haben in allen Ihren Unternehmungen — das sage ich Ihnen voraus. Ich bin alt und werde vielleicht die Ausführungen Ihrer Versprechungen nicht erleben — allein ich rechne bestimmt auf Sie und werde zufrieden sterben“.

Er gab mir seinen Segen und ich wünschte ihm gute Nacht. Das Einschlafen aber wollte nicht gelingen. Ich fand die Idee des guten Prälaten in einer Zeit wie die, in der wir lebten, gar so sonderbar und war in Betrachtungen vertieft, als Berthier sich einstellte. Die andren Generäle kamen hinzu und bald war mein ganzer Generalstab vereinigt, hörte mir lachend zu, als ich von den Bitten

und Wünschen meines Verwandten und der Art und Weise erzählte, in welcher er unsere Siege erklärte — es ist gut, daß er die beißenden Bemerkungen nicht gehört hat, welche gemacht wurden.

Jedenfalls wünschte ich, unserem liebenswürdigen Wirt einen Beweis meiner Genugthuung für den Empfang, welchen er uns bereitet hatte, zu geben — aber worin sollte derselbe bestehen? Ich zerbrach mir vergeblich den Kopf; da erinnerte ich mich schließlich, daß ich über ein Kreuz des heiligen Stephan verfügte.

Wir waren bereits unterwegs; ich diktierte Berthier einige Zeilen und die Stafette mit dem Kreuz setzte sich sofort in Bewegung. Wir kamen nach Livorno; hier spielte eine andre sonderbare Szene. Die Stadt hatte zum Gouverneur einen Mann, dessen Charakter ich erst nach meinem Sturz kennen lernte; Gutes hatte man mir von ihm nicht gesagt. Meine Truppen waren ermattet, es war keine Zeit zu verlieren; ich wollte mich nicht unnützen Chicanen aussetzen und ließ ihn vor mich fordern. Ich überschüttete ihn mit Vorwürfen, ich tat ihm Gewalt an — ich ging zu weit, ich tat Unrecht — kam leider erst dahinter, daß Spannochi ein edler loyaler Mann war, als ich auf der Insel Elba war.

Das Ereigniß von San Miniato aber verschwand schnell aus meinem Gedächtnis; der Papst, der mich krönte, hätte gewiß unseren Vorfahren heilig gesprochen, ich entsinne mich, daß er davon, auch von dem Domherrn von San Miniato sprach; ich hatte aber andre Dinge im Kopf und überließ es dem Konsistorium Beförderungen zu vollziehen.“

13. Oktober.

Unsere Abtes und die irländischen Soldaten. — Hudson kann nicht mehr schlafen. — Napoleon trifft Anordnungen.

Alles beim Alten!

Sir Hudson hatte schlaflose Nächte: die irischen Soldaten liefen nämlich herbei sowie sie unsere Priester

sahen und knieten vor ihnen nieder — England war verloren! Hudson verdoppelte seine Wachsamkeit, teilte Warnungen und Strafen aus, allein die Frömmigkeit übertrumpfte seinen Willen. Kaum hatten die Irländer die Missionare in ihren Sutanen erblickt, als sie ihnen auch die Hände, die Füße küßten und um ihren Segen baten. Als der Gouverneur bemerkte, daß Drohungen und Strafen bei seinen Soldaten nichts nuzten, fiel er über unsere Abbés her — sie wurden scharf überwacht.

Napoleon, der davon gehört hatte, sagte mir lachend:

„Ich werde nicht dulden, daß dieser Kezer da unten in Plantation House die Tiara beschimpft. Der Papst, das Konsistorium würden mir nie und nimmer vergeben, wenn ich solche Beschimpfung duldete. Rufen Sie die Apostel herbei!“

Buonavita stellte sich ein und erhielt Befehl die Grenzen von Longwood nicht zu verlassen.

„Man soll mir nicht vorwerfen, ich hätte es versäumt, darüber zu wachen, daß die Kirche respektiert werde.“

14. Oktober.

Racine's „Andromache“. — Ein ergreifender Auftritt. — Die Toilette. — Napoleon gibt einen Kommentar zu seiner Gestalt. — Das Kostüm. — Keine Arbeit, es wird an nichts gedacht.

Der Zustand ist unverändert, Bäder, Bewegung.

Der Kaiser war auf seinem Spaziergange etwas ermüdet, frühstückte aber mit Appetit und betrat sein Wohnzimmer, in welches ich ihm folgen durfte.

„Ich bin so unruhig, ich möchte schlafen, ich möchte lesen, ich möchte, ich weiß nicht was tun. Klingeln Sie nach Marchand; er soll mir Bücher bringen und die Fenster schließen. Ich werde zu Bett gehen und dann sehen, wie es mit mir steht, ob besser oder schlechter. Geben Sie mir Racine's „Andromache“, das ist ein Stück für unglückliche

Väter; lesen Sie, Doktor, die Poesie wird Ihren italienischen Accent verwischen“.

Ich war in Verlegenheit und zögerte. Er nahm mir das Buch ab, er las einige Verse und ließ es sogleich wieder fallen; es waren ihm die folgenden Verse zu Gesicht gekommen:

„Ich kam bis zu dem Ort, an dem sie den Sohn gefangen hielten. — Nur einen Augenblick mit ihm zu weinen, war alles was ich wünschte. Ist er doch das Einzige, was mir von Hektor, von Troja geblieben; dulden Sie, o Herr, daß ich ihn einmal des Tages sehe . . .“

Er war sichtlich bewegt, bedeckte sein Gesicht mit den Händen.

„Doktor“, begann er dann wieder, „ich bin fassungslos, lassen Sie mich allein.“

Ich zog mich zurück, er beruhigte sich und schloß eine Weile; dann ließ er mich wieder rufen. Der Schlummer hatte die Unruhe beseitigt. Er schien finster gestimmt, aber weniger aufgeregert. Er machte Anstalten sich rasieren zu lassen; da ich wußte, daß dieser Vorgang stets etwas spaßhaftes hatte, so blieb ich. Napoleon war im Hemde, zwei Kammerdiener waren ihm zur Seite; der eine hielt den Spiegel und ein Handtuch, der andere das sonst nötige Geschirr*). Der Kaiser seifte die Hälfte seines Gesichtes ein, gab den Pinsel zurück, trocknete die Hände und den Mund ab, nahm ein in heißes Wasser getauchtes Rasiermesser und rasierte die rechte Seite mit großer Geschicklichkeit.

„Ist das gut so, Noverraz“, frug der Kaiser.

„Jawohl, Sire.“

„Also kehrt! Nun wirds bald.“

*) Anmerkung des Übersetzers: Man findet in dem auch in Deutschland so beliebten Buche Friedrich Masson's „Napoleon zu Hause“ eine geniale Zeichnung von F. von Meybach, welche die merkwürdige Szene wiedergibt. (S. 97).

Das Licht fiel auf die linke Wange, er feigte dieselbe ein und rasierte sie mit gleicher Geschicklichkeit wie die andre. Der Ausdruck seiner Züge war milde und gütig; er fuhr mit der Hand über das Kinn.

„Spiegel hoch“, rief er, „ist das so gut? Ja, nicht wahr, kein Haar ist entschlüpft. Was sagst Du?“

„Nein, Sire“, sagte der Kammerdiener, kein Haar.“

„Nein? Mir scheint es doch; es kommt mir so vor, als ob ich noch eins sähe. — Halte den Spiegel höher! Wie, Du Spitzbube, Du Schmeichler, Du willst mich täuschen? Hier auf St. Helena? Siehst Du die stehengebliebenen Haare nicht?“

Zu gleicher Zeit erhielt jeder von den Dienern einen kleinen Backenstreich. Napoleon lachte, die Diener lachten: es war eine spaßhafte Szene. Der Kaiser griff sodann nach einer Zahnbürste und reinigte den Mund mit einer Mischung von Branntwein und frischem Wasser, indem er einen Teil davon hinunterschluckte. Ich frug ihn, weshalb er nicht alles ausspuckte.

„Was dem Zahnfleisch gut ist,“ erwiderte er, „schadet dem Magen nichts. Es ist sonderbar“ fuhr er fort, „daß ich stets nur kaltes Wasser gebraucht habe, um den Mund auszuspülen, nach lauwarmen Wasser muß ich Husten, nach heißem Wasser bekomme ich Erbrechen. Ich bin nicht imstande mich zu gurgeln, ohne daß ich riskiere zu ersticken oder den Gurgelstoff zu verschlucken.“

Während ich noch mit dem Kaiser plauderte, hatte Marchand im Nebenzimmer die nötigen Vorkehrungen getroffen, damit sich sein Herr waschen könne. Napoleon wusch mit einem Schwamm Kopf und Gesicht; nachdem er sich abgetrocknet hatte, zog er die Flanelljacke aus und warf sie von sich.

„Sie sehen, Doktor,“ begann er zu mir gewandt, „die Arme sind schön, die Brust gewölbt wie ein Frauenbusen, die Haut weiß und weich. Mehr als eine Schöne würde eine solche Büste zur Schau stellen. Was sagen

Sie? Und meine Hand — wie viele elegante Damen würden mich darum beneiden . . .“

Dabei unterbrach er sich zuweilen, um den Kammerdiener in seinen Obliegenheiten zu ermuntern. Er sprach von den Reizen der Frauen, von deren Gebrechen und wie man dieselben zu verdecken wüßte.

„Madame . . .“ fuhr er fort, war lebhaft, mutwillig, sie wünschte sehr, ein Kind heldischer Rasse zu haben. Eines Tages kam sie — nun ich erzähle Ihnen das ein anderes mal.“

„Du reißt ja darauf los, Spitzbube, als wäre ich ein Esel. Nun . . . her mit der Eau de Cologne!“

Er ließ sich die Eau de Cologne über die Hände gießen, rieb die Hälfte des Körpers damit ein und schlüpfte dann in eine Flanelljacke; zog die seidnen Strümpfe, die Kaschmirhose an, fuhr in die Schuhe mit den goldenen Schnallen, band ein schwarzes Halstuch um, zog eine weiße Weste an, hing darüber den Großtordon der Ehrenlegion, welchen er stets trug, wenn er nicht im Hauskleide war; ein Rock von grünem Tuch mit Überfalltragen und der dreieckige Hut vollendeten die Toilette. Mit den Worten „Doktor, der Rest des Tages gehört uns“ wandte er sich an mich und fügte hinzu:

„Keine Arbeit! Keine Lektüre! Sowie ich mich in mein ‚Kostüm‘ geworfen habe, empfangen Sie Besuche, gehen spazieren und denken an nichts.“

15. Oktober.

Die Erkrankung der Gräfin Bertram. — Napoleons Besorgnis — Signal soll in den Räumen der Gräfin die Messe lesen. — Die Studien der Kinder.

Der Kaiser hat nur wenig geschlafen; die Schmerzen in der Leber haben zugenommen. Ich verordnete die Fortsetzung der Bäder.

Ich hatte am gestrigen Abend Mad. Bertrand gesehn; auch sie war leidender als bisher: Napoleon war besorgt um die Gräfin.

„Geht es Ihrer Kranken,“ rief er mir als ich von meinem Besuch zurückkehrte, entgegen „noch immer nicht besser? Lassen die Schmerzen noch nicht nach?“

„Nein, Sire. Die Kräfte nehmen ab; die Frau Marchallin leidet schwer unter der Ungunst des Klimas.“

„Haben Sie Befürchtungen, Doktor?“

„Das nicht grade, aber die Organe nutzen sich ab, das verhängnisvolle Klima läßt in seiner Einwirkung nicht nach.“

„Wir Männer haben uns schon halb und halb gefaßt — aber diese arme Dame!“ Plötzlich all der Dinge beraubt, die das Leben angenehm machen, verpflanzt auf diesen wüsten Felsen — sie ist weit mehr zu bedauern als wir! Sie verläßt ihr Bett erst spät, ihr krankhafter Zustand hält sie fest darin. Sie kann der Messe nicht beiwohnen, das ist ihr gar nicht lieb. Ich habe nicht an sie gedacht, als ich dem Alter Buonavitas inbezug auf die Zeit des Messelesens Konzessionen machte. Sagen Sie der Gräfin, ich würde Befehl geben, daß der Abbé Signali sich zu ihr verfügen solle, um bei ihr die heilige Handlung zu vollziehen; sie soll Signali die Zeit bestimmen, welche ihr am besten paßt: der Abbé steht ja zur Disposition. Er kann ja bei der Gräfin dieselben Einrichtungen treffen, die wir hier trafen: ein mobiler Altar ist bald hergestellt, auch könnten wir ja den unfrigen verleihen. Mag die Gräfin zu der Messe in ihren Räumen zulassen wen sie will: bei mir ist das anders, es haben nur diejenigen Zutritt, die ich einlade. Werden denn die Kinder der Gräfin von unseren Geistlichen zum Lernen angehalten? Lieft der kleine Arthur schon oder ist er noch beim buchstabieren?“

„Ich glaube Sir, die Geistlichen geben sich viel Mühe mit den Kindern.“

16. Oktober.

Napoleon wenn der Zorn ihn übermannen wollte. — Die Schnupstabatsdose. — Die „unveröffentlichte Korrespondenz“. — Brief Bonaparte's an den General Kleber. -- Brief des General Kleber an den General Bonaparte.

Das Befinden des Kaisers ist ein wenig besser; die Schmerzen in der Leber haben etwas nachgelassen. Er nahm ein Bad.

Der Kaiser war in seinem Arbeitszimmer als ich meine Visite machte; ihm zur Hand lagen Lineal und Zirkel, in der Hand hielt er einen Bleistift: er verwendete nur selten für seine Schrift Feder und Tinte. Ich sah Pläne, Entwürfe; ich hörte ihn leise pfeifen: das deutete auf ein herannahendes Gewitter! Ich sagte nichts, merkte aber an seiner ganzen Art und Weise, daß eine innere Erregung ihn zu überkommen drohte. Begann er in einer solchen Stimmung irgend eine Melodie vor sich her zu trällern oder zu pfeifen, so war die Stimmung sicherlich eine üble, wenn er aber die Melodie im Munde zerdrückte, dann waren Zornesausbrüche nahe; ein einziges unbedachtes Wort konnte eine schreckliche Wirkung hervorrufen. Napoleon hatte eine Schnupstabatsdose in der Hand und ich erlaubte mir einige Worte über die Schädlichkeit des Tabaks.

„Wer sagt Ihnen denn, Herr Doktor, daß ich schnupfe? Ich habe diese Tabatiere stets bei mir wegen der Medaillons, welche darin eingelassen sind*). Ich nehme manchmal wochenlang keine einzige Pfeife und beschränke mich darauf, am Tabak zu riechen. Nun wissen Sie ja Bescheid.“

Mit diesen Worten warf er sich auf ein Sopha, schlug mechanisch den zweiten Band seiner „unveröffentlichten Korrespondenz“ auf, und es trat alsbald eine Aenderung in der Stimmung ein. Er las mir folgenden Brief, den er einmal an den General Kleber geschrieben hatte, vor:

*) Es war die Dose mit den Bildnissen Alexanders, Cäsars, Mithridates.

„13 Vendémiaire des Jahres VII. Ich befürchte, wir sind böse auf einander; Bürger-General, es wäre unrecht, wenn Sie an dem Schmerz zweifeln könnten, den mir dies verursachen würde. Wenn über Aegypten einmal Wolken hinziehen, so sind sie auch in 6 Stunden wieder verschwunden; wenn es auf meiner Seite solche Wolken gäbe — sie wären schon innerhalb 3 Stunden vorüber. Die Achtung, die ich für Sie habe, ist sicherlich der gleich, welche Sie mir zuweilen an den Tag legten.“ —

„Nun? Was sagen Sie, Doktor“, fuhr Napoleon fort. „Sollte Kleber einige Streitigkeiten, welche wir über die Verwaltung Alexandriens gehabt hatten, nicht vergessen können?“

„Ich sollte allerdings denken, Sire.“

„Er war grade so starrsinnig wie ein Arzt, über dessen Arzneien die Meinungen geteilt sind. Hören Sie nun, in welcher Weise er auf meine Vorwürfe geantwortet hat.“

Er las:

„An den General Bonaparte. Sie haben vergessen, Bürger-General, daß Sie, als Sie schrieben, den Griffel der Geschichte in der Hand hielten und daß Sie an Kleber schrieben. Ich setze nicht voraus, daß Sie den geringsten Hintergedanken hatten — man würde Ihnen nicht glauben.“ —

„Haben Sie gehört, Doktor?“ Man würde Ihnen nicht glauben. Erkennen Sie darin das edelmütige Vertrauen, den Stolz dieses braven Mannes? Nein, man hätte mir sicherlich nicht geglaubt . . . ja ich wäre in Verzweiflung gewesen, wenn man es gethan hätte. Ich hatte mich über einen ökonomischen Mißgriff zu beschweren, wollte aber damit durchaus keine üble Deutung verbinden. So war Kleber, feurig, leichtbewegt, heftig, die Ränkefüchtigen haben daraus Vorteil gezogen.“

17. Oktober.

Der Kaiser spricht von seiner Abdankung. — Weißende Bemerkung Napoleons über Lafayette.

Das Befinden ist ebenso wie gestern.

Der Kaiser kam wieder auf seine Abdankung zu sprechen, namentlich auf die vielen Ränke und die irrtümlichen Vorstellungen jener Zeit.

Ich machte meiner Verwunderung darüber Lust, daß in den Staatsgeschäften ergraute Männer, wie Sebastiani, wie Lafayette, sich von Fouché hatten zum Narren halten, daß sie sich eingebildet hatten, die Verbündeten würden dem Niedergeworfenen etwas bewilligen, was fünf Siegesjahre ihm nicht eingetragen hatten.

„Die Deputation“, erwiderte mir Napoleon, „war in der That lächerlich! Lafayette hinterließ, so wurde damals gesagt, zwei Töchter, welche sein Andenken beschützten: es wäre die Erklärung der Rechte und die Errichtung der Nationalgarde. Lafayette könne sich nicht lächerlich machen.“

18. Oktober.

Der Kaiser hatte heftige Schmerzen die ganze Nacht über in der Leber; der Gaumen, das Zahnfleisch sind entzündet, ich verordnete passende Mittel; namentlich Fortsetzung der Bäder.

19. Oktober.

Der Kaiser befindet sich etwas besser, er schlummert oder liest und badet.

20. Oktober.

Der Zustand ist unverändert, die Stimmung eine trübe.

21. Oktober.

Sonderbares Gespräch Napoleons mit seinem Arzt. — „England wird Schande ernten.“

Der Kaiser befindet sich besser; er machte einen kurzen Spaziergang, derselbe that ihm wohl und stimmte ihn heiter. Er kam auf mich zu, als er eintrat, stellte mich an die Wand und rief mit erhobner Hand:

„Sie großer Hanswurst von einem dottoraccio, Sie stopfen mich voll mit Ihren Droguen: was sagen Sie von meiner Brust, wie denken Sie über meine Lungen? Sie, der Sie den menschlichen Körper aus dem ff kennen, werde ich lungentrant sterben?“

„Mit einer Stimme wie die Ihrige, Sire, hat man die Lungenschwindsucht nicht zu befürchten.“

„Aber diese Leber, diese Leber!“

Sein Ton, seine Haltung waren mit einem Mal verändert, er stemmte die Hand in die rechte Seite.

„Dort sitzt das Uebel, da hat das Gestell seinen Fehler! Das Klima ist Schuld daran. . . . Sprechen wir nicht mehr davon. . . . England wird Schande ernten Schande!“

22. Oktober.

Nochmals die „Korrespondenz“. — Ein Brief Marmont's aus Alexandrien. — Marmont einverstanden mit Menou. — Menou als Gouverneur von Florenz. — Menou's Uebertritt zum Muhamedanismus. — Bonaparte's Proklamation an die Scherifs und Ulemas. — Die Volkserhebung ist dadurch niedergehalten. — Bonaparte's pffiffiges Auftreten. — Wäre Kleber nicht dem Dolch eines Mörders zum Opfer gefallen dann

Die Schmerzen an der rechten Rückenseite nehmen zu, ja sie dehnen sich über die ganze rechte Seite aus bis zur Schulter. Später am Tage fühlte sich Napoleon etwas besser, griff wieder nach seiner Korrespondenz und las:

„Alexandrien am 17. Brümair des Jahres VII, Geehrter Herr General“

„Wer ist das,“ unterbrach er sich und suchte nach der Unterschrift des Briefes:

„Ah! Marmont!“

Dann fuhr er fort zu lesen: „Es ist mehr als wahrscheinlich, daß die Engländer die Schiffe aufgebracht haben, welche vor Alexandrien lagen, und daß sie durch eine fingierte Kriegserklärung Täuschungen herbeiführen. Hassan-Bey scheint derartig hinters Licht geführt zu sein, daß es unmöglich sein wird, ihn zu überreden, daß wir in gutem Einvernehmen mit der Pforte stehen“

„Nun sieh Einer diesen mißtrauischen Patron!“

„Der Bürger Brucevitch hat mit der größten Aufmerksamkeit das Manifest der Pforte gelesen. Es ist gut geschrieben in dem üblichen orientalischen Styl: Ibrahim Algar hat mit Hassan-Bey gesprochen, hat ihn als einen Narren der Engländer bezeichnet, scheint aber Befürchtungen über die Absichten der Pforte inbezug auf uns zu haben. Alles, was sich hier ereignet, trägt den Stempel von Gaunerei und Lüge. Mir kommt es so vor, als hätten die Engländer mit Gewalt und lügenhafter Ueberredung die türkische Fregatte veranlaßt sich dem Hafen zu nähern, es wird auf uns geschossen, um uns zu veranlassen, das gleiche zu tun um dadurch den Türken darzutun, daß wir ihre Feinde wären. Wenn dem so ist, so handelt es sich um einen spitzfindigen Streich, der ganz dem englischen Charakter entsprechen würde“

„Dieser Marmont,“ unterbrach sich Napoleon wieder „wäre gar zu gerne Gouverneur von Alexandrien geworden; mir kam es so vor, als ob es sich um eine mit Menou abgekartete Sache handelte. Sie waren ja, Doktor, in Florenz, als dieser sonderbare Convertit Gouverneur von Florenz war. Haben Sie ihn gekannt?“

„Oh ja, Sire.“

„Was hielt man von ihm?“

„Nicht viel.“

„Wie lebte denn dieses sonderbare Original?“

„Menou war umschwärmt von Courtisanen. Eine davon hatte er sogar im Palais untergebracht, sie leitete die Feste, war bei den Abendgesellschaften des Gouverneurs, der sie überall hin führte: die Saturnalien nahmen kein Ende.“

„Aber wie war es, als er abgerufen wurde?“

„Es hatte eben alles ein Ende! Die Courtisanen verschwanden, die Prinzessin Elisa ließ das von ihnen besudelte Mobiliar neu ergänzen — von Menou war wohl nur noch im Kreise seiner Gläubiger die Rede.“

„Er hatte deren viele, nicht wahr?“

„Oh, sehr Viele.“

„Verschwenderisch war Menou sehr. Er gab stets das doppelte von Dem aus, was er hatte. Wie oft habe ich nicht seine Schulden bezahlt! Wußten denn die Florentiner, daß er Muselman geworden war?“

„Man sagte es, Sire, aber nicht allein von ihm, sondern auch von Ihnen und von vielen Offizieren der Armee.“

„Nun inbezug auf Menou war ja das in der Ordnung! Aber ich — meine Offiziere? Wir hatten denn doch zu wenig Zeit, für die vorgeschriebenen Waschungen. Als ich in Kairo eintraf, waren die Türken nicht wenig erstaunt, daß ich, der so viel Siege errungen hatte, ein so kleiner Keck wäre; sie meinten, ich müßte doch wenigstens 6 Fuß in meinen Schuhen stehen. Sie waren ganz verdußt, als sie mich zum erstenmal sahen. Ich war nicht einmal so groß, so beleibt, wie ein gewöhnlicher Mamelucke: ich konnte doch unmöglich eine Armee kommandieren! Die Imans drängten das Volk zur Empörung. Ich hatte alle Hände voll zu tun, die aufrührerische Stimmung zu beschwichtigen.“

Napoleon durchblätterte rasch die wieder zur Hand genommenen Schriftstücke; und begann wieder zu lesen:

„Scherifs! Ulemas! Redner in den Moscheen! Laßt das Volk wissen, daß Diejenigen, welche leichten Herzens sich als meine Feinde erklären, weder in dieser noch in jener Welt Ruhe finden werden. Sollte es einen Mann geben, der so blind wäre, nicht einzusehen, daß das Schicksal meine Handlungen leitet? Sollte jemand so schwach in seinem Glauben sein, daß er meint, die weite Welt wäre nicht der Herrschaft des Schicksals unterworfen?“

Scherifs! Ulemas! Redner in den Moscheen! Macht dem Volke bekannt, daß seitdem die Welt existiert, geschrieben steht: ich würde, nachdem ich die Feinde des Islam vernichtet, die Kreuze zerschlagen habe, aus der Ferne des Abendlandes daher kommen, um Das zu erfüllen, was mir aufgetragen ist. Zeigt dem Volke, daß in den heiligen Büchern des Koran an mehr als zwanzig Stellen vorausgesehen ist, was sich jetzt ereignet. . . . Ich könnte von jedem einzelnen von Euch Rechenschaft über die innersten Empfindungen Eurer Herzen fordern, aber ich weiß alles, sogar das, was Ihr unausgesprochen liebet: der Tag wird kommen, an welchem die ganze Welt einsehen wird, daß ich von höherer Hand geleitet bin und daß menschliche Bemühungen nichts gegen mich ausrichten können!“ —

Die Artillerie von Mokatan, der Donner welcher sich plötzlich vernehmen ließ, die Edelsteine, welche ich unter den Einflußreichsten verteilen ließ, meine Zuversicht, meine Sprache entwaffneten, bändigten die Volkserhebung. Ich war mit einem Mal ein Freund des Propheten, ein Erleuchteter, ein Bote Gottes, alle Scheiks schlugen sich auf meine Seite. Sie setzten mich nur einigermaßen in Verlegenheit, als sie mir vorschlugen Mohamedaner zu werden.“

„Wir werden ja sehen“, sagte ich ihnen.

„Sie würden über 100 000 Mann verfügen“, sagten die Scheiks.

„Ich werde mich besinnen.“

„Ganz Arabien würde sich zu Ihren Fahnen drängen.“

„Aber die Enthaltfamkeit!“ warf ich ein. „Wir, die wir vom Abendlande sind, wir würden sterben, wenn wir keinen Wein tranken.“

„O . . . man könnte vielleicht den Genuß des Weines zulassen.“

„Aber die Beschneidung, wie ist es damit?“

„Ist auch nicht so durchaus notwendig.“

Auf diese Weise wurde ich aus all meinen Verschanzungen hinausgedrängt; ich wußte nicht mehr, was ich sagen sollte, ich hatte keinen Einwurf mehr zur Verfügung und war auf eine Niederlage gefaßt.

„Daß wir alle mit einander, so sagte ich ihnen, Muselmänner sind, soll in einer großen Feierlichkeit und in Handlungen der Wohltätigkeit seinen Ausdruck finden. Ich werde Befehl erteilen, daß eine Moschee, schöner als die von Sofia erbaut werde, sie soll errichtet werden als ein Zeichen unserer Bekehrung.“

Die Jmans waren zufriedengestellt und willigten in alles was sie bisher hartnäckig verweigert hatten. Sie richteten Gebete für mich an den Propheten, das Volk gehorchte mir, ja es verehrte mich. Ich tat, was ich wollte. Ich zog Vorteil aus der Stupidität der Türken, amüsierte mich darüber, aber von einem Bekenntnis meinerseits ist keine Rede. Ich erschien nie zum Gebet in den Moscheen. Ohne die zwingenden Umstände, welche mich nach Frankreich zurückriefen, wäre inbezug auf Aegypten alles anders geworden; es wäre das beklagenswerte Ende nicht eingetreten: Kleber wäre nicht dem Dolch eines Mörders zum Opfer gefallen! Alles wäre gut abgelaufen. Es gehörte wahrlich wenig dazu, die Engländer in Abukir ins Wasser zu werfen, die Türken zu schlagen, wenn sie aus der Wüste hervorbrächen und die Spahis, welche aus Ober-Aegypten herunterkamen, aufzunehmen. Dieser Menou war eine zu große Null. Er war schuld, daß alles verloren ging.“

23. Oktober.

Der Kaiser und die Kinder des Oberhofmarschalls. — Napoleon vergleicht den kleinen Arthur Bertrand mit sich selber. — Er erzählt eine Geschichte aus seiner Kindheit. — „Napoleone di mezza calzetta fa l'amore a Giacomietta“. — Napoleon kommt auf den Feldzug von Marengo zu sprechen. — Sein Bericht ist, in Einzelheiten eingehend, von hohem Interesse. — Die entscheidende Viertelstunde im Gemühl der Schlachten.

Napoleon ließ wieder die Kinder des Oberhofmarschalls kommen; er spielte mit ihnen, jagte sich mit ihnen und ermunterte sie selber zum Lärmmachen. Da wurde der kleine Arthur unwillig und brummte etwas in sich hinein.

„Was sagst Du, Du Spitzbube? Was hast Du denn?“

Und das Lärmen des verhöhten Kleinen nahm seinen Fortgang.

„Dieser kleine Schlingel“, sagte Napoleon zu mir, „ist gerade so selbständig, wie ich es in seinen Jahren war; wenn ich etwas übelnahm aber hatte ich stichhaltigere Gründe als dieser kleine Schelm. Ich erinnere mich eines charakteristischen Vorfalles: ich war fünf oder sechs Jahr alt, man hatte mich in ein Pensionat von jungen Mädchen getan, das unter der Leitung einer meiner Familie bekannten Dame stand. Ich war hübsch, der einzige Junge; die Gespielinnen liebten mich alle. Während unserer Promenaden aber ließ ich nie die Hand der einen, Giacomiettas, eines reizenden kleinen Mädchens, los — leider rutschten mir die Strümpfe immer über die Schuhe. Meine munteren Gefährtinnen, die wohl eifersüchtig auf Giacomietta sein mochten, benutzten die eben von mir erwähnten Unvollkommenheit in meinem Anzuge zu kleinen Spottversen. Ich brauchte bloß auf die Gasse hinauszutreten, so hörte ich um mich her singen:

„Napoleone di mezza calzetta
Fa l'amore a Giacomietta“.

Ich konnte das auf die Dauer nicht ertragen. Mit geschwungenem Knüttel, die Taschen voll kleiner Steine, stürzte ich mich mitten unter meine Duälgeister. Glücklicherweise stellte sich stets jemand ein, der der Sache noch rechtzeitig ein Ende machte". —

Die Kinder des Grafen Bertrand zogen sich zurück, unsere Unterhaltung wurde ernst und wandte sich den Ereignissen zu, die der Rückkehr aus Aegypten folgten. Napoleon kam auf den Feldzug von Marengo zu sprechen und entwarf mir folgende Beschreibung, die ich übrigens schon irgendwo gehört zu haben, mich entsinne:

„Die bei Dijon zusammengezogene Reserve-Armee setzte mich in die Lage, mit großer Geschwindigkeit in Deutschland oder in Italien, je nachdem es die Umstände forderten, einzubrechen. Auch die Witterung war mir günstig; die Mönche von St. Bernhard haben mir versichert, daß der Schnee in jenem Jahre zwanzig Tage früher, als sonst verschwunden wäre. Sie haben unsere Armee, die ermüdet war, vortrefflich aufgenommen; ich hatte die Mönche zuvor von unserer Ankunft unterrichtet und ihnen Geld geschickt. Sie lieferten uns Lebensmittel und einen vorzüglichen Wein. Die Mönche vom St. Bernhard bilden einen hochehrenwerten Orden, derselbe ist eine von jenen Institutionen, welche die Regierungen nie befeitigen, sondern mit allen ihnen zur Verfügung stehenden Mitteln unterstützen sollten!

Als ich in Italien eintraf, befand ich mich im Rücken des Feindes. Seine Magazine, sein Gepäck fielen in meine Hände. Ich hatte von vornherein große Vorteile zu verzeichnen. Als ich in Stradella angelangt war, konnte man den Feldzug eigentlich schon als beendet ansehen. Hätte Genua ausgehalten, so wäre ich ruhig in meinem besetzten Lager von Stradella, einer der stärksten Stellungen in ganz Italien, geblieben. Ich hatte fünf Brücken über den Po zur Verfügung; dadurch waren meine Verbindungen mit den Divisionen Chabran, Lapoype, Turreau und

Moncen hergestellt. Ich konnte sie zu meiner Unterstützung herbeirufen oder sie unterstützen, wenn es notwendig wurde. Melas war genötigt, um seine Verbindungen wiederherzustellen, mir die Schlacht auf einem Terrain anzubieten, welches ich selbst ausgesucht hatte: es war eine von Gehölzen unterbrochene Ebene, also ein für meine Infanterie überaus günstiges, für seine Kavallerie äußerst schwieriges Terrain. Ich hatte alle meine Truppen zu meiner Verfügung.

Die Einnahme von Genua durch die Oesterreicher führte natürlich eine wesentliche Aenderung herbei: der Feind hatte nun einen sicheren Rückzug und außerdem vorteilhafte Stellungen zur Verfügung: er konnte sich nach Genua zurückziehen und sich dort verteidigen, indem er seinen Proviant auf dem Seewege bezog oder er konnte auf den Höhen von Babbio Batterien auführen und trotz aller meiner Anstrengungen nach Biacenza gelangen, Mantua und Peschiera wiedernehmen, sich mit Oesterreich in Verbindung setzen und mich zu einem Feldzuge gewöhnlicher Art zwingen. Mein ganzer Feldzugsplan war auf diese Weise vernichtet! Ich erfann ein Auskunftsmittel, welches ich, trotzdem es ein Wagnis war, sofort anwandte. Ich verließ Mailand und legte in sieben Stunden 32 Lieues zurück. Die Schlacht bei Montebello, in welcher ich das Kommando führte, wurde von uns gewonnen: dieser Sieg war Veranlassung, daß der Feind Genua räumte, hatte aber gleichzeitig meine Armee geschwächt; ich war außerdem genötigt, von den Divisionen welche sich auf der andern Seite des Po befanden, Abteilungen zu bestimmen, um den Zutritt des Feindes in die Mailändischen Staaten zu sperren. Die Verstärkungen waren zwar nur drei Lieues von mir entfernt, brauchten aber doch drei Tage, um zu mir zu stoßen, weil sie über Biacenza oder Stradella marschieren mußten. Gegen mich hatte ich noch einen anderen Umstand: das Land zwischen Montebello und Alexandria ist eine ungeheure Ebene, also

überaus günstig für die feindliche Reiterei: trotzdem begann ich mit einem Scharmügel. Ich war in einer ganz ungewöhnlichen Lage, ich riskierte eigentlich bei Licht besehen nicht viel, konnte aber viel gewinnen. Wurde ich geschlagen, so zog ich mich in mein Lager bei Stradella zurück, auf meinen fünf von meinen Batterien beschützten Brücken konnte ich den Po passieren ohne daß die feindliche Armee in der Lage war, sich zu widersetzen. Ich hätte meine erste Division mit den Korps von Moncey, Lecchi und Turreau vereinigt; hätte eins der österreichischen Korps über den Po gelassen — und das war es ja, was Melas so sehr wünschte. Ich konnte ihn alsdann mit überlegenen Kräften angreifen. Seine Armee wäre gezwungen worden, die Waffen zu strecken und alle befestigten Plätze auszuliefern. Wäre ich geschlagen worden, was ich nicht für wahrscheinlich hielt, so kam es zu einem längeren Kriege: ich hätte die Schweizer zu meiner Hilfe herbeigerufen.

Da ich entschlossen war, eine Schlacht zu liefern, ließ ich mir über den Effectivbestand meiner Armee Bericht erstatten. Ich hatte im Ganzen 26000 Mann, Melas dagegen 40000, darunter 18000 Mann beritten. Um zwei Uhr morgens erhielt ich die Meldung, daß der Feind über unsere Avant-Garde hergefallen wäre und daß die Unserigen zurückwichen. Der Franzose liebt es einmal nicht, angegriffen zu werden! Unsere Truppen gerieten zurückweichend ein wenig in Unordnung; schon hatte uns der Feind Gefangene abgenommen und meine Armee bei ihrem Rückzuge eine und eine halbe Lieue an Terrain eingebüßt.

Die Generale meiner Avant-Garde Lannes, Murat und Berthier schickten mir Ordonnanzen über Ordonnanzen, um mir zu melden, ihre Truppen wären in voller Flucht und sie könnten dieselben nicht mehr zum Stehen bringen; sie forderten Verstärkungen und ersuchten mich, meine Reserve in Marsch zu setzen. Ich antwortete ihnen: „Haltet Stand so lange Ihr könnt, könnt Ihr es nicht, so tretet den Rückzug an“. Ich sah, daß die Oesterreicher

ihre Reserve nicht verwendet hatten: in einer Lage, wie die meinige war, ist es von der allergrößten Wichtigkeit zu versuchen, daß der Feind alle seine Kräfte in Tätigkeit setzte, wir aber die unsrigen schonen und ihn veranlassen, uns in den Flanken anzugreifen, so lange er nicht seinen Irrtum in bezug auf unsere unbenutzte Reserve gewahr wird; die Schwierigkeit lag darin, ihn zu zwingen, seine Reserven zu entwickeln. Er stand mit 44 000 Mann unsern 20 000 Mann gegenüber. Diese 20 000 befanden sich noch dazu in einem Zustande der Auflösung.

Ich setzte mich nunmehr in einer sehr eleganten Uniform an die Spitze der ersten Legion, führte persönlich den Angriff mit einer Halb-Brigade und durchbrach glücklich die Reihen der Oesterreicher. Melas, als er mich an der Spitze meiner Armee sah und gewahr wurde, daß seine Linien durchbrochen waren, glaubte, ich wäre mit meiner Reserve eingetroffen, um die im Zurückgehen begriffenen Meinigen zu stützen: er ging nunmehr mit seiner Reserve vor, dieselbe bestand aus 6 000 Mann ungarischer Grenadiere, dem Kern seiner Infanterie; sie stopfte zunächst das von mir gemachte Loch und griff uns dann an. Ich wich zurück und sammelte während eines Rückweges von etwa einer halben Lieve meine ganze Armee und stellte sie wieder in Schlachtordnung auf. So wie ich meine Reserve, etwa 6 000 Mann mit 15 Geschützen stark unter dem Befehle Desaix wieder erreicht hatte, entwickelte ich durch ein schnelles Manöver all meine Kräfte; ich bildete mit meiner Armee die beiden Flügel der Armee Desaix und führte dem Feinde 6 000 Mann frischer Truppen entgegen. Ein lebhafter Artillerie-Angriff und eine verzweifelte Bajonett-Attacke durchbrachen die österreichischen Linien. Ich erteilte Kellermann den Befehl, mit 800 Reitern zu attackieren; er stürzte sich auf den Feind und sprengte mit seinen 800 Mann die 6 000 ungarischen Grenadiere so zu sagen im Angesicht ihrer eigenen Kavallerie: diese war eine halbe Lieve entfernt, sie bedurfte einer viertel Stunde

um einzutreffen — ich habe bemerkt, daß es stets viertel Stunden sind, die über den Ausgang einer Schlacht entscheiden. Die Kavallerie Kellermann's warf die ungarischen Grenadiere auf unsere Infanterie, sie wurden von dieser sofort gefangen genommen; jetzt war die österreichische Kavallerie heran — allein unsere Infanterie war in Linie formiert mit ihrer Artillerie an der Spitze. Das furchtbare Artilleriefeuer und die eine Barriere bildenden Bajonette zwangen die feindlichen Reiter kehrt zu machen; sie gerieten in Unordnung, ich verfolgte sie mit drei Regimentern, sie entwickelten sich zwar von neuem, ich aber drängte immer weiter und ein großer Teil ging bei der Vormida-Brücke welche sehr schmal ist, zu Grunde. Die weitere Verfolgung dauerte bis in die Nacht.

Nach der Schlacht hörte ich von gefangnen feindlichen Generälen, daß man trotz der ersten Erfolge bei den Oesterreichern nicht ohne eine gewisse Besorgnis gewesen war, man hatte ein unbestimmtes Gefühl der Niederlage. Während des Kampfes frugen sie unsere Gefangenen: „wo ist denn der General Bonaparte?“ „Bei der Arrière-Garde“, lautete die Antwort und diejenigen, welche bereits in Italien gegen mich gefochten hatten und meine Gewohnheit kannten, mich selber für das Ende aufzubewahren, riefen: dann ist es noch nicht zu Ende.

Sie gaben auch zu, daß, als sie mich in der ersten Schlachtlinie gewahrten, sie geglaubt hätten, meine Reserve wäre vorgezogen. Es tritt in jeder Schlacht ein Augenblick ein, in welchem die tapfersten Soldaten, nachdem sie die größten Anstrengungen gemacht haben, zur Flucht geneigt sind. Dieser Moment ist eine Folge von Mangel an Vertrauen in den eignen Mut: es bedarf nur eines geringfügigen Ereignisses, eines Vorwandes, um ihnen dieses Vertrauen wieder zu geben. Die große Kunst besteht darin, in ihnen Selbstvertrauen wieder zu erwecken.

Bei Arcola habe ich die Schlacht mit 25 Reitern gewonnen, ich benutzte den Augenblick der Entmutigung bei

beiden Armeen: ich bemerkte, daß die Oesterreicher, lauter alte Soldaten, nichts so sehr gewünscht hätten, als sich in ihrem Lager zu befinden und daß auch die Unfrigen, obwohl tapfer wie immer, gern bei ihren Zelten gewesen wären. Alle meine Truppen hatten am Kampfe teilgenommen. Ich hatte mehrere Male die Schlachtlinie wieder herzustellen gehabt und im Augenblick nur 25 meiner Guiden zur Verfügung. Ich schickte sie mit drei Trompetern, welche zum Angriff bliesen, den Flanken des Feindes entgegen. Als bald erhob sich in den Reihen der Oesterreicher der laute Ruf: „Die französische Kavallerie!“ Damit wandten sie sich zur Flucht. Man muß den richtigen Augenblick ergreifen, ein Augenblick früher oder ein Augenblick später hätte meinen Versuch nutzlos gemacht: hätte ich 2000 Mann Kavallerie abgeschickt, so hätte die österreichische Infanterie eine viertel Schwenkung gemacht, ihre Artillerie wäre in Tätigkeit getreten und — meine Kavallerie hätte nicht einmal angreifen können.

„Sie sehen, Doktor, zwei Armeen sind zwei Korps, die sich begegnen und sich Grauen einjagen, und es kommt ein Augenblick panischen Schreckens, ihn muß man zu benutzen verstehen: es beruht alles auf einem mechanischen und einem moralischen Prinzip. Übung ist notwendig. Hat man mehreren Schlachten beigewohnt, so findet man mühelos diesen Augenblick heraus: die Sache ist dann leicht wie ein Additions-Exempel.

Als ich zum ersten Mal in Italien auftrat, fand ich eine etwas despotische Regierung vor, allein ihre Verwaltung war milde. Diesmal war alles anders. Das Land war einer wütenden Reaktion verfallen, alle diejenigen, die zu unserer Zeit eine Rolle gespielt hatten, waren eingesperrt und verurteilt worden. Ich hatte zu verschiedenen Aemtern in der cisalpinischen Republik Anhänger Oesterreichs berufen. Alle diese Leute waren mit scheelen Blicken angesehen worden, weil man gegen die Revolutionäre einen glühenden Haß hatte.

Fügen sie dem hinzu, daß die Engländer, die Russen und die Türken, die Religion des Landes wenig respektierten und dadurch die Italiener, welche am äußeren Kultus weit mehr festhalten als wir z. B. arg verstimmt, die deutschen Bona verloren 60 Prozent dabei war man genötigt, sie als kourant zu nehmen. Oesterreich war es nicht gelungen, sich die Zuneigung der Italiener zu erwerben; diese waren sehr froh, als sie sahen, daß wir in barem Gelde zahlten: „Da sind ja die französischen Louis d'ors wieder: „Ecco i luigi di francia tornati!“ riefen sie.

Die Kirche von „Notre Dame de Lorette“ diente einem türkischen Korps als Kaserne: ich hatte nur wenig Mühe, die Italiener auf meine Seite zu bringen, ich sagte ihnen: „Die Oesterreicher geben sich als Verteidiger Eurer Religion aus und bringen Euch ein englisches Regiment daher, das heißt Leute, welche den Papst jährlich wenigstens ein Mal verbrennen, ferner Legionen heidnischer Russen und, um dem noch die Krone aufzusetzen, Türken, Muhamedaner, eine ungläubige Rasse: während ich Katholik bin; ich habe gegen die Türken gefochten, ich bin beinahe von ihnen gekreuzigt worden“.

Ich gab mehreren Priestern Anstellung bei der Regierung der cisalpinischen Republik. Die italienischen Priester sind tolerant: sie bilden kein abgesondertes und mächtiges Korps wie früher der Klerus in Frankreich, außerdem, daran gewöhnt ihr Land zwei Mal in jedem Jahrhundert von Feinden überfallen zu sehen, leisteten sie jeden Eid, den man von ihnen verlangt. In Italien habe ich vereinzelt Priester verwendet, in Aegypten habe ich die Verwaltung mit ihnen förmlich vollgepfropft. Wir kannten die Sprache des Landes nicht, wir bedurften der Vermittler zwischen uns und dem Volk. Ihre Stellung, ihr Reichthum verliehen ihnen einen gewissen Einfluß. Uebrigens sind es ungeschickte Teufel, welche vom Gebrauch der Waffen nichts wissen, ja nicht einmal zu Pferde steigen können“.

24. Oktober.

Napoleon fiebert, hat Kopfschmerzen und kann nicht schlafen. Ich verordne Fußbäder und Lavements.

25. Oktober.

Napoleon kam auf Paoli und seine Beziehungen zu demselben zu sprechen. — Paoli's Absicht war es, den Engländern Korsika auszuliefern. — Mißbilligung des jungen Bonaparte. — Ausbruch von Feindseligkeiten. — Zerstörung der Besitzungen der Bonaparteschen Familie. — Die Flucht. — Paoli's Prophezeihung. — Sein Sturz, das Emporkommen Bonaparte's. — Paoli in England. — Wieder angeknüpfte freundschaftliche Beziehungen.

Die Nacht war besser, heftiger Schweiß hat gegen Morgen dem Fieber ein Ende gemacht. Der Kaiser befindet sich besser.

Er kam wieder, wie er so gern tat, auf Korsika, die korsischen Berge und seine dort verlebte glückliche Jugendzeit zu sprechen. Er gedachte auch Paoli's und sagte:

„Paoli war ein bedeutender Mann, er war mir zusetzen und ich ihm auch. Wir waren zusammen in Corté als er den verhängnisvollen Entschluß faßte, Korsika unter englische Oberhoheit zu bringen. Er machte mir zunächst ein Geheimnis daraus, Gentili sagte auch nichts. Einige hingeworfene Worte aber machten mich stutzig; ich recapitulirte das, was ich gesehen und gehört hatte und zweifelte nicht mehr an ihren Absichten. Da ich damals eine Abteilung Nationalgarde kommandirte, blieb den Verschwörern zuletzt nichts übrig, als mich ins Vertrauen zu ziehen. Sie hofften sicher, sie würden über meine Antipathien triumphieren; so schlugen sie mir denn vor, mit ihnen gemeinschaftliche Sache zu machen. Ich aber liebte nur Frankreich und wollte nicht durch einen Verrat an Frankreich in

der Welt debutieren. Aber ich durfte mich nicht übereilen, ich mußte Zeit gewinnen, um mit mir selbst zu Räte zu gehen. Die Freundschaft Paoli's war mir ja viel wert; es fiel mir schwer, mit ihm zu brechen. Allein, das Vaterland ging mir doch über alles. In Vocognano, wohin ich mich verfügt hatte, wurde ich von den Bergbewohnern gefangen und von 40 Mann bewacht. Meine Lage war eine kritische. Ich fand aber ein Mittel, ihr zu entweichen, indem ich eine Unterhaltung mit dem mich bewachenden Kapitän anknüpfte; der wackere Mann war sehr rücksichtsvoll gegen mich, er entschuldigte sich, daß er gezwungen wäre, dem erteilten Befehl zu parieren, und lud mich ein, Luft zu schöpfen. Ich nahm sein Anerbieten an; ich schickte meinen Diener auf dem Wege, den wir einschlugen, voraus, um, fünf oder sechshundert Schritte entfernt, sich zu verstecken. Unterwegs wurde ich von einem natürlichen Bedürfnis überrascht. Mein Begleiter glaubte meinem Vorwande und ging ruhig weiter, er hatte sich noch nicht umgewendet, als ich schon auf meinem Pferde saß und davonjagte. Vergeblich war all sein Rufen, ich war in Ajaccio, ehe man mir etwas zu Leide tun konnte, allein die Bergbewohner waren auf meiner Spur und ich mußte Unterkunft bei einem Freunde suchen. Es war Barberie, er geleitete mich auf versteckten Wegen nach der Küste, von wo ich mich nach Caldi verfügte. So war ich denn glücklich entronnen. Paoli war außer sich; er schrieb mir: wir verrieten die Interesse unseres Vaterlandes; weder meine Brüder noch ich verdienten die freundschaftlichen Gesinnungen, welche er uns entgegenbrächte. Wir sollten nur zurückkehren. Er wolle uns von neuem die Hand bieten. Wären wir aber taub für seine Ratschläge, so würde er uns nicht mehr schonen. Die Ausführung seiner Drohung war ebenso prompt, als unsere Antwort stolz war. Paoli setzte sich in Besitz unserer Heerden, plünderte und brannte unsere Besitzungen nieder. Als wir zur Hilfe herbeieilten, war es zu spät; die Citadelle war besetzt und wir konnten nicht landen. Wir legten uns

gerade gegenüber im Norden des Golfes vor Anker. Die Insurgenten rückten heran, ich hatte Zeit gehabt, einige Kanonen zu laden, und beschloß die Anrückenden mit Kartätschen; trotzdem versuchten sie es mit Unterhandlungen. Sie kletterten auf die Bäume, von denen aus man sie besser hören sollte und hielten Ansprachen. Ich lud eins meiner Geschütze mit einer Vollkugel und schoß den Zweig, auf welchem einer der Redner saß, herunter; die Bande brach in ein schallendes Gelächter aus und zerstreute sich. Wir kehrten nach Caldi zurück, versuchten wohl auch noch einige Handstreichs, allein die Engländer waren gelandet und die Bergleute stiegen in die Ebenen herab: nun war es für uns unmöglich geworden, der Bewegung ferner noch die Spitze zu bieten.

Meine Mutter ging nach Marseille; sie glaubte dort eine Aufnahme zu finden, die ihren patriotischen Opfern entsprechen würde; fand aber kaum die nötige Sicherheit. Meine Anwesenheit war zu nichts mehr nützlich, ich verließ Korsika und ging nach Paris. Die Föderierten hatten soeben Toulon ausgeliefert, große Ereignisse lagen im Schoße der Zeit. Ich hoffte, durch eines derselben würden unsere Angelegenheiten wieder in Ordnung kommen. Die korsischen Bergbewohner hatten all unser Eigentum vernichtet; es wäre für immer für uns verloren gewesen, wäre nicht die Revolution ausgebrochen.

Der Schaden, welchen uns Paoli zugefügt hatte, hatte mich ihm doch nicht völlig entfremdet. Ich war ihm immer noch zugetan, ich vermischte ihn überall. Paoli war ein großer Mann, hatte eine edle, stolze Haltung, er sprach vortrefflich, kannte die Korsen und übte einen unbegrenzten Einfluß auf sie aus. Er war ebenso geschickt im Befehlen von wichtigen Posten, als in der Wahl administrativer Maßregeln: er kämpfte, er regierte mit einer Umsicht, einem Takt, wie ich ihn nur bei ihm gefunden habe. Ich hatte ihn früher zuweilen auf seinen Marschen während des Befreiungskrieges begleitet; er erklärte mir dabei die

Vorteile, die das Terrain hier und da bot, sprach davon, wie er den Ereignissen, welche er vorherseh, begegnen wollte. Ich erinnere mich, daß wir uns eines Tages, an der Spitze eines starken Detachements nach Port-Neuf verfügten. Ich machte einige Glossen zu den Ideen, die er mir eben unterbreitet hatte. Er hörte mir mit großer Aufmerksamkeit zu, und bemerkte, als ich zu Ende war, indem er mir scharf in die Augen sah:

„Napoleon! Du gehörst nicht in dieses Jahrhundert. Deine Anschauungen sind die der Männer des Plutarch. Mut! Du wirst Dich emporzuschwingen“.

Ich nahm in der That meinen Aufschwung, er aber war genötigt, dem Schicksal zu weichen. Er flüchtete nach England und lebte dort während der italienischen und ägyptischen Feldzüge. Jeder meiner Siege versetzte ihn in Entzücken; er feierte, er überschätzte meine Erfolge: man hätte glauben sollen, wir wären noch intime Freunde. Als ich Consul, als ich Kaiser wurde, gab er in London Feste auf Feste: sein Enthusiasmus aber mißfiel dem Leiter der dortigen Staatsangelegenheiten und Paoli erhielt eine Vorladung:

„Ihre Vorwürfe sind gerechtfertigt“, sagte er dem Minister, „allein Napoleon ist einer der Meinigen. Ich habe ihn emporkommen sehen, ich habe ihm sein Schicksal vorausgesagt. Möchten Sie vielleicht, daß mir sein Ruhm zuwider wäre, daß ich vergäße, welchen Ruhm er meinem Heimatlande einträgt?“

Ich hatte für Paoli dieselben Gesinnungen, die er für mich hatte. Ich wollte ihn zurückrufen, ihn an meiner Macht teilnehmen lassen, allein, von Geschäften überhäuft, fehlte es mir an Zeit — ihn aber rief frühzeitig der Tod ab. So war mir die Genugthuung versagt, ihn zum Zeugen des Glanzes zu machen, welcher mich umgab.

26. Oktober.

Bemerkungen Napoleons über Indien. — Was er hätte tun sollen um dort den Engländern zu Leibe zu gehen. — Verwendung der Chouans. — In der Jumna. — „Man folgt seinem Stern“.

Die Besserung im Befinden des Kaisers macht Fortschritte.

Es waren einige Schiffe eingetroffen, Passagiere gelandet, welche sich bemühten, den Kaiser zu sehen. Ich sah sie, geleitet vom Gouverneur, nach Longwood heraufkommen. Ich teilte meine Beobachtungen dem Kaiser mit, welcher sagte:

„Sie kommen jedenfalls von Indien; ich möchte ihnen gern einige Fragen vorlegen, wenn mich nur dieser Kalabrese nicht so sehr anekelte; ich werde ablehnen müssen, sie zu empfangen. Dieser Hudson ist der Dämon von St. Helena. Was er ansieht, was er berührt, verdirbt. In ihm tritt eine Mischung von Dummheit und Verschlagenheit zu Tage, gegen die, auf der Hut zu sein, ich allen Grund habe. Ich will die Leute nicht sehn“.

Er begann über Indien zu sprechen: er habe über Persien nach Indien vordringen wollen; das wäre aber ein Fehler gewesen; die Abenteurer, welche er dorthin vorausgeschickt hatte, hätten alles verdorben.

„Eine Zeit lang“, fuhr er fort, „hatte ich die Absicht, zwei- bis dreitausend Chouans an die Jumna zu schicken; sie selber wünschten es, Bourmont sollte ihr Führer sein. Es wäre klug gewesen, wenn ich eingewilligt hätte, ich wäre diese Schürer des Unfriedens los gewesen — es hätte kein Waterloo gegeben! Man folgt eben seinem Schicksal — ihm kann man nichts vorschreiben. Ich habe Frankreich gezeigt, was es leisten kann . . . an ihm ist es jetzt zu handeln!“

27. Oktober.

Napoleon und die Arzneiwissenschaft. — Der Mensch ist eine Festung. — Corvisart's Pillen für Marie Louise. — Die Arcana, welche Napoleon in Aegypten verordnete. — Der auffällige Arzt. — „Er ist kein Franzose, er hat Furcht vor dem Tode“. — Vorschriften für das Verhalten Marmont's in Alexandrien. — Marmont und Menou. — Ihr Briefwechsel.

Der Kaiser hatte keine gute Nacht. Das allgemeine Befinden aber hat sich nicht verschlechtert.

„Nun, Doktor, wie finden Sie mich heut? Ist es besser mit mir“, frug er, als ich eben bei ihm eingetreten war.

„Eure Majestät befinden sich wenigstens nicht schlechter.“

„Das kommt offenbar daher, weil ich die Pillen . . .“

Die Schachtel stand offen vor ihm, Pillen aber hatte er nicht genommen.

„Die Pillen haben eine gute Wirkung, Sire, sie vertreiben die finstre Stimmung, wirken auf den Stuhl.“

„Diese Pillen“, unterbrach er mich, „haben jedenfalls erdentliche Tugenden“.

Er warf das Buch, in welchem er las, von sich.

„Sie sprechen, Doktor, von ihren Pillen mit größerer Begeisterung als man heutzutage von der Legitimität spricht. Nehmen Sie selber von diesen vorzüglichen Pillen?“

Ich mußte lachen.

„Ich verstehe“, rief er, „Ihnen liegt es ob, Reklame zu machen, dem Kranken die Pillen zu verschlucken. Wissen Sie was? Lassen Sie Ihre Arcana fahren. Der Mensch ist wie eine Festung, in welche weder Sie noch ich hineinschauen können. Die Verteidigungsmittel der Festung aber sind mehr wert, als ihre Drogen. Corvisart gab dies zu. Ihre widerwärtigen Präparate sind zu Nichts gut. Die medizinische Wissenschaft besteht aus einer Sammlung von aufs Gradewohl erdachten Verordnungen, die den armen Kranken

meist umbringen, den reichen manchmal nützen. Faßt man die Wirkungen in ihrer Gesamtheit ins Auge, so sind diese Drogen der Menschheit bei Weitem schädlicher als vorteilhaft. Sprechen Sie mir nicht mehr davon, ich bin nicht der Mann für Ihre Tränkchen“.

Ich bemühte mich, seine Theorie zu widerlegen, ich war sehr ernst, denn ich hatte die Folgen vor Augen, die sie möglicherweise haben konnte.

„Sie sind mit einemmal“, rief der Kaiser, „so nachdenklich. Was ist Ihnen? Habe ich die wunde Stelle berührt?“

„Sire, es gibt erprobte Medikamente . . .“

„Wie die, welche Corvisart der Kaiserin verordnete: Pillen aus Brodkrumen, die einen geradezu wunderbaren Erfolg hatten. Es ging kein Tag vorüber, an dem Marie Louise mir gegenüber diese ausgezeichneten Pillen nicht gerühmt hätte. Und so ist es mit allen Heilmitteln“.

„Doch nicht, Sire“.

„O! Sie, eigensinniger Mann, Sie!“

„Es gibt Facta . . .“

„Sind ersichtlich, die Gründe aber nicht. Nun ich habe ja auch probiert“.

„Sie, Sire?“

„Ja ich“.

„Eure Majestät haben doch keine Rezepte geschrieben Sie suchten die Mittel beliebig aus, es waren solche, die sich leicht nehmen ließen“.

„Im allgemeinen entnahm ich den Apotheken nichts. Wasser, Luft, Reinlichkeit stellten das Gros meiner Medikamente dar. Zu diesen Mitteln griff ich fast stets. Sie lachen über meine Methode: lachen Sie nur! Ihre Berufsgenossen in Aegypten lachten auch darüber, aber die Erfahrungen erwiesen, daß mein Flanell und meine Bürste besser anschlugen als Ihre Pillen. Sie machen sich lustig über meine Waschungen. Wir wurden durch die Pest dezimiert. Die Araber massakrierten außerdem noch meine

Soldaten, die Aerzte weigerten sich zu helfen. Ich aber durfte die Kranken nicht ihrem Glend überlassen: vergeblich versuchte ich den Mut der sonst stets aufopfernden Aerzte zu beleben. Nun griff ich mir einen heraus, der besonders das große Wort geführt hatte, und ließ ihn durch die Straßen von Alexandrien führen mit einer Tafel um den Hals, auf welcher stand: „er ist kein Franzose, er hat Furcht vor dem Tode“. Die Schande, die den einen traf aber gab den andern die Energie nicht zurück, die dienstlichen Vorschriften wurden vernachlässigt. Nun ließ ich die Truppen Feldlager beziehen — so wurde es endlich besser, eine allgemeine Beruhigung stellte sich ein. Sie mögen mich billigen oder tadeln, hören Sie hier meine Anordnungen“.

Er griff wieder nach der Aegyptischen Korrespondenz und las:

„Kairo, am 9. Pluviose des Jahres VII. An den General Marmont. Ich denke mir, Bürger General, daß Sie inbezug auf den Dienst in Alexandrien andere Maßregeln getroffen haben. Sie werden bei den Batterien und auf den Forts keine stabile Posten errichtet haben. So z. B. beim Observatorium, bei der Batterie der Bäder; Sie werden dort auf die Dauer zwölf bis fünfzehn Mann postiert haben, welche ohne Verbindungen auszuharren wissen. Diese zwölf bis fünfzehn Mann genügen für die nötigen Beobachtungen. Eine ausgedehntere Ueberwachung ist nicht nötig: Sie werden überhaupt nicht viel Leute nötig haben. Warum nehmen Sie Grenadiere für den Dienst in der Stadt? Ich begreife nicht, weshalb der Kriegskommissar Michaux hartnäckig in seinem Hause verbleibt, nachdem in demselben Erkrankungen an der Pest vorgekommen sind. Warum kampiert er nicht auf irgend einer der Anhöhen z. B. neben der Säule des Pompejus?

Alle Ihre Bataillone sind wenigstens eine halbe Lieve von einander entfernt. Behalten Sie in der Stadt nur wenig Leute, vor allem aber wählen Sie diese nicht unter

den Besten aus. Verlegen Sie das Bataillon der 75. unter die Bäume, unter denen Sie selbst so lange Zeit mit der 4. leichten Infanterie-Brigade lagen. Das Bataillon kann sich dort Baracken bauen und sollte jede Verbindung mit der Stadt meiden. Plazieren Sie das Bataillon der 85. Halbbrigade nach der Seite des Marabou zu. Was diese unglückliche Halbbrigade leichter Infanterie betrifft, so lassen sie Mann für Mann sich entkleiden und ein Seebad nehmen: Jeder soll sich vom Kopf bis zu den Füßen tüchtig reiben; die Kleider sollen gut gewaschen werden; es ist überhaupt darüber zu wachen, daß ein jeder sich rein hält. Die Paraden fallen fort, Wachen werden nicht bezogen. Jeder bleibt im Lager. Lassen Sie einen großen und tiefen Graben ausschachten, mit ungelöschtem Kalk füllen und werfen Sie die Todten hinein.

Sowie in einem französischen Hause ein Pestfall vorkommt, haben die Leute sich sofort im Freien zu lagern und zwar getrennt von den übrigen; es ist streng darauf zu achten, daß keiner der unsrigen das infizierte Haus betritt. Ordnen Sie an, daß sich jeder täglich Gesicht und Hände wasche und sich überhaupt am Leibe rein hält.

Sehen Sie darauf, daß, wo die Krankheit ausgebrochen ist, sie in Schranken gehalten wird — mir scheint, Sie haben noch keinerlei von den Umständen geforderten Maßregeln getroffen!“ —

„Marmont“, fügte der Kaiser hinzu, nachdem er geendet hatte, „stand in lebhaftem Verkehr mit Menou“; sie schrieben sich scherzhafte Briefe, in denen die Frau des alten Narren Menou und der Sultan eine Hauptrolle spielten. „Diese Blindetuh-Heiraten sind sehr gewagt, meinte der Eine. — „Mir gut bekommen“, der andere“. — „Ist Madame hübsch?“ — „Sie ist sehr verführerisch“. — „Werden Sie Gebrauch von dem türkischen Vorrecht machen?“ — „Nein: den türkischen Appetit habe ich nicht; eine ist mir genug.“ — In diesem Tone ging es weiter. Nun hören Sie aber noch das Ende meines Rescriptes:

„Hätte ich in Alexandrien keine Depots, so hätte ich Ihnen längst geschrieben: rücken Sie ab mit Ihrer Garnison und schlagen Sie drei Lieues entfernt in der Wüste ein Lager auf. So aber werden Sie gut tun, sich mit dem Geiste, der in diesem Brief enthaltenen Anordnungen zu durchdringen; entsprechen Sie ihnen soweit wie irgend möglich; ich hoffe, daß Sie selbst sich dabei gut befinden werden. Gez. Bonaparte.“

28. Oktober.

Der in Toskana ansässige Zweig der Familie Bonaparte. — Ein Auswanderer. — Die Linie von San Miniato starb aus. — „Mein Adelsdiplom datiert von Millefimo“. — Das goldene Buch von Bologna. — Der Kaiser Franz und seine Bemühungen, die Familie Bonaparte zu einer einstmals souveränen zu machen. — Wäre Napoleon darauf eingegangen, so hätte er vielleicht bei Leipzig keine Oesterreicher sich gegenüber gehabt.

Während der Nacht hatte der Kaiser starke Schmerzen in der Leber, dieselben sind jetzt jedoch erträglich.

Ich erzählte ihm von Gesprächen, denen ich in Florenz zugehört hatte über seine Familie und den Grund zur Auswanderung derselben.

„Die Gründe liegen auf der Hand“, bemerkte er, „der letzte meiner Vorfahren, der in Toskana wohnte, hatte dieselben politischen Grundsätze wie ich; er verteidigte sie wie ich und fiel ihnen schließlich zum Opfer. Die Fremdenpartei trug den Sieg davon, die nationale wurde vernichtet, proskribiert, dieser Bonaparte suchte Zuflucht zunächst in Sarzene, dann auf Korsika. Die Beziehungen der Familienglieder untereinander aber wurden dadurch nicht abgebrochen. Die ausgewanderten Nachkommen blieben im Verkehr mit dem Zweige, der sich in San Miniato niedergelassen hatte. Sie empfahlen den zurückgebliebenen ihre Kinder, welche sie zu Studienzwecken nach Pisa schickten. Die San Miniato-Linie ist heut erloschen.“

Jener wackere Domherr, von dem ich Ihnen erzählte, war der letzte von diesem Zweige. Bei seinem Tode, der, ich weiß nicht mehr in welchem Jahre erfolgte, vermachte er mir sein Vermögen, welches ich zum Besten bedürftiger Bewohner von Toskana verwertete". —

„Meine Nobilitierung“, rief Napoleon nach einer Pause, „datiert von Millejimo, Rivoli und dem 18. Brumaire; der Adel der Familie aber ist ein älterer, er verliert sich in dem Dunkel des Mittelalters. Nur der Genealogist Joseph vermag über den Ursprung zu berichten. Ich weiß nicht, von wie viel obskuren Tyrannen er abzustammen behauptet.

Man hat oft versucht, meiner edelmännischen Eitelkeit zu schmeicheln, aber damit war es nichts! Nach der Schlacht bei Arcola kam mir als dem Kommandierenden der italienischen Armee die gesamte Bevölkerung von Treviso entgegen: Vorfahren von mir hatten in Treviso die ersten Ämter inne gehabt. Man wies mir Dokumente, alte Pergamente vor, man bot mir die Souveränität, welche Treviso eingebüßt hatte, an. In Bologna erschienen Marescalchi, Caprara und Albini vor mir, um mir im Auftrage des Senates das goldene Buch vorzulegen, in welchem Name und Wappen meiner Familie eingetragen waren. Später war ich gezwungen, bis Tolentino vorzugehen, es widerstand mir, Priestern meine Bajonette zu zeigen mit einem „Heiligen“ Krieg zu führen, allein fünfundsiebzigtausend Franzosen waren unter seiner Regierung niedergemacht worden: das war zu viel! Ich mußte ein Ende machen. Meine Umgebung wollte durchaus das Idol in der ewigen Stadt stürzen — aber in Frankreich war man wieder katholisch geworden; es war nötig, die Revolution populär zu machen; sich des Uebergewichtes der Priester zu bedienen — so unterhandelte ich denn. Wir erhielten reiche Provinzen, wir erhielten den Hafen Ancona. Von dort konnte man in 24 Stunden in Macedonien landen: das war ein schönes Resultat! Die Abgesandten

des Papstes jammerten über meine Siege, über die unglaubliche Schnelligkeit, mit der Italien erobert war und mit der die Oesterreicher vernichtet wurden. Ich wäre, sagte mir einer derselben, der einzige Franzose, der seit dem Conetable Bourbon auf Rom marschiert wäre: das eigentümliche dabei wäre, daß die Geschichte jener ersten Expedition von einem Vorfahren dessen geschrieben wäre, der die zweite Expedition befehlige.

Der Feldzug in Aegypten, das Konsulat setzten die Genealogisten in fieberhafte Tätigkeit. Es gab keine alte Chronik, keine vergilbte Pergamentrolle, die nicht nachgesehen wurde: so wurde ich zu einem Verwandten des alten Geschlechtes der Este. Der Herzog von Feltre war mit besonderem Eifer an diesen Forschungen beteiligt: da war eine Bonaparte mit einem Medizi verheiratet gewesen, eine andere war die Mutter von Paul V, ein dritte von, ich weiß nicht mehr welcher berühmten Person. Unter meinen Vorfahren waren auch hervorragende Literaten, Historiker, Theaterdichter, Juristen und Diplomaten vertreten! Haben Sie, Doktor, während Ihres Aufenthaltes in Florenz nie „la veuve“ (die Witwe) gelesen? Auch nichts davon gehört?“

Meine Antwort lautete verneinend und er fuhr fort:

„Es ist ein altes, durchaus nicht uninteressantes Stück. Das Manuskript befindet sich in der National-Bibliothek zu Paris; der Autor war ein hervorragender Schriftsteller: Mazzucheli spricht in seinem Buche „Schriftsteller“ viel von ihm; der Autor war auch der Begründer des juristischen Lehrstuhles an der Universität zu Pisa, welcher später zu so großer Berühmtheit gelangte.

Ich komme wieder auf die Versuche zurück, die angestellt wurden, um mich zu einem Adligen zu machen. Es war im Jahre 1810. Ich hatte den Vorschlägen, welche ich im Jahre 1805 abgelehnt hatte, nachgegeben und mich mit Oesterreich verbündet. Der Kaiser Franz ließ alle Archive in Italien und Deutschland durchstöbern; so gelang es ihm endlich, in den Besitz von Dokumenten zu

kommen, wie er sie wünschte. Er machte mir Mitteilung davon und frug, ob ich nichts dagegen hätte, wenn er das Resultat der angestellten Forschung veröffentliche. Ich entschuldigte mich so gut ich konnte und lehnte ab. Er schrieb mir wiederholt darüber, ja er sprach mir sogar noch davon, als wir in Dresden zusammentrafen. Der Kaiser Franz hatte kein Verständniß für mein Widerstreben: war es etwa keine Ehre für mich, von einer souveränen Familie abzustammen?"

„Diese Titel“, bemerkte ich ihm, „sind für mich zu alt, ich zähle ja erst seit Millesimo“.

„Oh, nein, von viel weiter zurück“.

„Nein, ich muß bitten, nur von Millesimo“.

„Aber . . .“

Endlich begriff er, daß mir mehr daran lag, der Rudolf meiner Familie zu sein, als der Abkomme irgend eines verhaßten legitimen Herrn; trotzdem fuhr er fort:

„Sie müssen es Marie Louise sagen, Sie wird ihre Abstammung zu schätzen wissen, es wird ihr Vergnügen machen — ja sagen Sie es Marie Louise!“

Ich bat ihn, es doch selber zu tun und verheimlichte ihm nicht meine Gleichgültigkeit für dergleichen Dinge.

Er schien darüber verletzt, denn er hatte wohl gedacht, mir eine angenehme Ueberraschung zu bereiten — alle seine Mühe war umsonst. Ich blickte mit Geringschätzung auf Titel. Heut aber kann ich nur sagen: hätte ich mich damals diesen Gaukeleien gefügt — wer weiß — wir hätten vielleicht in den Ebenen von Leipzig hunderttausend Mann weniger vor uns gehabt“.

29. Oktober.

Napoleon wünscht Auskunft über Nägel, Bart und Haut. — Er scheint mit den Auseinandersetzungen seines Arztes nicht ganz einverstanden. —

Die Unterhaltung wird plötzlich unterbrochen.

Das Befinden des Kaisers ist unverändert.

Er war mit seinen Fingernägeln beschäftigt, als ich bei ihm eintrat; nachdem er die Scheere weggelegt und

die Hände gebürstet hatte, betrachtete er seine Hände eine Weile ohne ein Wort zu sagen: dann aber begann er:

„Die Nägel, der Bart, die Epiderme — wie mögen sich diese Dinge wohl bilden, welche Funktionen haben sie? Sie haben mir das nie in einer klaren Weise auseinandergesetzt, Doktor. Also bitte!“

Ich tat wie er wünschte und setzte ihm so klar wie es nur möglich war, das Wesen und die Funktionen von Nägeln, Bart und Haut auseinander, er hörte mir aufmerksam zu und unterbrach mich erst, als ich in meinen Expectorationen bei dem Thema der Haare angelangt war.

„Sie meinen also, Doktor, die Haare wären so gut wie die Blätter der Bäume?“

„Jawohl, Sire, der Vergleich ist durchaus zutreffend.“

„Da sollten wir doch nicht die Haare abschneiden.“

„Daß es geschieht ist jedenfalls nicht recht.“

„Und wie steht es mit dem Bart?“

„Den Bart zu stutzen, verstößt ebenfalls gegen die Natur.“

„Was Sie sagen! Sollen wir alle als Kapuziener herumlaufen? Nun, und wie steht es mit den Nägeln?“

„Sie bestehen aus denselben Gefäßen wie die Epiderme, sind aber von weit dichterem Gewebe als das Häutchen, dessen Verlängerung sie bilden.“

Damit hatte diese eigenartige Unterhaltung ebenso jählings, wie sie begonnen hatte, ihr Ende erreicht.

30. Oktober.

Napoleon über St. Helena. — Die Großmut Englands. — Gemüse und Menschen. — Eine neue Art zu morden.

Ich wußte, daß das Befinden des Kaisers sich gebessert hatte und ritt, da mich die Mücken schrecklich plagten aus.

Der Kaiser begrüßte mich, als ich zurückkehrte, mit einem etwas ironischen:

„Schon wieder da? Doktor?“

„Ja, Sire, ich wollte mich nur den Mückenstichen entziehen“.

„Was sind die Mücken gegen die Ratten? Sehen Sie nur, wie diese abscheulichen Geschöpfe in meinem Zimmer wirtschaften; sie nagen alles an, die Wandbelleidungen, den Fußboden; aber erzählen Sie mir doch, was Ihnen bei ihrem Spazierritt aufgefallen ist“.

„Einige Pflanzen, Sire, einige Stauden . . .“

„Abgründe, Zerklüftungen, eine in Zuckungen erstarrte Natur“.

„Wenn man aber um den „Munder“ herum ist, Sire...“

„Nun?“

„Und der Blick sich öffnet, man Jamestown sieht . . .“

„Ein schöner Anblick! Einige Hütten unter überhängenden Felsen: es sieht aus, als drängten die Berge heran, um die menschlichen Behausungen zu vernichten“.

„Der Anblick ist aber doch in hohem Grade pitoresk“.

„Pitoresk? Etwa hundert Hütten erbaut mit Steinen oder Kot in der Tiefe einer Schlucht, ein Hospital, eine Wache, eine Kirche: ist das pitoresk?“

„Aber Plantation-house, Sire“.

„Das ist allerdings eine Oase in der Wüste. Gegen die trocknen Südwinde geschützt, gedeihen dort Pflanzen, Gesträuch und Bäume aller Art. Plantation-house ist einzig in seiner Art, wie der „Calabrese“ der es bewohnt! Allein zu Gunsten der Insel sagt dieses Fleckchen eigentlich ebenso wenig, wie seine Bewohner zu Gunsten der Menschlichkeit“.

„Es gibt doch Orte, die weit trauriger sind, Sire“.

„Nein, keinen, der so traurig wäre, wie dieser. Nirgends ist Schatten, nirgends ein Schmuck der Vegetation! Wir haben hier nur einige Gummibäume und diese sind obendrein noch verstümmelt. Der Wind hat sie in der Richtung, in der er gewöhnlich daherkommt, zur Erde gebeugt. Hier oben gibt es keine Vegetation, kein

Leben. Britische Großmut mußte wohl, weshalb sie mich hierherschickte“.

„Über Sire . . .“

„Ich weiß, ich weiß! Einiges Gemüse entrinnt dem klimatischen Verderben; man kann aber doch von den Gemüsen aus keinen Schluß auf uns ziehen; diese Gewächse sind widerstandsfähiger — der Mensch aber geht rasch zu Grunde, wo die Pflanzen dahinstechen wie hier. Auf St. Helena gibt es keine Greise, nur wenige Menschen erreichen das fünfzigste Lebensjahr — und diejenigen, welche an Hepatitis leiden, wie steht es mit ihnen? Wieviele unter ihnen überdauern denn die Krankheit? Wie sollen wohl diejenigen, welche zudem von moralischen Leiden gefoltert sind, wenn sie einmal erkranken, Genesung finden? Jeder Atemzug, den sie tun, ist ein Nadelstich — viele davon wirken tödlich. Das edle England mußte, was es tat, als es mich hierherschickte, seine Art zu morden ist eine ganz neue“.

31. Oktober.

Napoleon zerträgt seinen linken Schenkel. — Die alten Narben fangen an zu bluten. — Ein Mittel, welches er seit Toulon verschiedene Male angewendet hat. — Es hat stets Hilfe gebracht. — Der Bischof des kränklichen Kanonikers. — Vernachlässigung in der Behandlung. — Desguenette, Corvisart. — Des letzteren energisches Verfahren. — Wunderbare Erfolge der blutenden Kragwunden. — Napoleon über Korsika. — Napoleon auf seiner Rückkehr von Aegypten. — Im Hafen von Ajaccio. — Sturz des Direktoriums. — Napoleon über seine Feinde während der Hunderttage. — „Welche Haufen Schmutz um mich her!“ — Marmont, Augereau &c. — Die Intriguen beginnen schon während des ersten italienischen Feldzuges. — Merkwürdige Proklamation Bonaparte's. — „Monsieur“. — Armeebefehl Augereau's. — Intriguen am Schluß des ersten italienischen Feldzuges. — Bernadotte und seine Briefe. — Bernadotte in Wien. — Erinnerungen an Mantua. — Aus dem Kriege auf Korsika.

Der Kaiser war unruhig, ich riet ihm zu beruhigenden Mitteln.

„Danke, Doktor“, sagte er, „ich habe etwas besseres als Ihre Mixturen. Ich fühle, daß die Natur im Begriff ist, mir zu Hülfe zu kommen“.

Er ließ sich, während er so sprach, auf einen Sessel nieder, packte seinen entblößten linken Schenkel und trakte darauf los, daß ich mich vor Erstaunen kaum zu fassen wußte; die Narben brachen auf, aus den Wunden sickerte und lief Blut hervor.

„Das hilft“, rief er, „ich habe meine Krisen, sobald wie sie sich einstellen, bin ich kuriert“.

Eine Art von Lymphhe, welche reichlich hervorgebrochen war, hörte bald auf zu fließen, die Wunden schloßen sich.

„Sie sehen“, begann Napoleon wieder, „die Natur hilft sich selbst; sowie es ein Zuviel gibt, stößt sie es aus und das Gleichgewicht ist wieder hergestellt.“

Dieses sonderbare Verfahren erregte meine Aufmerksamkeit in höchstem Grade. Ich forschte nach näheren Umständen und hörte, daß er es periodisch, und zwar seit der Belagerung von Toulon, anwende. Der Kaiser, welcher damals der Oberst Bonaparte war, hatte gerade in einer Batterie die Leute zum Feuern ermuntert, als ein Kanonier tot an seiner Seite niederstürzte. Bonaparte ergriff den Wischer, lud selber das Geschütz und schoß es ab. Er schwigte stark und atmete die Ausdünstungen des zufällig kränklichen Toten ein. Er unterzog sich in der Befürchtung einer Ansteckung ärztlicher Behandlung, aber die Ungeduld der Jugend, die Ansprüche des Dienstes, ein Bajonettstich über dem Knie wurden Veranlassung, daß er die Kur alsbald wieder aufgab. Der Ausschlag trat zurück, die feuchten Absonderungen zogen sich durch die Wunde in das Innere, das Gift der Ansteckung entwickelte sich mehr und mehr während der Feldzüge in Aegypten und Italien, es stellten sich Schmerzen in der Brust ein, ein fortwährender Husten, die Atmung wurde beschwerlich. Bonaparte, der erste Konsul, war so mager und bleich, daß man hätte glauben können, er wäre seinem Ende nah.

„Meine Umgebung“, sagte der Kaiser, „machte mir unaufhörlich Vorstellungen meiner Sorglosigkeit wegen: ich ließ sie reden. Endlich aber wurden die Vorhaltungen so energisch, daß ich mich entschloß, einen Arzt zu Rate zu ziehen: Desguenette wurde mir vorgeschlagen; mir war jede Wahl recht, ich konsultierte Desguenettes. Allein der gute Mann hielt mir so lange Reden und verordnete mir so viel, daß ich überzeugt war, es wäre das Beste, ich täte nichts. Nun setzten aber die Ermahnungen und Vorwürfe meiner Umgebung von neuem ein und ich gab wiederum nach. Corvisart wurde mir zugeführt: dieser war sehr kurz angebunden und ungeduldig; ich hatte ihm noch nicht genau über meine Krankheit berichtet, als er mir schon sagte:

„Viel fehlt Ihnen nicht, es handelt sich um einen ins innere getretenen Ausschlag, welchen man wieder nach außen schaffen muß. Einige Tage lang Blasen ziehende Pflaster — das wird genügen“.

Zwei solcher Pflaster legte er mir auf die Brust; der Pu'ten verschwand, ich wurde wieder kräftiger, energischer, konnte Strapazen aller Art ertragen. Ich war über den Scharfblick Corvisart's ganz entzückt und sagte mir: das ist ein Arzt, wie du ihn brauchst! Ich attachierte ihn an meine Person und überschüttete ihn mit Wohlthaten; er legte mir später am linken Arm eine Fontanelle an; der Krieg in Spanien brach aus und aus Mangel an Pflege schloß sich die Fontanelle. Mein Befinden wurde darum nicht schlechter. Der Reiz zum Jucken stellte sich wieder ein, und ich machte Einschnitte in die Haut, neue Wunden stellten sich ein, deren Absonderungen mir wohlthaten, sodaß ich sagen darf, meine Gesundheit war vortrefflich“. —

Auch hier auf St. Helena war die Wandlung zum Besseren in Folge der blutenden Kratzwunden eine ganz wunderbare.

Der Kaiser badete, ging spazieren, der Lebenslauf

wurde ein völlig normaler. Ich begleitete ihn häufig in den Garten: er erzählte von seinen Feldzügen, ich sprach ihm von Korsika, suchte überhaupt seinen Gedanken angenehme Bahnen zu geben.

Eines Tages sprach er wieder von den politischen Bewegungen unserer unglücklichen Heimat. Er sprach viel von den Verdiensten Cervoni's, von den Ränken Molledo's.

„Ihm jagte meine unerwartete Rückkehr aus Aegypten einen gewaltigen Schrecken ein. Die Gefängnisse waren voll, die Parteien standen sich einander gegenüber: mit der Geduld war es zu Ende! Die städtischen Behörden klagten das Departement an, das Departement die städtischen Behörden. Ueberall Aufregung und Uneinigkeit.

Der Wind, der uns wenig günstig war, jagte uns von den Küsten Frankreichs fort, wir flüchteten in die Buchten Korsika's und gingen schließlich in Hafen von Ajaccio vor Anker. Die Bevölkerung strömte in hellen Haufen an das Ufer. Jeder wollte mich sehen, jeder verlangte, ich sollte landen, die Rufe wurden von Stunde zu Stunde lauter und heftiger; allein die Leute mußten sich beruhigen, denn nach reiflicher Beratung an Bord entschied man sich dahin, daß ich nicht landen möchte. Auf Barberi's Veranlassung setzte sich eine Deputation in einer Schaluppe in Bewegung, um an Bord des „Muiron“ zu erscheinen: Barberi, der Führer derselben, forderte mich nochmals auf zu landen. Da ich die Einladung für eine von der gesamten Bevölkerung ausgehende hielt, so gab ich endlich nach und landete mit meinem Gefolge. Ich wurde mit nicht endenden Zurufen begrüßt. Die Truppen waren unter Waffen — diese Unglücklichen hatten weder Kleider noch Schuhzeug. Ich erfuhr, daß seit sieben Monaten keine Zahlungen geleistet waren. Ich war darüber in hohem Grade empört, sammelte, was ich verfügbar hatte, um den Sold so viel wie möglich zu begleichen. Ich werde den Empfang, den mir die Bevölkerung von Ajaccio bereitet, nie vergessen!

Der vortreffliche Barberi hatte mir Brieffschaften und Zeitungen zugesteckt, die mich über vielerlei Dinge belehrten. Ein kleines Fahrzeug sollte meiner Fregatte folgen, bemannt mit vierzehn ausgesuchten Seeleuten, dadurch wurde es mir möglich zu landen wo ich wollte, ohne daß englische Kreuzer aufmerksam wurden. Die Mitverschworenen Citabella's hatten zwar meine Rückkehr verbreitet, allein ich hatte Frejus, Grenoble, Nagerres erreicht und kümmerte mich um weiter nichts als darum, so schnell wie möglich in Paris einzutreffen. Ich stürzte das Direktorium; durch den Staatsstreich des 18. Brumaire stellte ich die Ordnung wieder her, und das Konsulat trat ins Leben — wäre Citabella's Benachrichtigung vor mir eingetroffen, so scheiterten möglicherweise meine Unternehmungen und Frankreich wäre den Emigranten zur Beute gefallen."

Napoleon hatte schon vielfach von den Ränken gesprochen, welchen seine Regierung ausgesetzt war und welchen er zuletzt hatte erliegen müssen. Er kannte alle seine versteckten Feinde, ihre Mitschuldigen und die Orte, an denen sie sich vereinigten.

„Ich hatte sie während der Hunderttage stets im Auge; ich sah, wie sie mich verließen, um in ihre Schlupfwinkel zu eilen. Ich hätte sie können dingfest machen, ich hatte Beweisstücke in der Hand. Zu diesen war ich auf eine sonderbare Art gekommen: ein höherer fremdländischer Offizier, der durch seine Stellung genötigt war, auf geheime Umtriebe Acht zu haben, war entrüstet darüber, daß Männer, deren Glück ich gemacht hatte, auf meinen Untergang hin arbeiteten. Er ließ um eine Audienz bei mir nachsuchen, lieferte mir die Pläne aus, und sagte mir, daß ich auch sonst auf ihn zählen könnte. Ich war außer mir und wollte die Glenden ihrem Schicksal überweisen — aber eine Krisis stand bevor — ich mußte zunächst einen Sieg erringen! Ich verschob die Entscheidung bis der Feind von mir vernichtet sein würde. Ich war der Sieger nicht, ich mußte unterliegen . . .

Ach, Doktor, welche Haufen von Schmutz waren um mich her angehäuft! Hätte das Glück den Mut nicht im Stiche gelassen, wären wir bei Waterloo die Sieger gewesen, es wäre alles wieder in Ordnung gebracht worden, die Nation wäre hinter Geheimnisse gekommen, die ein Schimpf für uns sind — es waren viele des Ruhmes voll, sie waren gesättigt, und wollten nun eine bequeme Verdauung haben. Wer, frage ich, möchte Marmont, wer möchte Angereau sein?“

Er nannte noch mehrere bei Namen: mit einem befaßte er sich näher.

„Dieser Feigling“, rief er, „glaubte mit aller Verschlagenheit zu Werke zu gehn. Nachdem er seinen Vertrag unterzeichnet, kam er zu mir nach Fontainebleau, sprach mir von seiner Lage, von dem Mangel, dem er nun preisgegeben wäre, sodaß ich das, was ich noch in meiner Kasse hatte, mit ihm teilte: ich gab ihm etwa tausend Taler. Er verließ mich mit lauten Beteuerungen seines Dankes. Einige Stunden später war er zu den Oesterreichern übergetreten.“

Der Kaiser kam auf den Anfang und auf das Ende seiner Laufbahn zu sprechen; er erzählte, wie er den Intriguen, denen er während seiner Feldzüge in Italien ausgesetzt war, auf die Spur gekommen war, wie die in Padua und Verona in seine Hände gefallenen Papiere ihm die Augen geöffnet hätten. Aus seiner Korrespondenz hatte ich darüber schon eine allgemeine Vorstellung gewonnen und bemerkte:

„Aus den Brieffschaften Angereau's, Bernadotte's, aus Ihren eigenen, Sire, ist es mir klar geworden, daß Sie Willot durchschauten, daß Sie von Männern nichts wissen wollten, „die die Freiheit nur lieben um der Revolution willen“ — daß Sie Befehl erteilt haben, man solle nicht einzelnen Individuen das Zugeständnis machen, sich „das Volk“ zu nennen, und im Namen des Volkes Verbrechen zu begehen. In einer Ihrer Depeschen sagen Sie: „man haßt hier die Revolutionäre und ist bereit, ihnen zu

Leibe zu gehen. Keine Revolution mehr — das ist die dem Soldaten teuerste Hoffnung. Er fordert den Frieden nicht, wenn er denselben innerlich auch herbeiwünscht; er weiß, das dies das Mittel wäre, ihn nicht zu erlangen; diejenigen, welche den Frieden fürchten, rufen laut nach ihm, damit er sich nicht einfinde. Der Soldat bereitet sich auf neue Schlachten vor, und wenn er manchmal einen Blick auf die Zustände wirft, welche in einigen Städten im Inneren vorherrschend sind, so bedauert er, die Deserteure freundlich aufgenommen, beschützt und die Geseze kraftlos zu sehn, wo es sich darum handelt, über das Geschick des französischen Volkes zu entscheiden. Sie verlangen nach Offizieren, die an das Flintenfeuer gewöhnt sind; Sie wollen keine Generäle mit klugen Rückzügen.

Sie bemerken auch Sire, daß nur ein Mißverhältnis der Zahlen Sie zu Grunde richten könnte: vielleicht würde die Stunde des tapferen Angereau, des nichtsfürchtenden Massena, des wackeren Berthier u. a. bald schlagen . . . „Ich sehe“, sagen Sie an anderer Stelle, „ich sehe bösen Willen, Uebelwollen, Fahrlässigkeit“.

Sie hatten alles im Auge, Sire, und machten sich verständlich. Die Emigranten sind in voller Tätigkeit, die Spionage steht in seltener Blüte — allein die Armee ist treu; sie denkt nur an Frankreich, denkt nur an den Sieg. Was bedeutet hier diese Proklamation?

„Welche“, frug der Kaiser, „lesen Sie vor“.

Ich las:

„Soldaten, was habe ich hören müssen? Die Waffen, welche in Eurem Händen Europa erzittern machten, welche der Republik zum Triumphe verhelfen: diese siegreichen Waffen, die Ihr einer heiligen großen Sache geweiht habt — diese Waffen, den Feinden des Vaterlandes einst so furchtbar. — Ihr wolltet sie heut gegen das Vaterland richten, Eure Hände in französisches Blut tauchen, durch Brudermord den Lorbeer besudeln, der Eure Häupter

schmückt? Ein böser Geist hat Zwietracht unter Euch gesät — wer sind die, welche seine giftige Saat austreuen?

Ich habe mein Heimatland von außen bedroht, im innern vom Bürgerkriege zerfleischt, feindlichen Parteiungen preisgegeben, ich habe es in allen Schrecken der Anarchie gesehen, die Bürger einander mordend, gestern im Namen der Gerechtigkeit, heute im Namen der Humanität, alle Verbrechen der Unduldsamkeit, des Fanatismus, des Ehrgeizes habe ich begehen sehn — ich bin erbebt inmitten dieser Wutausbrüche: da fielen meine Blicke auf die Armee, in ihr fand ich Eintracht, Brüderlichkeit: an den heiligen Feuern des Patriotismus und der Ehre waren Haß und Leidenschaft verdampft, ich bewunderte den Opfermut, die Beharrlichkeit, und sagte mir: mögen Tugend, Freiheit, Heroismus auch verbannt sein aus dem Rest der Welt, hier, in dieser Armee der Republik fanden sie eine Zufluchtsstätte! Dieser Trost hielt mich aufrecht in den heftigsten Krisen: ich war stolz darauf, zu Euch zu zählen. — Wollt Ihr mich jetzt, Kameraden, zwingen, meine Meinung zu ändern? Nein! Ihr wißt, daß ich Euer Freund bin; meine Stimme hat Euch oft im Kampf geleitet: hört auf das, was sie Euch heute zuruft. Ein Wort ist es, das Euch entzweit — wie lächerlich! Ihr glaubt, Ihr wäret in der That entzweit, in Feindschaft zu einander. Ihr seid im Irrtum. Als Ihr von den Pyrenäen bis zur Donau, vom Ozean bis zu den Ufern des Liber Eure siegreichen Banner trugt, was war Eure Absicht? Frei wolltet Ihr sein. Ihr seid es! Ihr habt Gesetze, habt ein Vaterland, abt Rechte, Ihr seid Bürger. Teuer ist Euch diese Bezeichnung zu stehen gekommen und soll hochgeschätzt bleiben. Aber . . . sei es aus Leichtsinne, sei es aus Inkonsequenz eine nichts sagende barbarische Bezeichnung ohne Etymologie, verpönt von der gesunden Vernunft, ist wieder von der Dummheit wachgerufen, die Mode hat es übernommen, dieselbe zu verbreiten. Die Mode hat die Alpen überschritten und in unseren Ohren klingt das Geziß

„Monsieur“. Ich bin weit entfernt, übelwollende Absichten vorauszusetzen bei denen, welche das Wort brauchen, ich nehme vielmehr Unüberlegtheit an. Zunächst hat man „Monsieur“ gesagt, ohne dem Worte Bedeutung beizumessen, diejenigen, welchen die Bezeichnung mißfiel, haben vielleicht in zu gebieterischer Weise verlangt, es aus dem Verkehr zu bannen — wie aber konnte daraus Haß und das Bestreben einander zu verderben entstehen? Ich habe für einen ebenso hohen Preis wie irgend ein anderer den Titel „Citoyen“ erworben: ich kenne kein Opfer, das ich nicht gern brächte, um ihn zu bewahren. Wer unter Euch ist anderer Meinung? Ich möchte glauben keiner. Sollte es trotzdem einen oder den anderen geben, so möge er sich packen mit seinen Anschauungen, mit seiner niedrigen Gesinnung! Die Entfernung dieser Leute wird gleichbedeutend sein mit der Eintracht und Brüderlichkeit unter den wackeren Verteidigern des Vaterlandes.

Ihr seid jetzt dem Augenblick nahe, da Ihr die Früchte Eurer Arbeit genießen sollt: der Friede wird der Regierung die Mittel bieten, Euch zu entschädigen für erduldete Leiden. Für mich, der ich der tägliche Zeuge Eurer Entbehrungen, Eurer Anstrengungen war: ich, der ich Eure Bedürfnisse kenne, und ihnen zu begegnen wünsche, habe bereits in Verona die nötigen Vorbereitungen getroffen; Kleider, Waffen, Subsistenzmittel aller Art, Hospitäler, rückständiger Sold sind die Dinge, welche zu beschaffen, ich mir angelegen sein lasse. Aber, Soldaten, ich erwarte von Euch, daß alle Uneinigkeit unter Euch, die mich bekümmert und Eure Feinde lachen macht, aufhöre und daß die Liebe zum Vaterland und die Ehre der Armee alles ausgleichen werden — daß, wenn ich wieder an Eurer Spitze stehe, ich keine Spuren mehr finde, von dem, was sich zugetragen hat: ich hoffe, daß Nachdenken Euch zurückführen wird zu Empfindungen, die Eurer würdiger sind und daß Ihr, nachdem ich zu dem Mittel der Ueberredung gegriffen habe, mich nicht zwingen werdet, zu Gewaltmaßregeln zu greifen“.

Hieran schließt sich folgender Armeebefehl Angereau's.

„In Anbetracht, daß Böswilligkeit jede Gelegenheit zu Schaden gern ergreift und die Bezeichnung „Monsieur“, in der Unterhaltung und sonst angewendet, benutzt wird, um Zwietracht zu säen, und daß bei den bereits stattgehabten tätlichen Auftritten — Blut geflossen ist: in Anbetracht, daß nach dem Geschehenen, diejenigen, welche dabei bleiben, sich des Wortes zu bedienen, nichts im Auge haben als den Ruin der Armee, erkläre ich, daß fortan ein jeder, der der Division angehört, und sich schriftlich oder mündlich der Bezeichnung Monsieur bedient, gleichviel unter welchem Vorwande, seiner Charge verlustig und für unwürdig erklärt werden soll, fernerhin in der Armee der Republik zu dienen. Dieser Befehl soll jeder Kompagnie einzeln vorgelesen werden“.

„Wie“, rief ich ganz erstaunt, „um eines Wortes willen eine Degradation?“

„Wenn das Wort zu blutigen Auftritten führt — und das hat es getan!“ — —

Er fuhr fort:

„Bernadotte war von der Rhein-Armee zur Armee von Italien versetzt worden. Seine Truppen schienen wenig tatkräftig aufgetreten zu sein und die Truppen vom Korps Massena's machten allerhand spitzige Bemerkungen darüber. Die Leute nannten sich gegenseitig „Messieurs“ oder auch „Sans-culottes“; wenn sie auf einander stießen, kam es zu blutigem Handgemenge. Diese wollte Angereau beseitigen. In seiner Proklamation spiegelt sich zugleich die Lage, in welcher wir uns befanden. Man ist heute vielfach damit beschäftigt, die Geschichte zu fälschen. Leute, die unfähig sind, das zu würdigen, was wir leisteten, leiten die öffentliche Meinung irre, endlich muß man sich doch bequemen, auf die Taten zu hören. Verräter gab es in der Armee Italiens nicht. Sowie ich das Kommando übernommen hatte, war es aus mit

den Verführungen der Emigranten: man kannte in der Armee nur die eine Fahne: die unter der man von Sieg zu Sieg geschritten war. Italien wurde erobert, Oesterreich zerschmettert. Wir trafen die Aristokratie wie mit Keulenschlägen; es handelte sich um ihr Fortbestehen, sie schnüffelte alles aus, sie griff nach allem. Wurmser eilte herbei, um Beaulieu zu rächen, Alvinzi, um Wurmser zu helfen; die Rheinarmee, die in fortwährender Bewegung hätte sein sollen, rückte und rührte sich nicht.

Es sollte aber alles zu einem glücklichen Ende kommen; wir triumphierten nach allen Seiten hin. Ich ging durch Tirol vor, drang in Kärnthén ein, Klagenfurt wurde besetzt. Ich hatte vor, Salzburg und Innsbruck zu besetzen, die Vorstädte Wiens zu Kontributionen heranzuziehen und in Bayern einzumarschieren. Die Rheinarmee rückte noch immer nicht vom Fleck; mein Plan fiel ins Wasser. Hätte Moreau gewollt, wir hätten den erstaunlichsten Feldzug gehabt, der je da war; wir hätten Europa über den Haufen geworfen. Moreau aber eilte nach Paris, tat nichts, versuchte nichts, und ich hatte mich nochmals mit der ganzen Militärmacht Oesterreichs herumzuschlagen.

Ich war ohne gehörige Ueberlegung in Deutschland eingebrochen, ich hatte achtzigtausend Gefangene gemacht, den Kaiser gezwungen, sich aus Wien zu entfernen — aber man erhob sich in Massen rings um mich her: die Ungarn liefen zu den Waffen, in Tirol stand alles in Flammen — meine Lage war sehr kritisch: ich trat in Unterhandlungen!“

Er hätte, fuhr Napoleon fort, auch noch für den Unterhalt der anderen Armee sorgen müssen, er hätte innerhalb weniger Monate die ungeheure Summe von fünfundzwanzig Millionen Franks nach Paris geschickt; dabei hatte das Direktorium in dem Rücken der siegreichen Armee ein schreckliches Gesindel geduldet, das vieles verschlang.

„Unsere Soldaten waren ohne Schuhe, ohne Kleider, in den Hospitälern fehlte das Notwendigste: wir litten

Not inmitten vom Ueberfluß. Es gab nur ein Mittel, mit diesem Zustande ein Ende zu machen: es mußte ein Syndikat errichtet werden mit dem Recht über Leben und Tod dieses Lieferantengefindels — es kam nicht dazu! — So blieb mir denn nichts übrig, als die Präliminarien von Leoben zu unterzeichnen. Es handelte sich darum, aus den provisorischen Zuständen zu einem Definitivum zu gelangen, das Fundament zu einem dauernden Frieden zu legen: den Frieden aber wollten weder die Demokraten noch die Aristokraten! In einem vertraulichen Schreiben berichtete der Kurfürst von Hessen: Der Kaiser werde nicht unterzeichnen; in Clichy sähe man die Unterhandlungen nicht gern und Clichy hätte Paris in der Hand, man wolle abwarten. Dieses Abwarten aber paßte mir ganz und garnicht, ich hatte in Verona ein Verschwörernerest entdeckt, ebenso eins in Venedig: ich kannte die Pläne, die Hilfsquellen der Leute. Das einzige, was ich unter so schwierigen Verhältnissen tun konnte war, daß ich den Patriotismus der Truppen aufrief: wir verfaßten eine Adresse an das Direktorium, Augereau wurde mit der Ueberreichung betraut, auch Bernadotte war eifrig bemüht, die Anschläge der Verschwörer zu vereiteln, er verfügte sich an den Versammlungsort der Emigranten und setzte sie in Schrecken . . .

„Es müssen ja“, fuhr der Kaiser sich unterbrechend fort, „einige seiner Briefe dort in dem Bande gesammelt sein“.

Ich griff nach dem Buche und las Bernadottes Bericht:

„Ich muß über die Tollheiten der Anhänger des Königtums lachen; sie scheinen diejenigen nur wenig zu kennen, welche die Armeen führen, scheinen die Armeen selbst nicht zu kennen: glauben diese Leute doch, sie könnten denselben den Mund stopfen, könnten mit rhetorischen Mitteln wirken. Diese deklamierenden Deputirten haben keine Ahnung davon, daß wir Europa bezwingen würden wenn Sie nur den Plan dazu entwerfen wollten.“

„Europa bezwingen!“ rief Napoleon spöttisch, „mit Hilfe eines Mannes wie er, der in den Vorzimmern frondierte, schwatzte! Der unehrlichste Mann, den ich je kennen gelernt habe. Aber da sind etwas weiter zurück noch andere Briefe.“

Ich las:

„Ihre energische Haltung, Ihr Mut allein können die Republik vor dem Sturz in den Abgrund, welchen Heuchelei, Verrat und verbrecherische Gewohnheiten der Vertreter von Altar und Thron gruben, schützen.“ . . .

„Das ist eine Anspielung“ fiel mir der Kaiser ins Wort, „auf die Verschwörungen gegen das Konkordat! Die Generale, welche heut vor Kirchendienern und Kreuzträgern defilieren, waren außer sich darüber, daß ich die Kirchen wieder öffnete: mein Tod sollte die Sühne sein für die Schmach, die ich der Vernunft antäte. . . Fahren Sie fort, Doktor, ich will den Brief weiter hören; ich sehe diesen Bernadotte vor mir in der Stunde, da seine Ehre versagte; bei ihm war die Ehre dasselbe wie bei den Frauen die Schamhaftigkeit: eine Fliege, ein nichts versetzt ihn in Aufregung — also lesen Sie.“

Ich las:

„An den General en chef. Ich habe im Vorübergehen in Chambéry den General Kellermann gesprochen und ihm ihre Instruktionen mitgeteilt. Er hat mir geantwortet: 1. Daß das Depot der 28. Halbbrigade nach Italien abgerückt sei. 2. Daß Ihr Generalstabschef nur dem Bataillon der 79. Halbbrigade zum Abzücken Befehl zu geben braucht, es liege keinerlei Schwierigkeit vor. Er hat mir auch gesagt, er könne die wenige Kavallerie, die er in Lyon habe, nicht missen. Er hat Ihnen wohl darüber selber geschrieben; Säbel wird er Ihnen schicken, allein es fehlt ihm an Geld.“

Ich habe gefunden, Bürger General, daß der republikanische Geist sich sehr verflüchtigt hat. Seit meiner Reise im Innern bereitet sich in den Geistern eine Gegenrevo-

lution vor: die Gesetze haben keine Macht; die Emigranten kehren immer zahlreicher zurück, die Tribunale sind lässig. Es gibt, wie ich von Deputirten höre, innerhalb der „500“ eine Partei, die entschlossen ist, das Königtum wieder herzustellen; eine andere Partei sinnt auf Mittel, den ersteren entgegenzuwirken: kommt es zum Ausbruch, so wird die Erschütterung eine furchtbare sein, und sie wird denjenigen, von denen sie herbeigeführt wurde, über den Kopf wachsen. Zwischen diesen Parteien hindurch drängt sich außerdem eine Menge von Leuten, welche die Anarchie ebenso sehr fürchten wie das Königtum; sie macht sich wenig bemerkbar, sie lauert aber auf den günstigen Augenblick, um die beiden andern Parteien vernichten zu können. Diese Leute suchen nach Beruhigungsmitteln, sie suchen Zeit zu gewinnen, indem sie die Explosion hinauschieben von einem Tage zum andern, die Regierung soll dadurch in die Lage kommen, mehr Boden zu fassen.

Die „500“ haben Furcht vor dem Direktorium; das- selbe sollte aus den günstigen Umständen Vorteil ziehen, dieselben vermehren, und — zum wenigsten scheinbar — diejenigen erschrecken, die in auffälliger Weise der Wiederherstellung des Thrones zusteuern. Pichegru ist es, den diese Herren im Auge zu haben scheinen: man schmeichelt ihm, man streut ihm Weihrauch, staffiert ihn heraus; dabei scheint man sich zugleich über ihn lustig zu machen. Die Partei, welche ihn auf den Schild erhob, weiß recht gut, daß Pichegru ein sehr gewöhnlicher Mensch ist. Pichegru selber ist elend genug, die Sache der Republik daranzu- geben: man hat vergebliche Versuche gemacht, ihn zu be- kehren. Als er gedrängt wurde, sich auszusprechen, hat er in dummer Weise, ohne alle Logik, und im Tone der Auf- geblasenheit erwidert — der arme Kerl . . . viel ist nicht daran!

Aber das Eis schmilzt, seine alten Freunde ziehen sich von ihm zurück, von seinem weitverbreiteten Ruf büßt er täglich etwas ein. Ich bin bei Kleber mit ihm und

mehreren im Norden kommandierenden Generälen zusammengetroffen, ich habe fast kein Wort mit ihm gewechselt; er hatte wohl gehört, in welcher Weise ich mich über ihn ausgesprochen hatte: er war ebenso zugeknöpft wie ich.

Drei Generäle werden jetzt als Kommandeure der Garde genannt; der erste ist Kleber, der zweite Desaix, der dritte Serrurier. Man ist sich allgemein dahin einig, daß dieses Kommando keinem schmeicheln wird. Die drei Generäle erfreuen sich eines großen Rufes; während einer politischen Erhebung wären sie von Nutzen, um viele Soldaten und Offiziere um den gesetzgebenden Körper zu sammeln. Kleber wird auf keinen Fall annehmen, Republikaner aus Philosophie, lacht er der Verlegenheit der einen und der Ungeschicklichkeit der anderen. Sollten Tumulte ausbrechen, so wird Kleber ans Fenster treten, wird die beiden feindlichen Parteien eine Weile beobachten und sich alsdann auf die Seite derer stellen, bei denen er die dreifarbigten Kokarden sieht. Er möchte gern Ihre Schlachtfelder in Augenschein nehmen; ich werde ihm als Führer dienen; er wird sich freuen, den Mann zu sehen, dessen Taten er so oft bewundert hat, die zahlreichen dem Feinde abgenommenen Fahnen zu betrachten.

Paris ist für einen Mann von Ehre zur Zeit ein schrecklicher Aufenthalt. Ich langweile mich zum Sterben, und möchte bald abreisen. Ich werde mich bemühen, Ihnen Kavallerie zu besorgen, wenn es möglich ist, auch die Division Richempanse. Carnot ist überzeugt, daß wenn die kriegerischen Operationen wieder beginnen, Ihnen Verstärkungen namentlich an Reiterei, zustehen. Morgen werde ich mit Barras und Rewbel sprechen, ich grüße Sie bestens und liebe Sie ebenso, wie ich Sie schätze."

Der Brief war zu Ende und ich schwieg. Napoleon begann alsbald:

"Dieser Mann hat stets gewisse Gefühlsfehler gezeigt, für die ich keine Erklärung finde. Ruhm, Lärm sind es,

die er braucht; Gelegenheit, beide zu finden hat er oft genug gehabt; dieselbe jedoch jedesmal verfehlt. Bei Jena konnte er sich mit Ruhm bedecken. Er brauchte nur zu marschieren, statt dessen verblieb er im Rücken der preussischen Armee. In Sachsen, in Belgien, überall hatte er Gelegenheit — aber es fehlte ihm an Seelenstärke.“

Der Kaiser sprach noch viel über Bernadotte und die Fehler, die derselbe begangen hatte, über das Unrecht, welches er nicht ihm, dem Kaiser angetan, sondern Frankreich, seinem Geburtslande und der Armee, der er alles verdankt.

Bei Aufterliz habe er seine Stellung durchbrechen lassen, an der Elbe habe er geschlafen, bei Wagram sei er davon-gelaufen. „Wohl zwanzigmal hat er unsere Flügel der Niederlage preisgegeben.“

Napoleon war sehr erregt und heftig geworden. Ich glaubte, sagte ich, Bernadotte's Verhalten als Diplomat wäre vorwurfsfrei und geschickt gewesen.

„Reden Sie mir nicht davon.“

„Aber seine Gesandtschaft? . . .“

„Ein Gewebe von Dummheiten. Desaix war wütend auf ihn, Moreau lächelte über ihn; seine Freunde sogar verurteilten ihn.“

„Aber er brachte doch unsere Fahnen zu Ehren und die Bevölkerung von Wien. . .*)“

„Die Bevölkerung von Wien hatte unsere Fahnen auf 50 Schlachtfeldern zu respektieren gelernt. Ich hatte die Emigranten in Italien geschont, ich war gegen diese unglücklichen, vom Elend heimgesuchten Franzosen nicht mit aller Strenge verfahren und hatte mir dadurch den Tadel der Demokratie in Paris zugezogen. Unser Gesandter in

*) Anmerkung des Uebersetzers. Bernadotte war nach dem Frieden von Campo Formio auf Veranlassung Bonaparte's als Gesandter nach Wien geschickt worden. Sein wenig geschicktes Verhalten dort, führte zu den tumultuarischen Austritten vom 13. April (1798). Infolge derselben verließ Bernadotte zwei Tage später Wien und — der Krieg brach von neuem aus.

Wien wollte dem Tadel entgehen, verfuhr aber gegen die von Frankreich verleugneten Personen, welche sich in Wien aufhielten, so, daß dieselben blutige Auftritte veranlaßten.“

„Mir sind für die Wiener Tumulte, wenn Sie mir gestatten wollen zu bemerken, Sire, andere Gründe angegeben worden. . .“

„Welche denn? Von wem denn? Sie schöpften doch nicht aus den Memoiren Bernadotte's?“

„Nein, von einem Freunde, der sich damals in Wien aufgehalten hat, einem Polen, der das Vertrauen Bernadotte's genoß.“

„Ich meine, Doktor, Sie sagten mir früher einmal, sie hätten sich bisher nur um ihre Kadaver bekümmert. Leute, die nur ab und zu einmal in die Politik hineinschauen, werden oft angeführt. Ich will Ihnen sagen, daß wenn die Wiener Polizei unserer Gesandtschaft nicht einen ausgezeichneten Ratgeber zur Seite gestellt hätte, Bernadotte leicht die Karre noch mehr in den D — geschoben hätte. Auch in Italien sah es bedenklich aus; dort aber hatte die Republik einen wirklich umsichtigen Vertreter: wäre Brune nicht gewesen, es wäre in Italien zu einer zweiten Auflage der sizilianischen Vesper gekommen. Sie haben doch gewiß von den Anstrengungen gehört, welche damals Manfredini machte.“

Ich bemerkte, daß ich nichts davon wüßte.

„In Rom ging es zu früh los,“ fuhr der Kaiser fort. „Bristol ließ sich überraschen und der Schlag ging fehl. Es hängen die allerwichtigsten Entschlüsse oft von untergeordneten Umständen ab.“

Ich wußte nicht recht, worauf Napoleon anspielte, als er auch schon von der Uebergabe Mantua's zu sprechen begann.

Mvinzi kam mit einer zahlreichen Armee von Norden her der bedrängten Feste zu Hilfe; ihm voraus ging ein Mann seines Vertrauens, welchem er Depeschen mitgegeben hatte. Der Mann war bereits innerhalb unserer Linien

als ihn eine Patrouille gefangen nahm; man examinierte ihn, man durchsuchte ihn, man fand nichts bei ihm und war schon im Begriff, ihn zu den übrigen Gefangenen zu tun, als ein Voltigeur, der dem Verhör zugehört hatte, den Mann bei Seite nahm: „Wo sind die Befehle, die Dir eingehändigt sind.“

„Ich habe keine.“

„Doch, du hast.“

„Aber . . .“

„Ja, sage ich. — Hier in deinem Bauch. Bekenne — oder mein Säbel bringt sie ans Tageslicht.“

Der Oesterreicher verlor seine Fassung, machte zunächst Ausflüchte und gab dann alles zu: er wurde in ein Kämmerchen eingesperrt, bis er die Depesche von sich gegeben hatte. Es war ein kleiner Zylinder, eingehüllt in Siegellack.

Ich erinnere mich bei dieser Gelegenheit einer Anekdote aus dem Kriege auf Korsika, die mir der Kaiser wiederholt erzählte. Paoli war auf der Insel der Allgebietende. Seine „Montagnards“ waren in die Ebene herabgeströmt, es gab kein Mittel, mit den Patrioten zu korrespondieren — dies aber war durchaus nötig.

„Ich kannte,“ fuhr Napoleon fort, „die Freunde Frankreichs; ich kannte alle, die treu und ergeben waren. Ich engagierte Lacombe Saint-Michel, um ihnen Mitteilungen zu machen. Das Schwierige bestand darin, dieselben an ihre Adressen gelangen zu lassen. Alle Pässe waren besetzt, die Straßen wimmelten von Spionen: ein Erfolg war sehr fraglich. Trotzdem versuchte ich mein Heil; ich suchte mir einen pfliffigen Bauern aus, ich steckte ihn in die elendesten Lumpen, die ich nur bekommen konnte, und schickte ihn über die Berge. Bei jedem Posten wurde er angehalten. Er führte sie zunächst alle hinters Licht, er legte seinen Ranzen auf die Erde, ermunterte und erleichterte die Nachforschungen: er hatte ja keinen anderen Wunsch, als einige

Hilfe zu finden, um sein Leben zu fristen; er hatte wohlhabende Verwandte in Ajaccio, er wollte nur deren Mitleid in Anspruch nehmen, es war doch unmöglich, daß er bei dem Glend, in welchem er steckte, sich um die Sorgen anderer kümmern, daß er den Franzosen dienen sollte, welche seine heimatliche Hütte zerstört hätten. So kam er bis nach Corte, allwo die weniger vertrauensvolle Gensdarmmerie seine Kleider, seine Haare, die Sohlen seiner Schuhe untersuchte. Man fand nichts und wollte ihn gerade frei lassen, als man auf den Gedanken kam, Paoli Bericht zu erstatten.

„Ein Glender, ein Bettler“ rief Paoli, „welcher im Lande herumläuft, um Almosen zu bitten, während wir selbst in Not sind, das kann nur ein geheimer Bote sein. Durchsuchen Sie ihn genau, er hat jedenfalls irgend eine Botschaft bei sich.“

„Das ist unmöglich. Wir haben seine Kleider Faden um Faden untersucht, haben alles zertrennt.“

„Dann hat er einen mündlichen Auftrag — einen Auftrag hat er jedenfalls: suchen Sie nochmals nach, fragen Sie ihn.“

„Wir haben alles Erdenkliche getan.“

„Was hat er bei sich?“

„Ein kleines Käuzel.“

„Zerreißen Sie das Käuzel.“

Es geschah und — die Mitteilungen wurden gefunden: Paoli war so leicht nicht hinter das Licht zu führen! —

Die Besserung im Befinden des Kaisers hielt nicht lange vor; zu zwei Dritteln waren seine Kräfte verzehrt, auch wurde sein Zustand von neuem recht bedenklich. Ich hatte ihn am 10. November so leidlich gefunden, am darauf folgenden Tage war er völlig verändert.

11. November.

Napoleon hatte heftige Leibscherzen. Hinzu kommt Schlaflosigkeit, Aufregung, allgemeines Uebelbefinden: das sind bedenkliche Symptome. Bäder und Lavements brachten etwas Linderung.

12. November.

Die Nacht war ruhiger als die letzte; der Kaiser klagte jedoch über Kopfschmerz; ich verordne Fußbäder.

13. November.

Napoleons Sehnsucht nach Frankreich. — Gespräch mit Antommarchi über neuere Studienresultate. — Napoleon kommt wieder auf Korjika zu sprechen und spottet über die Capocorsini. — Er erzählt von der „Mammuccia Catarina“. — Von seiner Reise mit dem Vater nach Versailles. — Von seiner Aufnahme in die Schule von Brienne.

Die Nacht war gut. Der Kopfschmerz ist fort. Bad, Promenade.

Ich begleitete den Kaiser in den Garten; er fühlte sich schwach und setzte sich bald nieder.

„Ach“, sagte er, nachdem er eine Weile um sich geblickt hatte, „Doktor . . . wo ist Frankreich mit seinem lachenden Himmel? Ich möchte es noch einmal wiedersehen! Ich würde mich im Anblick seiner Küsten neubelebt fühlen. . . Könnte ich nur ein wenig Luft atmen, die von dort kommt. . . Wissen Sie wohl, Doktor, daß Sie eine Aergernis erregende Persönlichkeit sind? Sie stören alle Anschauungen, die ich gewonnen hatte, sie werfen meine Vorstellungen über den Haufen: die Haut ist eine organische Masse, die Adern sind nichts als die Verlängerungen der Arterien; Ihre Einleitung zu den Schriften Mascagni's ist eine Revolution.“

„Ich glaube, Sire, daß die Resultate irgeleiteter Studien beseitigt wurden.“

„Und sind die neuen Anschauungen auch wohl sicher begründet?“

„Ich sollte glauben!“

„Was werden die Anatomen sagen, wenn sie alte Theorien über den Haufen geworfen sehen?“

„Was man eben sagt, wenn man gewahr wird, daß man sich geirrt hat.“

„Ihre Doktrinen weichen von denen unserer Schulen wesentlich ab. Ist man denn in Paris so wenig auf dem Posten?“

„Im Gegentheil, Sire.“

„Nun woher kommt es, daß es keine Uebereinstimmung gibt?“

„Der eine, Sire, hat diesen Punkt im Auge, der andere jenen. Oft hat der, welcher kein Resultat zu verzeichnen hat, mehr Scharfsinn entwickelt, als der, der ein Ziel erreichte.“

„Wissen Sie, Doktor, das Kap war Ihre Heimat, sollte Ihnen dieselbe nicht ihren Stempel aufgedrückt haben?“

„Was für einen Stempel, Sire?“

„Ich kenne Euch, Kapokorsini! Ihr seid unzufriedene Leute; Ihr haltet nur das für gut, was Ihr selber gemacht habt.“

„Wir, Sire?“

„Ja Ihr! Ich kam zur Welt in den Armen der alten Mammuccia Catarina. Nun sagen Sie selbst, ob ich nicht Bescheid wissen muß. Sie war starrköpfig, krittlich, beständig im Kriege mit ihrer Umgebung. Besonders viel zankte sie sich mit meiner Großmutter, der sie dabei sehr zugetan war. Die beiden Frauen stritten sich unaufhörlich, die Zänkereien nahmen kein Ende und wir Kinder freuten uns darüber. . . Sie werden ja plötzlich so ernst, Doktor, verletzt Sie das Porträt? Trösten Sie sich, wenn Ihre Landsmännin auch ein Schreihals war, sie war gut und liebevoll. Sie führte uns spazieren, sie sorgte für uns, sie machte Späße mit uns: ihre Sorglichkeit ist in meiner Erinnerung nicht erloschen. Ich erinnere mich noch, wie sie weinte, als ich Korsika verließ — das sind jetzt 40 Jahre

her! Sie waren noch nicht auf der Welt, ich war jung und sah den Ruhm nicht voraus, der mich erwartete: das Schicksal ist unabänderlich — seinem Stern muß man folgen. Ich setzte mich in Bewegung, die Aufgabe zu lösen, die mir aufgegeben war. Mein Vater verfügte sich nach Versailles als Deputierter unseres landsässigen Adels, ich begleitete ihn, wir reisten durch Toskana, ich sah Florenz, ich sah den Großherzog. Wir trafen wohlbehalten in Paris ein, mein Vater war der Königin empfohlen und fand eine huldvolle Aufnahme. Ich kam in die Brienner Schule, ich war glücklich; in meinem Kopf begann es zu gähren, ich fühlte das Bedürfnis zu lernen, vorwärts zu kommen. Ich verschlang den Inhalt aller Bücher, die mir in die Hände kamen: bald war nur von mir in der Schule die Rede. Ich wurde bewundert, beneidet, ich war mir meiner Kräfte wohl bewußt und freute mich meiner Ueberlegenheit. Ich war bei meiner Ankunft in der Brienner Schule in einen Saal geführt worden, in welchem das Porträt des Herzogs von Choiseul hing; der Anblick dieses verhassten Mannes, welcher mein Heimatland verschachert hatte, empörte mich, sodaß ich mich zu heftigen Ausdrücken verleiten ließ — das aber war ein Verbrechen. Ich ließ ruhig dem Uebelwollen seinen Lauf und ging nur um so eifriger an meine Studien — das war meine erste wichtige Lebenserfahrung!

14. November.

Napoleon über seine „Geschichte Korsikas“, eine Jugendarbeit. — Barberi.

Napoleon befindet sich etwas besser. Bad, Bewegung im Freien.

Ich begleitete ihn in den Garten.

„Sind Sie oft nach Korsika gekommen, Doktor, während Sie in Italien waren?“

„Selten, Sire.“

„Sie kennen aber doch die Geschichte der Insel. Sie wissen, daß ich eine Geschichte Korsika's geschrieben habe.“

„Ja, Sire, ich habe so sagen hören.“

„Ich war damals 18 Jahre alt, hatte einen glühenden Patriotismus und liebte die Freiheit: republikanische Ideen strömten aus allen Poren meiner Haut. Ich legte meine Arbeit Reynal vor, der sie gut fand, ich hörte auf alles was er sagte. Den Rat, die Arbeit drucken zu lassen aber befolgte ich nicht. Ich hatte Recht, denn in dem Alter, in dem ich war, konnten unreife Anschauungen mit unterlaufen: vom Kriege hatte ich noch gar keine Kenntnisse, ebenso wenig von der Verwaltung; in Staatsgeheimnisse war ich nicht eingeweiht, ich kritisierte diejenigen, die am Ruder waren, mit derselben Dreistigkeit, mit der ich heute abgeurteilt werde. . . . Sie lesen, Doktor, nur physiologische Werke, von den Rapsodien, die jeder Tag erzeugt, wissen Sie nichts.“

Der Kaiser sprach dann von seinen Jugendfreunden.

„Sie kennen ja Barberi, Doktor?“

„Den Sohn des Quarantäne-Präsidenten, welcher die Freunde Molledo's und Citabella's an Bord des ‚Muiron‘ führte?“

„Richtig; ich spielte ihm einen Schabernack; es war im Jahre 1793. Ich hatte einen längeren Urlaub erhalten, den ich in Ajaccio verbrachte; ich war damals erst Kapitän und glaubte, der Krieg werde lange dauern. Ich hatte mein Studierzimmer der Stille wegen in die Mansarden unseres Hauses verlegt, ich empfang niemanden, ging wenig aus und arbeitete. Eines Morgens begegnete ich Barberi, der mir Vorwürfe machte, daß man mich garnicht sähe. Er schlug mir einen Spaziergang vor und ich willigte ein unter der Bedingung, daß wir ein wenig ins Meer hinaus führen. Barberi machte sogleich einigen Matrosen ein Zeichen, wir stiegen in das Boot und fuhren ab. Ich hatte vor, den Umfang der Bucht zu messen und ließ auf Recanto zu steuern, zog mich in das Hinterteil des Schiffes zurück

und ließ meine Schnur laufen. Ich erreichte, was ich wollte; wir kamen nach Kosta und kletterten hinauf; es ist ein wichtiger strategischer Punkt, den die Engländer später mit einer Schanze krönten, er beherrscht Ajaccio; ich vertiefte mich in genauere Beobachtungen; Barberi, den meine Untersuchungen wenig interessierten, drängte mich, doch ein Ende damit zu machen. Ich wollte ihn zerstreuen, Zeit gewinnen, allein der Hunger schloß ihm die Ohren; wenn ich zu ihm von der Ausdehnung der Bucht sprach, wenn ich ihm diesen Turm oder jenes Haus wies, welche ich mit meinen Bomben erreichen könnte, so sagte er: es erwarte ihn ein gutes Frühstück, er wolle fort. Wir gingen endlich, aber es war, als wir zurück waren, weder von dem Frühstück noch von den Frühstücksgästen irgend etwas mehr vorhanden. Barberi nahm sich vor, künftig vorsichtiger zu sein und die Stunden wohl zu bemessen, die er Rekognoszierungen leihen wollte.“

15. November.

Das Befinden ist unverändert. Bad. Bewegung.

16. November.

Sind Krankheiten erblich? — Napoleon erzählt von seinem Vater, von dessen Erkrankung und Tod. — Sonderbarer Umschwung kurz vor dem Tode. — Der Soldat, der auf dem Schlachtfelde fällt braucht keinen priesterlichen Beistand.

Der Kaiser war trübe gestimmt und schien sich mit Sorgen zu plagen. Er frug mich nach der Veranlassung, die seine trübe Stimmung wohl haben könnte. Mir kam es so vor als drücke ihn etwas, was zu sagen ihm schwer fiel. Ich fing an von sogenannten erblichen Krankheiten zu sprechen.

„Sie glauben nicht an die Erblichkeit“, rief er mich unterbrechend.

„Nein, Sire.“

„Die krankhafte innere Organisation des Vaters sollte keinen Einfluß auf die der Kinder haben?“

„Wenn es so wäre, würde ja ein Buckliger nur bucklige Kinder erzeugen, der an Rachitis Leidende nur rachitische Kinder: man sieht aber an tausend Beispielen, daß diese von der Natur so mitgenommenen Menschen eine körperlich tabellose Nachkommenschaft haben.“

„Die Wissenschaft aber vertritt diesen Standpunkt nicht.“

„Heute, Sir, gibt es keine medizinische Lehranstalt mehr, die an der alten Annahme festhielte.“

„Und wie ist es mit den englischen Ärzten?“

„Hunter, einer der bedeutendsten Ärzte Englands, hat die alte Theorie energisch verworfen, und seine Kollegen haben ihm Recht gegeben.“

„Die hiesigen Ärzte aber doch wohl nicht! Oder sollten sie sich ihre medizinischen Inspirationen in Plantationhouse holen?“

„Das weiß ich nicht, Sir. Für unmöglich halte ich es, daß sie an eine Transmission der Krankheiten glauben; sie könnten höchstens von einer gewissen Befähigung der Kinder, die Krankheiten der Eltern aufzunehmen reden . . .“

Napoleon begann von den Krankheiten zu sprechen, an denen sein Vater gelitten, und die den Tod desselben zur Folge gehabt hatten.

„Der Vater reiste in leidendem Zustande von Korsika ab; die Luftveränderung hatte gar keinen Einfluß; er wurde immer magerer, die Verdauung immer schlechter. Er verlangte nach einem Wiedersehn mit den Seinigen; er reiste ab, kam aber nur bis Montpellier, wo sein Zustand sich verschlimmerte: er brach alles aus, was er genossen hatte. Er konsultierte mehrere Ärzte, die ihn mit Arzneien vollstopften: man verordnete ihm unter anderem den Genuß recht saftiger Birnen; er ging nach Paris, wo dieselben am besten zu haben sind. Er aß und aß Birnen, es ging ihm wirklich besser, er machte sich viel Bewegung — er gesundete wieder und sah aus, als wolle er Jahrhunderten trotzen. Leider aber war das Uebel nicht gehoben; es stellte

sich bald wieder ein und zwar in verschlimmertem Maße. Mein Vater war kaum einige Monate auf Korsika als der Rückfall eintrat; nun machte er sich mit Joseph wieder davon — in Montpellier schloß ihn der Tod in seine Arme. Er war noch jung, erst 38 Jahre alt. Die Sonderbarkeit der Krankheit veranlaßte eine Sezierung der Leiche: man fand eine bössartige Verhärtung am unteren Magenmund. Sie glauben nicht, daß ein solches Leiden sich vererbt?

„Nein, Sire; Krankheiten gehen ebensowenig von dem Vater auf den Sohn über als Talente.“

„Es ist wahr, wir sehen uns in vieler Beziehung nicht ähnlich. Mein Vater z. B. liebte die Spirituosen: ich mag sie nicht; er liebte eine reichliche und gute Kost: mein Magen widersezt sich allem Zuviel. Ein wenig Brod, ein Tropfen Wasser, mehr als gewöhnlich wird sofort von meinem Magen abgelehnt und — sehen Sie, die Vorsorglichkeit der Natur — sie ist beruhigt sowie sie das Ueberflüssige ausgestoßen hat. Mein Vater war im übrigen ein mutiger und willensstarker Mann; er liebte Poesie und Beredsamkeit: er hätte eine Rolle gespielt, wäre er am Leben geblieben. Ich wußte damals von seinem Leiden nichts: ich war in aller Ruhe mit meinen Studien beschäftigt, während er einem qualvollen Tode erlag. Als die Stunde kam, fragte er nach mir, er verlangte in seinen Delirien nach dem Schuz meines Degens; er starb ohne daß ich den Trost hatte, ihm die Augen zu schließen; Joseph allein stand an seinem Totenbett. Ein Umstand bei dieser traurigen Katastrophe ist mir sehr auffallend gewesen. Als mein Vater, der nichts weniger als fromm war, ja sogar einige antireligiöse Dichtungen verfaßt hatte, gewahr wurde, daß das Ende nahe, legte er plötzlich eine große Vorliebe für die Priester an den Tag; er ließ sie herbeirufen, soviel sich nur in Montpellier aufreiben ließen. Eine so plötzliche Sinnesänderung, die übrigens alle diejenigen an sich erfahren, welche von einer schweren Krankheit befallen werden, läßt sich doch nur aus der Unordnung

erklären, welche das Uebel in der körperlichen Maschinerie hervorruft. Die Organe stumpfen sich ab, sie reagieren nicht mehr, die moralischen Kräfte lassen nach, die Tätigkeit des Gehirns erlahmt und daher das Beichtebedürfnis, das Verlangen nach dem Dremus und all den schönen Dingen, ohne die man nicht glaubt sterben zu können. Und nun sehen Sie, den Mann im Vollbesitz seiner Kräfte sehen Sie die Kolonnen, die sich unter dem Geschmetter der Fanfaren in den Kampf stürzen: wie die Leute fallen im Hagel der Kartätschen! Keiner verlangt nach einem Priester, nach dem Beichtvater“.

17. November.

Ein berühmter Wiener Arzt und Napoleon. — Corvisart. — Wagram und die Bewegung in Deutschland. — Johannes von Müller. — Wieland. — Wielands Gespräch mit Napoleon in Weimar. — Die Bedeutung der Religion für den Staat. — Napoleon in Italien. — Ein Brief an Lannes.

Das Befinden war ebenso wie gestern; die früheren Verordnungen blieben bestehn.

Der Kaiser war nachdenklich und in sich gefehrt; ich forschte nach den Gründen und bemerkte, daß er in den Tafeln Mascagni's geblättert hatte. Offenbar befürchtete er, daß auch ihn die Krankheit befallen würde, an welcher sein Vater gestorben war. Ich hätte, ich weiß nicht was gegeben, um ihn seiner irrigen Auffassung abwendig zu machen, allein ich wagte es nicht, nach gemachten Erfahrungen, ihn in seinem Gedankengange zu stören. Ich machte Anstalten mich zurückzuziehen, allein er veranlaßte mich zu bleiben und begann alsbald:

„Sie sprechen fortwährend von der Luft, von meiner Leber. Wie kann denn ein Organ von einem Luftfluidum geschädigt werden?“

„Man ist vergeblich bemüht gewesen, Sire, dahinter zu kommen, was den Unterschied zwischen reiner und schädlicher Luft bedingt.“

„Die Dunsthülle eines Pestkranken kann doch nimmermehr dieselben Bestandteile aufweisen, wie die eines Gefunden“.

„Ich glaube nicht, aber glaube auch nicht, daß es Chemiker gibt, welche die Analyse versuchen würden“.

„Warum? Die Laboratorien weisen ebensoviele brave auf wie die Schlachtfelder. Aber . . . bitte, stehen Sie mir Rede . . . welches sind die Funktionen der Leber?“

Ich setzte ihm dieselben auseinander.

„Gut“, sagte er, als ich damit fertig war, „das ist neu und eigenartig; wie kommt es nur, daß Ihre Doktrinen so wenig dem ähnlich sehen, was in den Büchern steht? Ist Frankreich in der Erkenntnis zurück? Ist Paris nicht soweit vorgeschritten wie Florenz?“

„Mascagni hat der Wissenschaft eine ganz neue Richtung gegeben; er hat seinesgleichen nur in Frankreich, in Deutschland.“

Napoleon, Antommarchi unterbrechend, rief: „In Deutschland? Wen denn, wenn es Ihnen gefällig ist, den Doktor Frank?“

Ich beeilte mich, geleitet von einem ziemlich allgemeinen Urteil zu erklären, daß Doktor Frank ein sehr geschickter Mann sei.

„Geschickt gewiß! Das habe ich gemerkt das letzte Mal als ich in Wien war. Ich hatte einen kleinen Abszeß am Nacken; es war nicht viel der Rede wert, allein mein Gefolge war in Sorge und drängte mich, einen Arzt zu empfangen, von dem so viel gesprochen wurde. Ich gab meine Einwilligung und Frank wurde gerufen; er erklärte, es handle sich um einen flechtenartigen Ausschlag, der ziemlich gefährlich wäre. Es wäre eine längere Behandlung nötig, verbunden mit vielem Mediziniere. Ich ließ Corvisart rufen, der so schnell als möglich herbeieilte und sehr erstaunt war, als er mich nicht in Schönbrunn fand; ich war nämlich zu einer Revue ausgeritten. Ich mußte lachen, als ich bei meiner Rückkehr Corvisart's erstauntes Gesicht sah.“

„Nun, Corvisart, was bringen Sie neues aus Paris? Wissen Sie, daß man hier behauptet, ich wäre schwerkrank? Ich habe einen kleinen Ausschlag, verbunden mit etwas Kopfschmerz. Der Doktor Frant behauptet, daß es sich um eine gefährliche Flechte handelt, welche eine sorgfältige Behandlung erfordere, was sagen Sie?“

Ich hatte mein Halstuch abgenommen, Corvisart untersuchte:

„Sire, ein Zuggpflaster ist genügend, um alles in Ordnung zu bringen. Frant übertreibt, es handelt sich um einen alten schlechtbehandelten Ausschlag, vier Tage lang ein Pflaster, weiter nichts.“

„Nach vier Tagen war in der Tat alles verschwunden.“

Napoleon schwieg eine Weile, dann rief er lachend, indem er mir die Narbe zeigte:

„Das sind die Spuren der schrecklichen Krankheit von welcher dieser Deutsche geschwagt hat.“

Napoleon kam anknüpfend hieran auf die Intriguen zu sprechen, welche ganz Deutschland damals bewegten. Er sprach von Schill, von Dornberg, von der Königin von Preußen: es habe sich um einen großartigen Plan gehandelt. „Aber,“ fuhr er fort, „man konnte sich nicht einigen. Wagram wurde geschlagen und die Partie mußte aufgeschoben werden. Ich hörte damals davon sprechen, konnte aber nicht recht dahinterkommen . . .“

Ich suchte der Unterhaltung eine andere Wendung zu geben und ließ den Namen Müller fallen. Napoleon war sogleich bei der Sache und sprach von den Talenten des Genannten. Er wäre klein, mager, aber recht pfliffig gewesen, hinter seinem häßlichen Gesicht habe ein vielkundiger Geist gesteckt. Müller*) wurde dem Kaiser nach

*) Anmerkung des Uebersetzers. Es ist von Johannes von Müller die Rede, der 1804 als „Historiograph“ aus österreichischen Diensten in preussische übergetreten war; Müller wurde 1807 Leiter des öffentlichen Unterrichtes im Königreich Westfalen und starb 1809; er war

der Schlacht bei Jena vorgestellt, er galt als der Verfasser eines damals vielbesprochenen Manifestes. Der Kaiser scherzte über den Inhalt desselben.

„Ich, Sire, habe „Monsieur Müllere“ gesagt, ich sollte gegen Sie geschrieben haben? Da müssen mich Majestät für sehr dumm halten.“

„Ich unterhielt mich“, fuhr Napoleon fort, „ziemlich lange mit ihm. Er hatte offenbar einen klaren Blick, einen weiten Horizont; ich verlieh ihm für das Königreich Westfalen die auswärtigen Angelegenheiten. Jérôme hatte aber einem andren sein Vertrauen geschenkt und berief ihn von seinem Posten ab.“ —

Napoleon kam sodann auf Goethe, auf Wieland zu sprechen; dem letzteren spendete er reiches Lob. Ich erinnerte ihn an die Unterhaltung, welche er mit Wieland gehabt hatte.

„Was wissen Sie davon“, frug er.

„Man sprach noch allgemein davon, als ich in Deutschland war, ich verschaffte mir in Frankfurt a. M. eine Abschrift der Unterredung.“ Der Kaiser verlangte nach derselben; ich holte sie herbei und las:

„Ich war kaum einige Minuten im Saal, als Napoleon auf uns zukam. Die Herzogin von Weimar stellte mich unter den üblichen Formen vor. Er sagte mir in höflicher Weise einige schmeichelhafte Dinge und hatte mich dabei scharf im Auge. Wenig Menschen, glaube ich, besitzen wie er die Gabe, beim ersten Blick die Gedanken des andren zu lesen. Er erriet sogleich, daß ich trotz meiner Berühmtheit einfach in meiner Art war und keine Ansprüche machte. Da er offenbar einen günstigen Eindruck auf mich hervorrufen wollte, nahm er den richtigen Ton an, um sein Ziel zu erreichen. Ich habe nie einen ruhigeren, einfacheren und

als Politiker ein zweideutiger Charakter, als Historiker hat er sich einen geachteten Namen gemacht, namentlich durch seine „Geschichten schweizerischer Eidgenossenschaft“.

milderen Mann gesehen, der zugleich so wenig Ansprüche zu machen schien. Nichts an ihm deutete auf das Machtbewußtsein eines großen Monarchen an, er sprach zu mir, wie ein alter Bekannter zu seinesgleichen und, was wohl das außerordentlichste ist, er sprach ausschließlich mit mir ein und eine halbe Stunde — zur großen Ueberraschung aller Anwesenden! Endlich gegen Mitternacht wurde mir einleuchtend, daß es doch unpassend wäre, ihn so lange Zeit festzuhalten, ich nahm mir daher die Freiheit, Seine Majestät um die Erlaubnis zu bitten, mich zurückziehen zu dürfen. „Gehen Sie“, sagte er mir mit freundschaftlichem Tone, „guten Abend“. — Ich komme nun auf die Hauptpunkte unserer Unterhaltung. Der Kaiser hatte der Theateraufführung beigewohnt und kam damit zugleich auf Julius Cäsar zu sprechen. Er sagte, Cäsar wäre einer der bedeutendsten historischen Erscheinungen.

„Cäsar wäre“, fuhr er fort, unbedingt der Bedeutendste von allen gewesen, hätte er nicht eine große Dummheit begangen.“

Da ich ihn fragend ansah, fuhr er fort:

„Cäsar kannte die Männer, die sich seiner entledigen wollten: er hätte sich daher zunächst ihrer entledigen sollen.“

Hätte Napoleon sehen können, was bei seinen Worten in meiner Seele vor sich ging, er hätte herausgefunden, daß ich der Meinung war, Cäsar könnte einer solchen „Dummheit“ wegen nicht angeklagt werden.

Von Cäsar wandte sich die Unterhaltung römischen Zuständen zu; Napoleon spendete dem politischen und militärischen System der Römer alles Lob; die Griechen hingegen schienen in seiner Achtung nicht so hoch zu stehen.

„Die ewigen Händel zwischen den kleinen griechischen Republiken“, sagte er, „verhinderten eine maßvolle Entfaltung des Staates, die Römer hingegen haben sich stets an große Dinge gehalten; so ist es ihnen gelungen, den Kolos zu schaffen, der die ganze Welt in Beschlag nahm.“

Ich plaidierte für die Künste und die Litteratur Griechenlands. Er sprach jedoch geringschätzig davon und meinte, die Künste hätten bei den Griechen nur dazu beigetragen, die Zwistigkeiten zu schüren. Er gab Ossian den Vorzug vor Homer, er liebe die erhabene Poesie, die pathetischen und kraftvollen Schriftsteller, vor allen die tragischen Poeten. Er sprach von Arriost mit denselben Worten, wie vom Cardinal Hippolyt Este; er schien an nichts Beschmach zu finden, was lustig ist und trotz der einschmeichelnden Liebenswürdigkeit seiner Manieren, machte ich häufig die Bemerkung, daß er eigentlich wie aus Erz gegossen war.

Napoleon hatte mich so sehr zur Offenheit ermuntert, daß ich ihn frug, wie es nur käme, daß der religiöse Kultus den er wieder in Frankreich eingeführt hätte, keinen philosophischen Anstrich genommen und sich mit dem Geist der Zeit nicht mehr in Uebereinstimmung gesetzt hätte.

„Mein lieber Wieland“, antwortete er, „die Religion ist nicht für die Philosophen gemacht; diese Leute glauben weder an mich noch an meine Priester und was diejenigen betrifft, welche glauben, so kann man ihnen nicht genug Wunder zugestehn. Würdte ich eine Religion für die Philosophen machen, so wäre es eine ganz andre, als die für glaubensfrohe Menschen“. —

Damit war meine Lektion zu Ende.

Napoleon aber sprach noch weiter von den Priestern und sagte:

„Ich habe sie zugelassen, um die Religion volkstümlich zu machen, die Republik zu heiligen und die Dogmen zu predigen, um derentwillen sich die Gewissen beunruhigt hatten. Man hatte die Priester törichterweise aus der Nation ausgestoßen, sie gezwungen, sich gegen die Lehren zu erheben, welche sie eben verkündet hatten. Ich führte die Ausöhnung herbei; ich wußte außerdem sehr wohl, daß ihr Einfluß zu fürchten ist; ich konnte noch so viele Siege erringen, noch so viele Armeen, die mir in Italien gegenüberstanden in die Flucht schlagen, die geringste Kalamität

hätte alles problematisch gemacht, was die Waffen errungen hatten. Der Papst vereinigte sich mit den Oesterreichern: diese lieferten die Soldaten, jener sorgte für den Fanatismus. Unsere Parteigenossen sogar fingen an zu wanken. Ich trat mit dem heiligen Vater in Unterhandlung — das aber war nicht nach dem Geschmack des Direktoriums! Man wollte das Idol in Rom niederwerfen, wollte Neapel, Genua, Venedig angreifen. Ich weigerte mich, zu so übermütigen Unternehmungen die Hand zu bieten und machte aus meiner Stimmung kein Geheimnis. „Es ist durchaus nötig“, schrieb ich dem Präsidenten, daß Sie die Lage der Armee in Betracht ziehen, daß Sie sich für ein System entscheiden, welches Ihnen Freunde schafft, ebenso unter den Fürsten wie unter den Völkern. Vermindern Sie die Zahl Ihrer Feinde! Der Einfluß Roms ist unberechenbar. Es war ein grober Fehler mit dieser Macht zu brechen; Rom hatte Vorteil davon. Hätte man mich zu Rade gezogen, so hätte ich die Verhandlungen hingezogen, wie ich die von Venedig und Genua hingezogen habe. Jedes Ding verlangt seine Zeit. Da man mit Rom nicht abschließen wollte, so hätte man wenigstens warten sollen, bis es den Bedingungen des Waffenstillstandes genügt hätte; anstatt den Papst zu nötigen, sich über jeden Artikel auszusprechen, anstatt ein Truppenkorps nach Bologna zu schicken, wies man ihm den ganzen Vertrag auf einmal vor und zwar geschah dies während die Armee in den Thälern von Tyrol beschäftigt war. Diese Ungeschicklichkeit sollte uns 10 Millionen Kontributionen und die Meisterwerke Italiens aus den Händen nehmen. Es war mir unmöglich, diese Dummheit wieder gut zu machen. Ich drängte die Oesterreicher zurück; Maury beruhigte die Prediger, welche er losgelassen hatte, und wir entgingen den Verführungen, welche man uns zugebracht hatte. —

So lautete mein Brief an das Direktorium!“

Napoleon ging näher auf das System der Fusion, welches er seitdem befolgt hatte, ein und sprach von den

Widerwärtigkeiten, von den Hindernissen, welche ihm seine Freunde, Nahestehende, sogar seine Adjutanten, bereitet hatten. Der nachstehende Brief, den er mir vorzeigte, gibt einen Beweis von der üblen Stimmung, welche in seiner Umgebung gegen ihn Platz gegriffen hatte. Der Brief, gezeichnet L., ist an Lannes gerichtet, und lautet:

„Dein Brief, mein lieber Lannes, hat mir den Trost gebracht, dessen ich so sehr bedurfte. Ich kann ohne ernste Befürchtungen diese Menge von Rache erfüllten Emigranten, welche sich an die Regierung drängen, nicht sehen. Wenn sich nur Bonaparte nicht täuscht: diese Leute, welche zunächst ihre Rückkehr als eine Wohlthat ansahen, sehen jetzt darin einen Akt der Nothwendigkeit. Ihre Forderungen werden sich steigern je nachdem sie selbst an Einfluß geminnen. Sie werden damit enden, ihre Umtriebe, die sie ja nie ganz unterlassen haben, zu erneuern. Da sieht sich denn die Regierung einer traurigen Alternative gegenüber: entweder muß sie zu strengen Maßregeln, durch welche sie sich gehässig macht, greifen, oder sie steht vor dem Sturz; — das einzige Mittel, um diesem Geschick zu entgehen, um Frankreich zu retten, ist das, daß Bonaparte, wie ich es ihm oft gesagt habe, sich mit Männern umgibt, welche nichts im Auge haben, als das Wohl des Landes. Was kann er von diesen Chamäleonartigen Politikern erwarten, welche bei jedem Wechsel der Umstände zu einer neuen Maske greifen, welche der Wankelmuth ihrer Meinungen ebenso verächtlich macht, als die Niedrigkeit ihres Charakters, welche allen, welche die Macht in Händen hatten, der Reihe nach schmeichelten, welche bei allen Verbrechen die Hände im Spiel hatten, alle Exzesse gefördert und das Unglück, welches die Revolution uns brachte, noch erhöht haben. Die Republikaner sind die einzigen, die er an sich fesseln sollte. Die Sache ist einfach die: die Royalisten werden nie den Verlust ihrer Vorrechte, ihrer Reichthümer verschmerzen. Sie werden sich nie durch Stellungen zc. über die Abwesenheit ihres Fürsten, ihres Götzen, trösten. Sie werden dieselben

nur annehmen, um dadurch eher in der Lage zu sein, die Altäre ihres Gözen wieder aufzurichten. Die Republikaner hingegen werden sich nicht mehr für berechtigt halten, große Forderungen zu stellen, sie werden dankbar sein für das Gute, was man ihnen tut: man sollte sich nicht vor den alten demagogischen Träumereien fürchten — sie sind verfliegen! Man fordere Kenntnisse, Rechtlichkeit: etwas Exklusives darf es nicht geben. Trotz aller schönen Betrachtungen unserer Metaphysiker ist das erste Verdienst eines Mannes seiner Regierung gegenüber das, daß er ihr treu ergeben ist. Das Schicksal unseres Vaterlandes, mein lieber Lannes, hängt jetzt von der Beständigkeit der eingeführten Staatsform ab. Diese Wahrheit wird noch nicht so allgemein empfunden, als es notwendig wäre. Alle Briefe, die ich aus dem Innern Frankreichs bekomme, sprechen von Zeichen der Unzufriedenheit, von Mißtrauen, von Befürchtungen; die Armee ist nicht einverstanden mit verschiedenen getroffenen Wahlen. Der Name Bonaparte allein hält das Vertrauen aufrecht! Wenn der erste Konsul nicht da wäre, um ein Aufschäumen der Leidenschaften zu unterdrücken, was sollte da aus dem Staate werden? Wer hätte für das Fortbestehen seiner Existenz ein Unterpfand? Es ist also nötig, einen Wall zu ziehen, stark genug, um der Zerstörungswut zu trotzen. Dieser Wall wird existieren sobald wir in all unseren öffentlichen Aemtern sichere Patrioten haben. Ermüde nicht, lieber Freund, diese Wahrheiten vor Bonaparte zu wiederholen. Da sein Ohr noch zugänglich ist für ein offenes Wort, so benutze Deine einflußreiche Stellung, welche Deine Unbescholtenheit, Deine Freundschaft für ihn Dir geben und veranlasse ihn, jenen verderbten Menschen zu mißtrauen, welche ihm nur schmeicheln, um ihn zu töten. Bonaparte ist der Mann, auf den das Vaterland blickt, unser Schicksal ist eng mit dem seinigen verbunden; man muß ihn vor Täuschungen schützen, man muß ihn retten. Dein D.“

18. November.

Die Geburt Napoleons. — Der gute Archidiacon. — Frau Lätitia. — Die Gartenarbeit in Longwood. — Die menschliche Seele. — Die Aerzte sind in Napoleons Augen Atheisten. — Das Fieber bei der Belagerungsarmee von Mantua. — Napoleons Sorge für Kranke und Verwundete. — Instruktion für den in Moskau zurückgebliebenen Herzog von Treviso. — Marie Louise in Siz. — Thomas Keade. — Hubson Lowe als Dichter.

Der Zustand Napoleons ist unverändert. Er war heute heiter gestimmt und sprach seine Freude aus, ohne Medicamente davon gekommen zu sein. Wir gingen in den Garten und er kam wiederum auf Korsika zu sprechen, auf seine Kindheit, seine Angehörigen; sein Eintritt in die Welt war eine Ueberraschung, ebenso sein glänzendes Emporkommen, sein Sturz. Trotzdem die Mutter der Niederkunft nahe war, hatte sie sich doch in alle Gefahren des Befreiungskrieges gestürzt. „Es war“, sagte er, „am Tage vor Mariä Himmelfahrt, sie glaubte dem Feste noch beiwohnen zu können mußte aber schnell nach Hause zurückkehren, und hatte kaum den Salon erreicht, als sie mich auch schon auf einem alten Teppich deponierte. Ich erhielt den Namen „Napoleon“, weil seit Jahrhunderten der zweitgeborene Sohn in den Bonaparteschen Familien diesen Namen führte, dem ein Vorfahre besonderen Ruhm verliehen hatte.“

Napoleon sprach auch von den letzten Monaten, die seiner Geburt vorangegangen waren und war voll Bewunderung für die während dieser Zeit von seiner Mutter an den Tag gelegte Energie.

„Verluste, Entbehrungen, Strapazen — sie ertrug alles, bot jeder Gefahr die Stirn. Anders stand es um den Archidiaconen: er war entmutigt, trauerte vor allen um seine Ziegen. Er war im übrigen ein seelensguter Mann, edelmütig, erleuchtet, er sorgte für die Familie, nahm sich der häuslichen Angelegenheiten an: das Vieh, die Keller,

die Weinberge übermachte er; zu seiner Zeit herrschten Ordnung und Ueberfluß überall; besser waren unsere Verhältnisse nie als damals. Der wackere Mann war reich, gab aber nicht viel aus, er war besonders darauf bedacht, uns glauben zu machen, daß von Ersparnissen bei ihm keine Rede sei. Wollte ich Geld von ihm, so pflegte er zu sagen: „Du weißt ja, daß ich keins habe, daß die Unternehmungen Deines Vaters mir nichts übrig ließen!“ Zu gleicher Zeit beauftragte er mich, irgend ein Stück Vieh, ein Quantum Wein zu verkaufen. Wir Kinder aber hatten einen Sack in seiner Wohnung entdeckt und waren aufgebracht darüber, daß er stets vom Glend sprach, während er Geld versteckt hielt. Wir beschloßen, ihm einen Streich zu spielen. Pauline, welche damals noch sehr jung war, wurde von uns instruiert und machte sich eines Tages über den Sack her — in allerdings etwas ungeschickter Weise — denn ungezählte Goldstücke rollten über den Fußboden! Wir lachten während der Onkel vor Zorn beinahe ersticke. Mama kam herzu, schalt uns aus und sammelte die Dublonen, während der gute Archidiaconus einmal ums andere versicherte: das wäre ja garnicht sein Geld. Einige Zeit später wurde er krank, er schien das Ende seines Lebens erreicht zu haben. Wir standen alle um sein Bett herum, die Herzen voll Trauer, als Jesch auf den Gedanken kam, ihm die Sterbesakramente zu reichen. „Ach, laß doch,“ sagte er, „ich habe nur noch ein paar Augenblicke zu leben, ich will sie meiner Familie weihen.“ Wir mußten wieder näher treten. Er gab uns einige Ratschläge.“

„Du bist der Älteste der Familie,“ sagte er zu Joseph, „aber Napoleon ist der eigentliche Chef. . . Erwinnere Dich dessen, Napoleone“ — damit nahm seine Seele Abschied von der Welt. Wir standen laut weinend und tief erschüttert umher.

Meine Mutter mußte nun ohne Anleitung, ohne Stütze die Leitung der häuslichen Geschäfte selbst übernehmen; sie entsprach der mühevollen Pflicht mit großer Umsicht, wie

man sie weder ihrem Geschlecht noch ihrem Alter zugetraut hätte. . . Das ist eine Frau, Doktor! Ihres Gleichen wird man schwer finden“.

Ich hatte aufmerksam zugehört und wartete ab, daß der Kaiser auf sich selbst zu sprechen käme, was auch alsbald geschah. Er klagte vor allem über seine körperliche Mattigkeit. Ich riet abermals zu möglichst ausgedehnter Bewegung im Freien.

„Bewegung,“ wiederholte er fragend, „wo denn?“

„Im Garten, Sire; außerhalb desselben, in frischer Luft.“

„Mitten unter den Kiströcken? Niemals!“

„Nun dann graben Sie, wühlen Sie Erde auf, weichen Sie den Beleidigungen aus, ebenso wie der Ihnen schädlichen körperlichen Untätigkeit.“

„Graben! Die Erde umwühlen . . ja, ja, Doktor, Sie haben Recht. . . Das ist es!“

Mit dem darauf folgenden Tage begann diese neue Tätigkeit. Roveraz war mit ländlichen Arbeiten vertraut, er wurde zum Obergärtner ernannt und erteilte die nötigen Anweisungen. Mitten in seiner Arbeit schickte Napoleon nach mir.

„Nun,“ rief er mir entgegen, „sind Sie mit Ihrem Patienten zufrieden?“

Er hielt den Spaten hoch in die Höhe, sah mich scharf an und meinte:

„Besser ist das schon als Ihre Willen.“

Dann fing er von neuem an zu graben, hörte aber bald auf, indem er rief:

„Jetzt kann ich nicht mehr. Die Hände tun mir auch weh.“ Damit warf er den Spaten von sich.

„Sie lachen. Ich weiß was Sie erheitert . . . meine schönen Hände. Lassen Sie es gut sein: meinen Körper habe ich stets nach meinem Willen gezwungen: die Hände werden auch daran kommen.“

Er gewöhnte in der That seine Hände und sich selbst an diese Gartenarbeit; er ließ Erde hin und her schaffen, ganz Longwood wurde in Mitleidenschaft gezogen. Nur die Damen waren von der Arbeit dispensiert, nachdem er vergebliche Versuche gemacht hatte, namentlich bei der Gräfin Bertrand, diese Art der Tätigkeit im Freien auszuführen.

Jeden stellte er an, wies ihm sein Arbeitspensum zu. So waren denn nach kurzer Zeit hier ein Graben, dort ein Bassin, ein erhöhter Weg entstanden; wir legten Alleen an, Grotten und Kaskaden; Weiden, Eichen, Pfirsichbäume wurden gepflanzt, wir sorgten für Schatten ringsum die Behausung. Nachdem das Angenehme vollendet war, kam das Nützliche an die Reihe. Der Boden wurde gedüngt. Bohnen, Erbsen, alle Gemüsearten, die es auf der Insel gab, wurden angepflanzt. Der Gouverneur, welcher von unseren Arbeiten hörte, schöpfte natürlich Verdacht: hinter dieser allgemeinen Bewegung, dachte er, müsse eine Verschwörung stecken. Er eilte herbei. Ich war gerade auf meinem gewöhnlichen Spaziergange, als er mich bemerkte und eilenden Schrittes auf mich zukam.

„Sie sind es,“ rief er, „Sie sind es, der dem General Bonaparte diese großartige Körperbewegung verordnet hat?“

Ich bejahte, er zuckte mit den Achseln und versicherte, er könne das nicht begreifen:

„Bäume umpflanzen auf einem Boden ohne Feuchtigkeit unter einem glühenden Himmel das ist verlorene Mühe. Das wird alles eingehen.“

Ich dankte Seiner Excellenz und bemerkte, daß er dem Klima, welches er doch sonst rühme, zu wenig zutraue, daß unsere Zöglinge recht gut gediehen und schon Knospen zeigten.

Sir Hudson schüttelte bedenklich sein Haupt und ging seiner Wege. Ich erzählte dem Kaiser von dieser Begegnung und er sagte:

„Dieser Glende beneidet mich um die Augenblicke, die er mir unvergiftet beließ. Er wünscht mir den Tod —

er ruft ihn herbei, für seine Ungeduld ist der Tod zu langsam. Glauben Sie mir, der Himmel über uns ist wolken schwer: diesen „Kalabresen“ wird ein Blitz treffen, ehe er es sich versieht.“

Bei dem Eifer, mit dem wir arbeiteten, hätten wir bald die ganze Insel umgewühlt und zu unserer Verfügung stand doch nur ein kleiner Teil. Napoleon, der dies gewahr wurde, entfernte einige Arbeitskräfte: ich allein blieb bei ihm; wir säten, wir harteten, der eine erzählte eine Anekdote, der andre, indem er in der Arbeit inne hielt, einen Scherz.

Eines Tages bemerkte Napoleon kleine Wurzeln im Boden und begann über die Phänomene der Vegetation zu plaudern. Er analysierte dieselben mit gewohntem Scharfsinn und erklärte, man könne daraus auf die Existenz eines höhern Wesens, welches die Wunder der Natur leite, schließen.

„Sie, Doktor,“ sagte er, „glauben Vergleichen nicht: Ihr Mediziner seid über solche Schwächen erhaben. Sagen Sie mir doch, Sie, der Sie den menschlichen Körper so durchaus kennen, sind Sie jemals unter Ihrem Seziermesser der Seele begegnet? Wo hat sie ihren Sitz? In welchem Organ?“

Da ich mit der Antwort zögerte rief er:

„Heraus mit der Sprache. Es giebt keinen Arzt, der an Gott glaubt, sage ich.“

„Nein, Sire, die Aerzte sind in dieser Beziehung Mathematiker.“

„Nun, die Mathematiker sind doch meist religiös gestimmte Herren . . . mir fällt da grade ein merkwürdiger Ausspruch ein. Ich unterhielt mich eines Tages mit L. . . ich beglückwünschte ihn einer Arbeit wegen, die er soeben vollendet hatte und frug ihn, wie es käme, daß der Name Gottes, welcher so oft unter der Feder Lagrange's zum Vorschein käme, sich nicht ein einziges Mal unter der seinigen eingestellt hätte. Das kommt daher, erwiderte

mir L. . . , weil ich von dieser Hypothese keinen Gebrauch zu machen nötig hatte.“

Nun kam ich zu Worten und führte dem Kaiser La-lande und einige andere an, die seine Behauptung nicht bewahrheiteten; er blieb dabei, daß die größte Zahl der Aerzte Atheisten, ebenso großsprecherisch wie ungläubig wären. Sobald die Kanonen donnerten aber träte eine Aenderung ein: die Sichersten und Geschicktesten kämen außer Fassung beim Anblick eines Schlachtfeldes.

Er kam bei Berührung dieses Themas auf einige Einzelheiten seiner Feldzüge zu sprechen und begann damit, daß er den Diensten, welche die militärische Chirurgie geleistet hatte, ihrem Eifer, ihrer Tätigkeit alles Lob spendete. Er habe die Herren beständig im Auge gehabt, sie ermutigt, einige Male sogar habe er selbst die Aus-führung seiner Anordnungen in die Hand genommen z. B. vor Mantua: Fieber hätten unter den Soldaten der Be-lagerungsarmee grassirt, die Soldaten aber alle ärztliche Hilfe abgelehnt. Er wäre herbeigeeilt, habe Chininpulver in die Wassertonnen gestreut, habe eigenhändig das Heil-mittel verteilt. „Man nahm es und fühlte sich besser“. Erst nachdem diese Fieberepidemie völlig erloschen gewesen wäre, habe er aufgehört, selber über den Gesundheitszustand der Truppen zu wachen. In Aegypten wäre kein Tagesbefehl erlassen worden, der nicht hygienische Verordnungen ent-halten hätte. In Syrien wären die Verwundeten und Kranken seiner eifrigen Fürsorge unterstellt gewesen. Er habe in Jaffa, in Ramleh und Scheffamer Hospitäler errichtet, es habe ihn empört, als er erfahren, daß ein Glender zum Besten einer Privatpekulation Kamele benutzt habe, welche für den Transport von Medikamenten be-stimmt waren:

„Ich wollte den Betreffenden prozessieren, erschießen lassen: es schien mir keine Strafe streng genug, um eine so nichtswürdige Handlung zu sühnen. Allein es wäre ein Schimpf auf dem Korps haften geblieben, ohne daß

die Soldaten, die inzwischen von den Türken massakriert wurden, Hilfe erhalten hätten: ich schenkte dem Elenden das Leben und jagte ihn davon. —

Saint Jean d'Acrc hatte Verstärkungen erhalten, ich aber empfindliche Verluste zu beklagen: die Belagerung mußte aufgehoben, vor allem aber mußten die Verwundeten fortgeschafft werden . . . ich mag auf eine elende Schmähung nicht antworten; wenn ich es täte, würde ich mich selbst erniedrigen. Hier die Beweisstücke.“

Er griff nach einem Stoß von Schriftstücken und las:
 „An den Contre-Admiral Perrée, im Lager vor Acrc am 22. Floréal des Jahres VII. (11. Mai 1799). Der Contre-Admiral Gantheaume hat Ihnen mitgeteilt, Bürger-Admiral, was Sie zu thun haben, um 4—500 Verwundete aufzunehmen, welche ich nach Tentura transportieren lasse. Sie wissen, daß Sie sich unbedingt nach Alexandria und Damiette zu verfügen haben. Sie werden, kraft Ihrer Einsicht, Ihrer nautischen Kenntnisse, Ihres Eifers allen Widerstand, der sich Ihnen bieten könnte, überwinden. Sie und Ihre Mannschaft werden durch diese That größeren Ruhm erringen, als durch die brillianteste Schlacht. Ihre Expedition wird von großem Nutzen sein und nie werden französische Kriegsschiffe der französischen Republik einen so großen Dienst erwiesen haben.“ —

Und hier weiter:

„An den General Dugua im Lager vor Acrc am 27. Floréal des Jahres VII (15. Juni 1799). Das Bataillon der 4. Leichten, welches ich vor 14 Tagen habe abrücken lassen, muß jetzt in Kairo eingetroffen sein. In 3 Tagen, Bürger-General, rücke ich mit der ganzen Armee von hier ab, um mich nach Kairo zu verfügen. Was mich noch aufhält ist die Fortschaffung der Verwundeten: es sind ihrer 600—700 Mann. Ich habe mich der Hauptpunkte in der Umgebung von Acrc bemächtigt. Wir haben es nicht für nötig gehalten, uns auf die Belagerung der zweiten Enceinte einzulassen, wir hätten zu viel Zeit und

zu viel Leute verloren. Djeppar hat vor 2 Tagen eine Flotte von 30 großen griechischen Schiffen und eine Verstärkung von 5—600 Mann erhalten. Diese Expedition war für Alexandrien bestimmt. Perrée hat zwei der Schiffe weggenommen. Kanoniere, Pioniere und mehrere Kanonen waren an Bord. Treffen Sie Maßregeln, daß die Fahrt nach Damiette sicher ist und die Verwundeten schnell in den Hospitälern von Kairo Aufnahme finden.“

Hören Sie weiter, Doktor. Der Kaiser las:

„An den General-Adjutanten Almeyras im Lager von Acre am 27. Floréal des Jahres VII (15. Juni 1799) Man wird so viele Verwundete wie möglich nach Damiette schaffen; sind die Verbindungen frei, so lassen Sie die Leute sogleich nach Kairo gehen, wo sie mehr Bequemlichkeiten finden werden: es sind ihrer vier- bis fünfhundert. Es wird nötig sein, in Dum-Faredge eine gewisse Anzahl von Baracken bereit zu halten für Kranke oder Verwundete, welche wir bei uns haben könnten“. —

Ferner:

„An den General-Adjutanten Boyer, im Lager vor Acre den 27. Floréal des Jahres VII (15. Juni 1799) Lassen Sie die Verwundeten nach Jaffa oder an Bord der Fregatten schaffen. Der General-Adjutant Leturcq, welcher in Caiffa ist, wird Ihnen morgen einen großen Transport überweisen. Richten Sie es so ein, daß am dreizehnten morgens es in Tentura keinen Kranken und keinen Verwundeten mehr gibt. Morgen gehen zweihundert Kranke, welche vom Berge Carmel kommen, nach Tentura befördern Sie dieselben ungesäumt nach Jaffa. Von der Artillerie, welche Ihnen nach Jaffa geschickt ist, lassen Sie so viel als möglich verschiffen, ohne dadurch den Kranken etwa einen Nachteil zuzufügen; ich wünsche morgen Abend einen genauen Bericht über die Abgeschobenen, Verwundeten und diejenigen, die noch zurückbleiben. Machen Sie den Verwundeten bekannt, daß der Feind einen Ausfall

gemacht hat, daß er vierhundert Mann und neun Fahnen verloren hat“.

Ferner:

„An den General-Adjutanten Leturcq im Lager vor Acre am 27. Floréal des Jahres VII (15. Juni 1799) Lassen Sie morgen früh, Bürger, vierhundert Verwundete nach Tentura schaffen. Der General-Adjutant Boyer meldet mir, daß er heut vierhundert zu Lande und einhundert- undfünfzig zu Wasser abgeschoben hat. Sie melden mir, daß Sie heut nur einhundert fortgeschickt haben: so würde es möglich sein, daß die Fregatten erschienen und keine Verwundeten da wären, was doch sehr ärgerlich wäre. Verlieren Sie ja keinen Augenblick Zeit. Richten Sie sich so ein, daß ich morgen über den Bestand der Verwundeten in Caiffa und auf dem Berg Carmel unterrichtet bin. Die Kranken sollten auch evacuirt werden, allein getrennt von den anderen. Es darf am 29. Abends kein Verwundeter oder Kranker in Caiffa sein“.

Ferner:

„Dem General Berthier, Generalstabs-Chef. Sie wollen gefälligst sofort anordnen, daß in dem Dorfe Scheffamer zwei Hospitäler errichtet werden: das eine für die Verwundeten, das andere für die Fieberkranken. Für beide Hospitäler eignet sich das Schloß am besten. Morgen zu Mittag werden alle Kranken und Verwundeten, welche sich in diesem Augenblick im Feldhospital befinden und alle Kranken, welche außerdem im Lager sind, nach dem bezeichneten Hospital abgehen. Es wird eine Niederlage für Medicamente errichtet werden. Ein Kriegskommissar, die Aerzte, der Ober-Chirurg und der Direktor der Hospitäler werden sich augenblicklich nach Scheffamer verfügen, um besagte Hospitäler einzurichten. Der Kapitän der Dromedar-Abteilung, welcher sich im Hauptquartier befindet, wird zum Kommandanten des Dorfes ernannt. Das dritte Bataillon der 18. Halb-Brigade und die Grenadier-Kompagnie werden die Garnison bilden“.

Ferner:

„An den General-Zahlmeister Daure. Ich habe soeben das Hospital besichtigt. Es fehlt an Kochgeschirr und Schüsseln für das Waschen der Wunden. Die Verwundeten bedürfen nur zur Ernährung der Gerste und des Honigs; beides aber fehlt. Die Unglücklichen, welche so viel Recht an unsere Teilnahme haben, leiden, während man tagtäglich im Lager Gerste und Honig für Geld feilbietet. Ich weise Sie hierdurch an, Gerste und Honig und Waschgefäße, welche Sie leicht bekommen können, anzuschaffen. Bald wird es an Leinwand und Charpie fehlen, treffen Sie vorbeugende Anordnungen“. —

Ich habe ein hierher gehörendes Dokument zur Hand, welches inbezug auf das Datum, den Ort und die Umstände, unter denen es entstanden ist, einen hohen Wert besitzt, ich meine die von Napoleon beim Verlassen Moskau's an den Herzog von Treviso gerichteten Instruktionen. Als Einleitung entnehme ich den Memoiren eines Adjutanten Napoleons, welcher auch den Feldzug in Aegypten mitgemacht hatte, das folgende:

„Wir hatten Moskau verlassen und der Kaiser, welcher Nachrichten von Mortier erwartete, ging im Felde mit Daru auf und ab. Dieser verließ ihn und ich wurde gerufen. „Nun Rapp“*), sagte der Kaiser, „wir werden uns auf der Straße von Kaluga nach der polnischen Grenze zurückziehen. Ich werde für gute Winterquartiere sorgen und hoffe, daß Alexander Frieden machen wird. — „Sie haben etwas lange gewartet, Sire, die Bewohner sagen einen strengen Winter voraus“. — „Ach was, lassen Sie mich in Ruh mit Ihren Bewohnern; wir haben heute den 19. Oktober: sehen Sie nur dieses schöne Wetter. Erkennen Sie denn nicht meinen Stern? Ich konnte übrigens

*) Man vergleiche das unlängst in deutscher Uebersetzung (Schmidt & Günther, Leipzig) erschienene Werk: „Die Memoiren des General Rapp“.

nicht eher abziehen, als bis ich alle Kranken und Verwundeten in Bewegung gesetzt hatte: ich durfte sie doch nicht der Wut der Russen überlassen". — „Ich glaube, Sire, Sie hätten besser getan, die Kranken und Verwundeten in Moskau zu lassen: die Russen hätten denselben nichts zu leide getan; jetzt sind Kranke und Verwundete aus Mangel an Hülfeleistungen dem Tode auf den Landstraßen ausgesetzt". — Napoleon gab mir nicht recht, aber mir kam es so vor, als ob seine Gesichtszüge eine gewisse innere Unruhe verrieten. Wir brachen wieder auf. Am Abend kamen wir nach Kramo-Pachra. Die Gegend machte keinen angenehmen Eindruck, die Bewohner den denkbar schlechtesten. „Ich möchte hier“, bemerkte der Kaiser mir, „keinen einzigen Mann zurücklassen, man muß die Pferde, die Gepäckwagen, die Equipagen alles, alles nehmen, um sie fortzutransportieren. Rufen Sie mir einen Sekretär, Rapp". Der Sekretär stellte sich ein; er mußte an Mortier schreiben, was mir Napoleon soeben gesagt hatte". —

So weit der Auszug aus den „Memoiren" Rapp's.

Der Befehl des Kaisers an Mortier, der mir zur Verfügung steht, möge diejenigen, welche so laut über die Gleichgültigkeit Napoleons seinen Truppen gegenüber zu deklamieren lieben eines Besseren belehren; er lautet:

„An den Generalstab. Teilen Sie dem Herzog von Treviso mit, daß, sowie er mit Moskau fertig ist, d. h. also am 23., er sich um drei Uhr morgens in Bewegung setzen soll; er wird am 24. in Kubenskoe eintreffen: von dort aus soll er, anstatt sich nach Mojaisk zu wenden, nach Vereia marschieren, wohin er am 25. gelangen wird. Er wird auf diese Art als Vermittler dienen zwischen Mojaisk, wo der Herzog von Abrantes ist und Borowst, wo die Armee dann sein wird. Es empfiehlt sich, daß er Offiziere nach Fominskoe schickt, um uns über seine Marsche zu benachrichtigen. Er wird dem Adjutanten Bourmont, die Bayern

und die Spanier bei sich haben; die Westfalen soll er alle vereinigen und sie nach Mojaist schicken; wenn sie nummerisch nicht stark genug sind, so soll er sie auf ihrem Marsch von Kavallerie-Abteilungen decken lassen. Der Herzog von Treviso wird den Herzog von Abrantes von allem in Kenntniß setzen, was sich auf die Räumung von Mostau bezieht. Es ist notwendig, daß er uns Morgen, am 22. schreibt, aber nicht mehr die Straßen von Desna, sondern die von Karapowo und Joinskoe benutzt; am 23. wird er uns unter Benützung der Straßen von Mojaist schreiben. Der Courier wird, die Straße von Robinskoe verlassend, sich nach Jominskoe wenden. Gleichviel ob der Herzog von Treviso seine Operationen Morgen am 22. um drei Uhr morgens ausführt, oder ob er sie am 23. unternimmt; er hat die nämlichen Dispositionen zu treffen. Der Herzog von Treviso kann auf diese Weise als Führer der Nachhut der Armee angesehen werden. Ich empfehle ihm dringend, die Wagen der jungen Garde, die der Kavallerie zu Fuß und alle diejenigen, welche man vorfindet, für die noch in den Hospitälern befindlichen Leute zu verwenden: die Römer teilten Bürgerkronen aus an die, welche Mitbürger retteten; der Herzog wird so viel Bürgerkronen verdienen, als er Soldaten rettet. Er soll die Leute auf seine und auf die Pferde seines Gefolges setzen. Das hat der Kaiser bei der Belagerung von Saint Jean d'Acree getan. Der Herzog soll unbedingt zu dieser Maßnahme greifen, weil, sowie der Verwundeten = Convoi bei der Armee eingetroffen ist, man ihm Pferde und Wagen, welche unbrauchbar geworden sind, ersetzen wird. Der Kaiser hofft, daß er die Genugthuung haben wird, dem Herzog von Treviso für die Erhaltung von fünfhundert Mann zu danken: selbstverständlich muß er mit den Offizieren anfangen, dann die Unteroffiziere folgen lassen, den Franzosen aber den Vorzug vor den anderen geben. Er soll alle unter seinem Befehl stehenden Offiziere um sich versammeln, um ihnen die Wichtigkeit dieser Maßregeln einzuschärfen, ihnen vorstellen,

wie verdient sie sich um den Kaiser machen werden, wenn sie ihm fünfhundert Mann retten". —

Wir arbeiteten im Garten, wir plauderten über Naturgeschichte, über Medizin, über Krieg und Politik, namentlich aber über alles, was sich der Erinnerung des Kaisers aufdrängte. War von irgend einem Umstande die Rede, welcher ihm die Kaiserin oder seinen Sohn ins Gedächtnis zurückrief, so beschäftigte er sich zunächst mit nichts weiter und brach in Klagen aus über die Fügungen des Schicksals. Inbezug auf seinen Sohn meinte er, derselbe führe seinen Namen, werde auch seinen Mut haben und sich nicht enterben lassen. Dann plötzlich war er wieder bei Marie-Louise, deren Güte, deren Sanftmut, deren immer gleiche Zärtlichkeit für ihn, er rühmte: er habe die gleichen Empfindungen für sie gehabt — diese Zuneigung wäre vielleicht Schuld an seinem Verderben. Hätte er sie weniger geliebt, so hätte er den verhängnisvollen Brief nicht geschrieben, welcher den Verbündeten in die Hände fiel; er wäre möglicherweise der Sieger geblieben und Frankreich wäre gerettet gewesen. Das Schicksal habe anders entschieden, er habe abgedankt, die Kaiserin wäre nach Wien gegangen, das Unglück wäre nicht ohne Einfluß auf das Befinden der Kaiserin geblieben. Die Aerzte rieten ihr den Gebrauch der Bäder von Aix in Savoyen. Dorthin verfügte sie sich. F. . . war ihr beigegeben. Marie-Louise war außerdem begleitet von Madame de Brignolles, von Corvisart, von Isaben, auch Talma war erschienen: deutete das etwa auf eine Verschwörung hin, die den österreichischen Thron in Gefahr bringen könnte? Es mußte alles geschehen, um den Anschlag zu vereiteln. F. . . schrieb, bat und flehte: von der Zivilbehörde verlangte er Spione, von der Militärbehörde Gensdarmen: die Kaiserin tat keinen Schritt, der ihn nicht mit Angst erfüllt hätte; sie lebte dabei außerordentlich einfach, erschien auf der Promenade inmitten der Badegäste, suchte die Aussichtspunkte auf, kletterte die An-

höhen hinauf mit der ihr eigenen Gewandtheit. Aber sie hörte auch Lieder, welche unsere Laten besangen. sie schätzte ihren Gemahl hoch, sie liebte ihren Sohn bis zur Vergötterung. F. und der Herzog von G. konnten nicht mehr schlafen! Ein Umstand trat hinzu, um ihre Befürchtungen zu steigern: Marie-Louise hatte einige unserer Soldaten empfangen: wollte sie Frankreich erobern? Nun eilte Lacronier herbei. Er hatte Truppen zur Verfügung, er wollte Saint-Jeoire sperren. Neipperg aber wurde darüber unangenehm und drohte. So wurde es nichts mit der Gensdarmarie und F. blieb eine Beute seiner Angst. Er war untröstlich darüber, daß Marie-Louise ihr Herz den Interessen Napoleons bewahrt hatte; hinzu kam, daß die Abreise der Kaiserin, welche auf den 1. September festgesetzt war, nicht stattfand. Neue schwere Bedenken stiegen in F. auf, überall mitterte er Verrat. Es war klar, Elba hatte die Finger im Spiel; Spione, Depeschen jagten einander — und was war das Ende? Nichts“.

Während Napoleon noch sprach, bemerkte er Sir Thomas Keade.

„Der da“, rief er sich unterbrechend, „erfreut sich ewiger Jugend. Er spottet der Last der Jahre“.

„Er spottet über vieles andere, Sire“.

„Was meinen Sie?“

„Thomas Keade war doch ehemals einer der Agenten Ihrer Militär-Polizei. Er war im Lager von Brest. Seine Vorgesetzten hielten ihn für den dümmsten und schlechtesten der „vereinten Irländer“; er wurde durch ministerielle Entscheidung unter dem 25. Pluviose des Jahres XIII aus dem Korps ausgestoßen“.

„Er? Das ist unmöglich, er hätte doch das Vertrauen Bathurst's nicht gewonnen, alles beugt sich hier vor ihm. Er ist die entscheidende Instanz, er unterdrückt die Bewohner, er überwacht Hudson. Sie irren sich“.

„Ich sage nichts als das, was ich beweisen kann“.

„Haben Sie etwas geschriebenes?“

„Von der Hand selbst, welche Mac Sheedy bedrohte, dem O'Conor Platz zu machen“.

Ich machte mich eilig davon, um das Schriftstück zu holen und las:

„Landernau, den 12. Ventöse des Jahres XIII.
 Thomas Reade, Leutenant in der irischen Legion, an den General-en-chef. Mein General! Die große Liebe zu meinem Lande und die Anstrengungen, welche ich mit meinen Brüdern „den vereinten Irländern“ machte, um meinen unglücklichen Landsleuten Linderung zu schaffen, haben mir den Haß und die Verfolgung der englischen Regierung zugezogen. Ich war aus dem Grunde genöthigt, nach Frankreich zu fliehen, in welchem ich meine zweite Heimat fand. Ich war gezwungen, alles im Stich zu lassen, was mir teuer war, darunter ein Einkommen von zehntausend Livres jährlich. Seit ich in Frankreich bin, habe ich wie allseitig anerkannt ist, große Summen verausgabt, um die Absichten des gemeinsamen Feindes zu vereiteln. Durch die Reisen, welche ich auf meine Kosten machte, bin ich in die Lage gekommen, das Ministerium des Auswärtigen von der Expedition des Herzogs von York gegen Holland drei Wochen vor Landung derselben zu benachrichtigen. Seine Excellenz der Marschall Berthier, der von meinen Schritten unterrichtet war, hat mir durch die Generäle Harty und Dalton seinen Dank aussprechen lassen und mich zum Leutenant in der irischen Legion ernannt, sonst hätte ich noch weitere Schritte getan, um den Engländern Schaden zuzufügen. Als Dank für alles, was ich getan und gelitten hatte und für meine gute Führung in der Legion bin ich jetzt entlassen und in Ungnade gefallen. Mein Ruf, meine Ehre sind von einer verräterischen und unsichtbaren Hand angegriffen worden: ich könnte ohne Ihren Beistand den Todesstoß nicht parieren. Beigefügt ist eine Bescheinigung der Offiziere der Legion und eine solche des Herrn Murphy, Kapitän's z. See, um das zu bewahrheiten, was ich die Ehre hatte, Ihnen zu unter-

breiten, um Sie zu bewegen, einem der „vereinten Ir-
länder“, der es gewiß nicht verdient, in Frankreich schlecht
behandelt zu werden, Gerechtigkeit widerfahren zu lassen.
Ich verlange, daß man mich anhört, ich verlange Ge-
rechtigkeit und sicherlich wird der Held, der vom Schicksal
ausersehen ist, Irland unabhängig zu machen, nicht zugeben,
daß bößwillige Menschen, die kein Vaterland haben, eins
seiner Kinder in den Not treten, ohne das Recht des
Letzteren, sich Gehör zu verschaffen. Ich habe die Ehre,
Monseigneur, u. s. w. Thomas Keade“. —

„Das Schriftstück ist allerdings entscheidend“, be-
merkte Napoleon, „es ist nichts dagegen einzuwenden.
Bathurst hat Takt, er wählt seine Leute mit Geschick.
Aber welche gute Handlung hat denn dem Keade diese
ehrenvolle Auszeichnung eingetragen? Doktor, durchblättern
Sie Ihre Akten weiter“.

„Sire, in meinem Gedächtnis befinden sich diese Akten-
stücke. Ich habe so viel hören müssen von den Ränken
dieser geflüchteten, daß mir die Ohren klingen. Mac Sheedy
war ganz voll von der kleinen Suez-Expedition; er hatte
die Engländer ins Meer geworfen, einen Ehrensäbel und
unumschränkte Lobeserhebungen von Kleber erhalten.
Dieser, welcher den General Hoche nicht leiden konnte
und auch einen gewissen Widerwillen gegen den früheren
Adjutanten des Generals hatte, mußte doch dessen Mut
schließlich Gerechtigkeit widerfahren lassen. Mac Sheedy
trat in die Armee und wurde beauftragt, das Korps der
„vereinten Irländer“ zu organisieren. Er hatte bemerkt,
daß die Expedition Humbert's besonders deshalb gescheitert
war, weil die Mittel nicht zur Hand waren, um die Hülf-
quellen auszunutzen, welche die Insurrektion bot. Er wollte
aus seiner Truppe eine Instruktionsschule, eine Pepiniäre
für Offiziere machen. Sein Plan verlangte Geschick und
viel Arbeit, darin aber taten sich seine Rekruten grade
nicht hervor; er griff zu strengen Maßregeln: man wider-
setzte sich, es kam täglich zu den abscheulichsten Ausritten,

sie forderten die Eidesleistung der Truppen: daraus entstand neue Unruhe. Man klagte sich gegenseitig an, jeder wollte Beweise seines Eifers geben, indem er den Nachbar verdächtigte. Read leistete den Schwur der Bündnistreue unter Demonstrationen, die seine Treue bewiesen. Aber er war seiner schlechten Aufführung wegen denunziert. Die Verhandlungen auf der Mairie von Carhex enthielten viele ihn belastende Momente, seine Entlassung wurde beschlossen“. —

„Seine Antecedentien gaben ihm ein Unrecht“, rief Napoleon, „auf das Wollwollen Bathurst's. Er war durchaus würdig, mit dem Calabresen*) hier associiert zu werden“.

„Sie urteilen zu schmeichelhaft, Sire, seine Verordnungen sind doch nur mittelmäßig, die Strophen Sir Hudsons aber reizend“.

„Wie? Ich verstehe nicht“.

„Ja, Sire, der Gouverneur kann sich mit seinen lateinischen und französischen Versen sehen lassen. Er ist der Tyräus des Col de Tenda. Sie werden sehen. Sie hatten, Sire, der britischen Voraussicht ein Schnippchen geschlagen, hatten Malta, Alexandrien genommen, Sie bedrohten die Kontore am roten Meer, England fürchtete für seinen Handel, es armierte Gibraltar, Bombay und Kalkutta; Admiral Blancket war unterwegs um die Araber zu insurgieren. Trotz all dieser Vorbereitungen aber trat keine Aenderung ein. England war sich klar geworden, daß es die Welt in Brand stecken mußte, um Ihre Erbsfolge aufzuhalten. Es bettelte um den Krieg in Europa, Ihr Name aber machte überall den Mutigen erstaunen. England kam auf den Gedanken, Sie für tot auszugeben. Lowe brachte die Nachricht in Verse, die er in Italien verbreitete. Sie lauteten:

*) Sir Hudson.

„Bonaparte hat in Alexandrien
 Sein verhängnisvolles Dasein eingebüßt
 Zittert Franzosen, zittert!
 Ihr werdet guillotiniert werden“.

„Ist das alles“, frug lachend Napoleon.

„Nein Sire, hier kommt noch etwas besseres:

„Anglorum rursus virtutem sentit; fur, cave!
 Jam enim furum dux Bonapars cecidit“.

„Die poetische Fassung“, bemerkte Napoleon, „ist anerkennenswert; wissen Sie auch sonst etwas von seinen Leistungen?“

„Sehr wenig, Sire. Diese Art Dinge liegen außerhalb von dem, was mich interessierte. Da ich aber in Florenz ziemlich viel Verkehr und in sehr vielen Familien als Arzt Zutritt hatte, so sammelte ich doch eine Menge wertvoller Einzelheiten. Der eine sprach mir von der Absicht, die der König von Sardinien gehabt hätte, die Franzosen zum Außersten zu bringen und sich dadurch eine Märtyrerkrone zu verdienen; der andere setzte mir die Pläne und Hoffnungen auseinander, welche das Ministerium in bezug auf die Freischärler hegte; die Armee, welche Brune*) kommandierte, sollte der Vernichtung nahe sein; jeder Fürst sollte, so wurde gesagt, so tun, als ob in seinem Staate eine Insurrektion ausgebrochen wäre, Befürchtungen vorzuschützen und Hilfe nachsuchen. Waren Frankreichs Kräfte einmal zerstückelt, so marschierte Oesterreich, das Volk lief zu den Waffen, der letzte französische Soldat sollte niedergemacht werden. Man hatte sich Waffen verschafft, hatte Leute und Munition zur Verfügung, aber eine Dame vom Hofe hatte Bedenken und teilte sie ihrem Beichtvater mit. Dieser verriet das Ministerium, machte dem General Brune Mitteilung und der Schlag ging fehl. Auf demselben Wege

*) Man sehe Désiré Lacroix: „Die Marschälle Napoleons“, Leipzig, Schmidt & Günther, Seite 97 zc.

erfuhr ich, von den Umtrieben in Ligurien. Beccalozzi wollte sich von der Aristokratie kaufen lassen, Lahoz verfolgte seine eigenen Anschauungen, Feneroli seine Chimären. Ein jeder schmiedete Ränke und gab sich allerhand schlechten Hoffnungen hin. Sommariva stand im Einvernehmen mit Lucca, Porro suchte die Mißvergnügten in Genua zu Taten zu drängen, Zorti die von Oneille, niemand konnte für sein Leben einstehen, es wurde von nichts gesprochen, als von Krieg und Eroberung. Die Anwesenheit der französischen Truppen aber gestattete dem Ehrgeiz nicht, sich emporzuschwingen. Mord, Aufruhr und Unglücksfälle standen auf der Tagesordnung. Wir wurden aus vom Col di Tenda zurückgeworfen, hatten einige Schlappen erlitten, es handelte sich darum, den Süden zu Mord und Revolte aufzureizen: England schickte seinen Lome. Wie ein Räuber schlüpfte er in die Berge, welche unsere Truppen besetzt hielten; veranlaßte einige Attentate und machte sich eiligst davon, so wie er von Ihren Erfolgen hörte“.

17. Dezember.

Die Gesundheit des Kaisers war seit länger als einem Monat ziemlich zufriedenstellend. Die Kräfte waren zurückgekehrt, die Verdauung hatte sich wesentlich gebessert — als plötzlich das Uebel mit erneuter Heftigkeit ausbrach. Es stellte sich ein heftiges Leibschneiden ein, die Schmerzen in der Leber wurden unerträglich; ich verordnete Bäder, einfache und auflösende Lavements, Reibungen des Unterleibes und Rizinusöl.

18. Dezember.

Die Leibschmerzen haben wohl etwas nachgelassen, sind aber immer noch vorhanden und rauben dem Kranken die Ruhe. Bei Tagesanbruch stellte sich ein trockener Husten ein. Ich verordnete schmerzstillende Mittel und Bäder.

19. Dezember.

Gestern, am Schluß des Tages, war der Kranke ziemlich ruhig; allein die Leibschmerzen stellten sich in der Nacht, wenn auch nicht so heftig, wie zuvor, wieder ein, die Schmerzen in der Leber sind beinahe verschwunden.

20. Dezember.

Der Kaiser befindet sich im allgemeinen etwas besser. Er nahm bei Einbruch der Nacht ein Bad.

21. Dezember.

Antommarchi wird verhaftet. — Beschwerdebrief Antommarchi's an den Gouverneur. — Brief an Lord Hamilton. — Unsere Gartenarbeiten. — Der verdächtige Reiter. — Napoleons Urtheil über: Angereau, Foubert, Massena. — Beschwerdebrief Massena's. — Laharpe. — Muiron. — Die sechs Feldzüge in Italien. — Der Feldzug in Aegypten und Syrien. — Der Feldzug der Reserve-Armee. — Napoleon und die Ameisen. — Napoleon über die Fürsten und ihre Rechte. — Brief Antommarchi's nach Rom über eine neue bedenkliche Erkrankung Napoleons.

Der Kaiser befindet sich bedeutend besser als gestern, er machte eine kleine Promenade und nahm nach derselben ein Bad.

Ich betrat gerade sein Zimmer, von einem kleinen Ausflug zurückkehrend, als er das Bad verlassen hatte.

„Ich glaubte“, sagte er mir, „Sie hätten die englischen Aerzte traktiert; haben die Herren sich pünktlich eingefunden?“

„Nein, Sire. Sie hatten zwar die Einladung angenommen, haben aber plötzlich abgelehnt: ich weiß nicht, ob die Hand, die sie zurück hielt, dieselbe ist, die mich soeben festnehmen ließ“.

„Festnehmen?“

„Ja, Sire; ich schritt gerade in voller Ruhe auf meine Hütte zu, als der Posten mir weiter zu gehen ver-

bot. Ich wurde auf die Wache geführt und dadurch habe ich mich verspätet'.

Der Kaiser brach die Unterhaltung ab. Ich verspürte auch keine Lust etwas zu sagen und zog mich zurück.

Ich wurde den folgenden Tagen wiederum angehalten und belästigt. Napoleon wollte nicht, daß ich mir das gefallen ließe und sagte voller Zorn:

„Schreiben Sie an diesen Calabresen, schildern Sie ihm den ganzen Abscheu, den seine gemeine Bosheit Ihnen einflößt: daß Sie sich zurückziehen würden, wenn das so weiter ginge. Ich will nicht, daß man Ihnen die freie Luft ver sagt, daß man Sie unter meinen Augen sterben läßt“.

Mein Brief war bald abgefaßt, er lautete:

Longwood, 22. Dezember 1819. Excellenz! Verzeihen Sie, wenn ich mir die Freiheit nehme, Sie zu stören. Ich wollte Sie von Ereignissen in Kenntnis setzen, die mir zugestoßen sind. Gestern Abend gegen sieben Uhr, bei der Rückkehr von meiner Promenade, wurde ich von der Schildwache, welche neben dem Gartengitter aufgestellt ist, arretiert. Während einer halben Stunde war ich verhindert, in meine Behausung zurückzukehren, welche doch nur etwa fünf und zwanzig Toisen weit entfernt liegt; ich erlangte meine Freiheit erst durch den Sergeanten der Wache von Longwood, dem ich, da der diensthabende Kapitän nicht zugegen war, unterrichten ließ. Schon am Abend des 19., als ich von meinem gewohnten Spaziergang zurückkehrte, war ich von einer Schildwache an derselben Stelle angehalten worden. Der Mann, der nicht so streng verfuhr als der, von welchem ich eben sprach, gestattete mir nach einigen Fragen den freien Eintritt in mein Haus. Während meines erst dreimonatlichen Aufenthaltes auf dieser Insel bin ich also dreimal arretiert worden! Mir scheint, daß dieses Vorgehen im vollkommensten Widerspruch steht zu den Versicherungen des Wohlwollens, welche Eure Excellenz mir wiederholt zu geben die Güte hatten.

Dieses Vorgehen ist ohne Zweifel der Regierung von St. Helena vorgeschrieben, allein ich erlaube mir zu bemerken, daß es sich doch nicht in diesem Falle um einen Verbrecher handelt. Ich bin in meiner Behausung wie in einem Kloster eingesperrt und wenn ich nicht von einem Ihrer Untergebenen begleitet bin, kann ich niemanden sehen, niemanden sprechen außerhalb der Grenzen, welche Sie selbst gezogen haben. Außerdem ist es auffallend, daß meine Berufsgenossen, welche mir privatim aufs Freundlichste begegnen, mich öffentlich meiden. Die Lage, in welcher ich mich befinde, ist also eine überaus peinliche, eine schwer zu ertragende. Ich kann Curer Excellenz nicht verschweigen, daß ich, wären die Beweggründe nicht, die mich hierher geführt haben, hätte meine Behandlung des Kranken nicht Erfolge gehabt, ich mich längst dahin entschieden hätte, um Rückkehr in meine Heimat zu bitten. Ich möchte Sie wenigstens ersuchen, die Umstände in Berücksichtigung zu ziehen, die hier obwalten: die Hitze der Saison, die Macht der fast senkrecht fallenden Sonnenstrahlen, deren Einfluß ohne Zweifel Curer Excellenz bekannt ist. Ich möchte bitten, des ungesunden Klimas, in welchem wir leben, zu gedenken und mir die Unannehmlichkeit zu ersparen, daß ich während der Stunden, welche in dieser Jahreszeit die einzigen zu Spaziergängen geeigneten sind, unter Haftbefehl stehe. Schon zweimal bin ich in Folge der klimatischen Verhältnisse von heftigen Koliken befallen worden, welche mich tagelang ans Bett gefesselt haben. Ich wage es, Cure Excellenz zu bitten, anständigen Leuten, Leuten, auf denen nicht der Schatten des geringsten Vorgehens ruht, einige Freiheit der Bewegung, so weit überhaupt diese Insel dieselben möglichst macht, zu gewähren. Nochmals bitte ich, Herr Gouverneur, um Entschuldigung, Sie belästigt zu haben. Allein ich glaubte, Sie von dem ärgerlichen Zustande, in welchem ich mich inbezug auf meine beruflichen Verpflichtungen befinde, unterrichten zu sollen. Ich habe die Ehre zc. F. Antommarchi“.

„Gut“, sagte der Kaiser, als ich ihm den Brief vorgelesen hatte, „schreiben Sie auch an Hamilton; dieser Minister hat Ihren Arbeiten Beifall gezollt, er interessiert sich für Sie, er wird nicht dulden, daß dieser Hentke hier Ihnen versagt, ein wenig freie Luft zu atmen — unter Bäumen ohne Blätter“.

Ich befolgte den Rat des Kaisers und schrieb:

„Longwood am 23. Dezember 1819. Mein Herr, es sind drei Monate her, seit ich, wie ich Ihnen in einem früheren Briefe mitzuteilen die Ehre hatte, auf dieser Insel angelangt bin. Gestatten Sie mir, daß ich aus den Beweisen von Wohlwollen, welche sie mir gaben den Vorteil ziehe, Sie von meiner Lage zu unterrichten. Ich beginne damit, Ihnen in aller Offenheit zu bekennen, daß ich nicht begreifen kann, weshalb man meine hiesige Stellung so auffaßt, als wäre es die eines Mönches, eines Anachoreten oder eines Sklaven: meine Gewohnheiten machen mich völlig ungeeignet, Pflichten zu entsprechen, welche eine solche Auffassung mit sich bringen würde. Ich befinde mich mitten im Ozean auf einer sozusagen unbewohnbaren Insel, jeder Art von Freiheit beraubt. Schlimmer könnte es nicht sein. Die Natur hat dieser Insel einen düsteren Stempel, den Stempel ihres Fluches aufgedrückt. Die Bewohner meiden es, in die Nähe von Longwood zu kommen, als befürchteten sie, sich der Hölle zu nähern. Dieser Schrecken hat in ihnen jedes andere Gefühl ausgelöscht. Meine Berufsgenossen teilen dieses allgemeine Grauen: man möchte sagen, sie zitterten bei meinem Anblicke, so daß ich für die Höflichkeiten, die ich ihnen erweise, einer abweisenden Stimmung begegne. Dabei fühle ich mich nicht berechtigt, sie zu tadeln, weil sie sich mir nicht nähern, mir nicht ein einziges Wort sagen könnten, ohne daß die lokale Obrigkeit sogleich unterrichtet würde. Die fortifikatorischen Anlagen beginnen unmittelbar vor unseren Wohnungen; Telegraphen, die mit großer Sorgfalt angelegt sind, können durch ihre

Signale sofort alles bekannt machen, was in Longwood passiert. Will ich ein wenig über die unserer freien Bewegung gezogenen Grenzen hinaus, so muß ich mir die Begleitung eines Agenten des Gouverneurs gefallen lassen; dieser ist beauftragt, über alles zu berichten, was ich sagen oder tun könnte, sodaß ich es natürlicherweise vorziehe, mich auf gar keine Unterhaltung einzulassen. Das ist noch nicht alles: abends nach einhalb sieben Uhr darf ich nicht mehr ausgehen, nicht einmal in den Garten, der dicht bei meiner Behausung liegt. Das Schlimmste aber ist, daß die Bewohner von Longwood, welche nach der angegebenen Zeit noch außerhalb sind, nicht nach Hause können — wie mir das schon dreimal passiert ist. Hat man je von einer Maßregel gehört, welche absurder und tyrannischer wäre? Namentlich in einem Klima, wie dem hiesigen. Von einhalb sieben Uhr abends an ist Longwood in einem Umkreise von etwa dreißig Toisen von einem dichten Kordon von Schildwachen umgeben, welche Befehl haben, niemanden ein oder aus zu lassen und jeden zu arretieren, der ihnen in den Wurf kommt. Um neun Uhr wird dieser Kordon von Schildwachen noch enger gezogen: die Soldaten stehen so dicht vor den Wohnhäusern, daß es mir unmöglich ist, aus meinen Räumen in die Apotheke oder zum Grafen Bertrand zu gelangen ohne einem Kolbenstoß ausgesetzt zu sein, wenn ich nicht in passender Form auf das „qui vive“ antworte, das man mir in einer mir noch unbekanntem Sprache entgegenschreit. Am Abend oder während der Nacht, wenn mich meine Berufspflichten zum Kaiser rufen, bin ich genötigt, da die Bestimmungen für Longwood mir nicht erlauben, die kaiserlichen Gemächer zu durchschreiten, ich weiß nicht, wie viele Schildwachen zu passieren, die mich ausforschen, mich beargwohnen und mich nicht aus den Augen lassen, ehe ich nicht an meinem Bestimmungsort angelangt bin. Dies ist ein wahrheitgetreuer Bericht über die abscheuliche Lage, in welcher ich mich befinde: wenn es Ihrer gütigen Vermittelung bei Lord Bathurst nicht

gelingen sollte, mir mehr Freiheit zu verschaffen, sodaß ich einige wissenschaftliche Forschungen auf diesem traurigen Felsen anstellen könnte, so weiß ich nicht, ob ich imstande sein werde, für diese Gewalttätigkeiten fernerhin noch den nötigen Gleichmut aufzubieten. Ich habe ein volles Vertrauen in Ihren mächtigen Schutz und wage zu hoffen, daß Ihre edelmütigen Bemühungen es dahin bringen werden, meinen Aufenthalt hier weniger traurig, weniger peinlich zu machen. Genehmigen Sie zc. F. Antommarchi.

Seine Excellenz schien sich wenig um meine Klagen zu kümmern: aber dem Eingreifen des Ministers verdankte ich später eine freiere Bewegung; hernach kam auch Sir Hudson mit einigen teilnahmsvollen Redensarten und guten Ratschlägen: da war namentlich die Bezeichnung „Kaiser Napoleon“, die ihn störte und an dem Vergnügen verhinderte, mit mir in nähere Beziehung zu treten: nun aber war ich es, der nicht hörte. —

Wir waren dabei, im Garten ein Bassin auszugraben; der Kaiser hatte dazu sehr weite Beinkleider und einen bengalischen Strohhut mit auffallend breiter Krempe auf dem Haupt*), dazu die Füße in Sandalen stecken. Mitten in unserer Arbeit hörten wir eines Tages lautes Gelächter: die chinesischen Gartenarbeiter, welche vom Kaiser verwendet wurden, stimmten es an.

„Was mögen Sie nur haben“, frug er? „Ist es mein Kostüm, das Ihnen soviel Spaß macht?“

„Wahrscheinlich, Sire . . . sie wundern sich, daß Sie wie ein Arbeiter angezogen sind“.

Wir hatten uns den Chinesen genähert, die wieder eifrig arbeiteten und sich weiteres Lachen verhielten; allein es brach doch wieder aus.

*) Anmerkung des Uebersetzers. Es existiert eine Lithographie von Horace Vernet, welche den Kaiser in diesem Kostüm darstellt (A. Doyot: „Napoleon I in Wort und Bild“, S. 361. Schmidt und Günther, Leipzig.)

„Was haben sie nur? Was mögen sie sagen? Es ist unzweifelhaft mein Kostüm; allein so lächerlich es ihnen vorkommt: es ist doch praktisch; ich werde einem jedem von ihnen einen ähnlichen Strohhut, wie der meinige ist, schenken“.

Mit diesen Worten verließ uns Napoleon, um bald darauf zu Pferde, gefolgt von einem Piqueur, wieder zu erscheinen. Er ritt zunächst hin und her und setzte sich dann in Galopp auf dem Wege nach Dead Wood zu. Als er den höchsten Punkt des Weges erreicht hatte, hielt er an, betrachtete die Gegend rings um durch sein Feldglas und kehrte in derselben schnellen Gangart wieder zurück.

Dieser plötzliche Spazierritt des Kaisers wurde in Plantation-House zu einem unerhörten Ereignis aufgebauscht. Man hatte einen Reiter in chinesischem Kostüm bemerkt — wo kam er her? Wohin wollte er? Der Gouverneur verlor die Fassung. Der Kaiser, der von diesen Beängstigungen hörte, beschloß, sie noch zu steigern und steckte Bignali in ein ähnliches Kostüm, wie er es angehabt hatte, setzte den Abbé zu Pferde, gab ihm sein Feldglas und seinen Piqueur und die Mahnung mit auf den Weg, schnell zu reiten und sich dabei viel umzusehen. Bignali setzte sich demgemäß in Bewegung, er wurde auch gleich entdeckt, die Signalstationen kamen in Tätigkeit, die ganze Insel in Bewegung. Hudson, Gorrequer, Reade wurden allarmiert und eilten nach Longwood: es konnte sich nach ihrer Meinung nur um eine Verschwörung, eine Entführung handeln. Als dann Bignali in seiner Verkleidung erkannt wurde, war die Situation für die Herren etwas peinlich. Der Gouverneur sprach mit mir, um seinem Zorn einigermaßen Luft zu machen, er wettete und schimpfte. Als ich ihm in aller Ruhe antwortete, glättete sich die krause Stirn wieder und nur halblaut stieß er das Wort „Usurpator“ mit verächtlicher Betonung aus.

„Ein Usurpator“, wiederholte ich, „Gure Excellenz

haben Recht: bei Toulon usurpierte er den Sieg, desgleichen bei Montenotte, bei Lodi, am Tagliamento; er usurpierte die allgemeine Bewunderung durch die schnelle Folge seiner Triumphe, er usurpierte sie, indem er unter den Mauern von Pavia Rache übte für den Franz I widerfahrenen Schimpf; er usurpierte unsere Bewunderung durch den berühmten Rückzug von Mantua, indem er seinen Artilleriepark darangab, um an anderer Stelle zu siegen; er usurpierte unser Erstaunen, als er, sich selbst überlassen, ohne Flotte, ohne Transportmittel mitten in der Wüste den Krieg führte, als er mitten im Kriegsgewühl Zeit und Stütze fand, den Künsten und Wissenschaften förderlich zu sein . . .“

Ich wollte noch fortfahren, allein die Excellenz wollte mich nicht länger anhören und entfernte sich.

Als ich wieder bei unseren Chinesen eingetroffen war frug mich der Kaiser, was Hudson gesagt habe und fügte hinzu:

„Der Kalabrese fürchtet gewiß, daß mir eines Tages Flügel wachsen und ich meinem Sarge ent schlüpfen könnte.“

„Ich habe ihm erzählt, wie Sie Siege und die allgemeine Bewunderung zugleich usurpiert hätten; meine Skizze erregte sein Mißfallen und er hat mich stehen lassen“.

Napoleon lachte, bedauerte den Gouverneur und meinte, es wäre zu viel für einen Tag. Er kam dann allmählich auf die Ereignisse jener Zeitepoche zu sprechen, von der ich Hudson Lowe hatte unterhalten wollen. Er sprach von seinen damaligen Unterbefehlshabern.

„Mugereau,“ sagte er, „hatte Geschick und Mut; die Soldaten liebten ihn; er hatte auch Glück in seinen Unternehmungen. Foubert besaß kriegerisches Genie; Massena eine Kühnheit, einen Scharfblick, wie ich sie nur bei ihm gefunden habe; aber er war ruhmgerig und konnte es nicht vertragen, wenn ihm das Lob, welches er verdient zu haben glaubte, vorenthalten wurde. Die offiziellen Be-

richte wurden ja in aller Eile abgefaßt, bestimmt der Neugier Müßiger zu begegnen und wiesen nicht immer jedem das verdiente Maß der Auszeichnung zu. Massena fand z. B., daß die Dienste, welche er vor Mantua geleistet hatte, nicht genügend anerkannt waren. Er beschwerte sich bei mir und schrieb: „Ich habe Ihren Bericht über die Schlacht bei Saint Georges und den Kampf bei Cerea gelesen. Zu meinem nicht geringen Erstaunen habe ich bemerkt, daß Sie einigen Generälen Lob spenden, die weit entfernt, zu den Erfolgen beigetragen zu haben, eine Abtheilung meiner Division, welche bestimmt war, La Favorite anzugreifen, beinah hätten vernichten lassen. Sie sagen kein Wort weder über mich noch über Rampon. Ich habe mich auch über Ihre Berichte, betreffend Lonado und Roveredo zu beschweren; in denselben lassen Sie mir die Gerechtigkeit, die ich verdiene, nicht widerfahren. Dieses Vergessen schmerzt mich tief, und entmutigt mich. Ich erinnere, da man mich dazu zwingt daran, daß der Erfolg der Schlacht von Saint Georges meiner Disposition zuzuschreiben ist: meiner Tätigkeit, meiner Kaltblütigkeit und meiner Umsicht. — Infolge eines Fehlers, den der General Sahuguet beging, der Favorite, wie Sie befahlen, nicht angriff, hatte sich der Feind in großen Massen zwischen Saint Georges und La Favorite geschoben; hätte ich dem wackeren General Rampon nicht befohlen, sich nach meinem rechten Flügel zu ziehen und den Feind anzugreifen, so war meine Division umgegangen, die Schlacht verloren! Die tapfere 32. Halbbrigade hatte vier Stunden lang einen harten Stand — Sie sagen nichts weder von mir noch von Rampon, die wir die Hauptsache an diesem denkwürdigen Tage getan haben. Chabran war unausgesetzt an der Spitze der Grenadiere: Marmont und Leclerc trafen erst ein als wir in voller Arbeit waren. Sicherlich habe ich mich des Verhaltens derselben nur zu rühmen, allein es darf darum das nicht vergessen werden, was man Chatran schuldet, der ein ebenso tapferer wie ein sichtsvoller Mann ist — für ihn habe ich bei Ihnen seit

lange vergeblich die Beförderung zum Brigade-General verlangt.

Meine gewohnte Offenheit und Loyalität diktierten mir in die Feder, was ich Ihnen hier sagte; indem ich Ihnen gegenüber mein Herz ausschütete, schmeichle ich mir mit der Hoffnung, daß Sie auch verschiedenen Offizieren meines Generalstabes werden Gerechtigkeit widerfahren lassen.“ —

Ähnlich war Laharpe: streng, unabhängig, im Schlachtgetümmel seines Lebens nicht achtend — aber eifersüchtig darauf, daß ihm sein Anteil am Siege auch zuerkannt würde. Er starb infolge eines in Kriegen so häufigen Zufalls. Er kehrte von einer Rekognoszierung zurück: die Nacht war finster und stürmisch, er antwortete nicht auf das „Halt, wer da“ eines Postens und wurde von der Kugel desselben getroffen. Er war im Kanton Bern geboren, als warmer Anhänger der neuen Ideen gezwungen worden zu fliehen, seine Besitzungen hatte man konfisziert. Ich hatte die Genugthuung, daß dieselben seinem Sohne zurückgegeben wurden. Es fehlte den Schweizern an Korn, sie wünschten es in Italien zu kaufen; ich erteilte die Erlaubnis: aber unter der Bedingung, daß die Konfiskation der Güter Laharpe's aufgehoben würde; ich beauftragte Barthélemy, der unser Gesandter in Basel war, darüber zu wachen.

Mehr Mühe hatte ich inbezug auf einen meiner Adjutanten, den tapferen Oberst Muiron, der bei Arcola fiel. Er hatte seit den ersten Tagen der Revolution in der Artillerie gedient, und sich besonders ausgezeichnet bei der Belagerung von Toulon. Sein Vater war als General-Steuerpächter verhaftet worden; der junge Muiron, bedeckt mit dem Blut seiner vor Toulon erhaltenen Wunden, stellte sich persönlich vor dem Konvent ein und rettete seinem Vater das Leben.

Am 13. Vendémiaire kommandierte er eine der Artillerie-Divisionen, welche zu den Verteidigungsstruppen des Konvent

gehörten; er blieb taub für die Verlockungen eines großen Theiles seiner Bekannten. Ich frug ihn, ob die Regierung auf ihn zählen könne. „Ja,“ erwiderte er, „ich habe geschworen, die Republik zu unterstützen, ich gehöre zur bewaffneten Macht, ich werde gehorchen, indem ich meinen Vorgesetzten gehorche; übrigens bin ich — nach meiner Art die Dinge zu sehen, ein Feind aller Revolutionäre, ebensoderer, welche die Grundsätze und Fortentwicklung nur benutzen wollen, um den Thron wieder herzustellen, und derer, welche eine grausame Regierungsform wieder einführen wollen, unter der mein Vater und meine Verwandten so schwer haben leiden müssen.“ Mairon bewehrte sich stets als ein tapferer Mann und machte sich bei jenen Ereignissen, welche die Freiheit retteten, sehr nützlich. Ich machte ihn beim Ausbruch des italienischen Feldzuges zu meinem Adjutanten; er leistete bei fast allen Vorkommnissen wesentliche Dienste. Endlich fand er den Heldentod auf dem Schlachtfelde von Arcola; er hinterließ eine Frau, welche innerhalb eines Monates ihrer Niederkunft entgegensah. Ich verlangte unter Betonung der Verdienste des Gefallenen, daß seine Schwiegermutter auf der Emigrantenliste gestrichen würde; dasselbe verlangte ich inbezug auf seinen Schwager, einen 14-jährigen jungen Mann, der sich im Auslande befand.“ —

Von den Männern, welche ihm zu seinen Siegen behilflich gewesen waren, ging der Kaiser auf die strategischen Anordnungen und die taktischen Evolutionen über, welche die Siege herbeigeführt hatten: Siege, die einzig in der Weltgeschichte dastehen! Hatte er doch innerhalb von drei Jahren den ganzen nördlichen Teil Italiens erobert; er hatte mit 30 bis 40 000 Mann allen Anstrengungen Oesterreichs die Stirn geboten und sechs Feldzüge siegreich bestanden.

Von diesen Feldzügen entwarf er der Reihe nach folgendes Bild:

I. Feldzug. Bonaparte lockte den General Beaulieu

nach Genua; griff ihn in seinen Flanken an, überflügelte die rechte und schlug Beaulieu bei Montenotte; er wendet sich dann zunächst nach Dego, dann nach Mondovi, drängt Beaulieu nach Mailand, Colli nach Turin, unterwirft den König von Sardinien, passiert die Brücke von Lodi und macht sich zum Herrn der Lombardei. Er überschritt alsdann den Mincio, fiel in das Gebiet von Mantua ein und hat in weniger als zwei Monaten seine siegreichen Banner zwischen den Bergen von Genua und denen von Tyrol aufgepflanzt. Er marschierte durch Syrien und langte an der Grenze Deutschlands an.

II. Feldzug. Die Folge dieser unerwarteten, siegreichen Ereignisse, war die, daß Wurmser genötigt war, das Elsaß zu räumen, über den Rhein zu gehen und mit 40000 Mann zum Schutze Tyrols herbeizueilen. Wurmser erschien an der Etsch mit 80000 Kombattanten; er besetzte Montebaldo, drang durch das Sabiatal vor und erschien zu gleicher Zeit in Verona und in Brescia. Diesem neuen und gefährlichen Feinde konnten wir nicht mehr als 30000 Mann entgegenstellen, denn wir mußten das festhalten, was wir erobert hatten; wir belagerten Mantua, das im Begriffe war, sich mit einer Garnison von über 8000 zu ergeben. In diesem zweiten Feldzuge zeigte sich Bonaparte seinem großen Vorbilde, Friedrich II von Preußen gegenüber, der sich in einer ähnlichen Lage befunden hatte, überlegen. Er verließ sich nicht auf die Belagerung von Mantua, wie Friedrich es in bezug auf Prag getan hatte, seine Entschlüsse, seine Operationen aber folgten mit derselben Schnelligkeit. Der Feind, beunruhigt durch überraschende Evolutionen, fand bei Tagesanbruch die französische Armee nie mehr an derselben Stelle, an welcher sie sich am Abend vorher befunden hatte. Indem Bonaparte durch seine Eilmärsche für die geringere Anzahl der ihm zur Verfügung stehenden Streitkräfte aufzukommen suchte, erschien er stets schwächeren feindlichen Abteilungen gegenüber als der stärkere. Die Schlachten von Lonato

und Castiglione waren ein glänzender Lohn für seine kühnen Bewegungen. Wurmser, trotz seiner zahlreichen Kavallerie geschlagen, zog sich wieder in die Schluchten Tyrol's zurück, indem er einen großen Teil seiner Armee in den Händen der Franzosen zurückließ. Bei all diesen Bewegungen, welche Fachleuten ein lehrreiches Studium bieten, bewies Bonaparte, daß die beste Art sich zu verteidigen oft die ist, anzugreifen und daß die Kunst der Kriegsführung hauptsächlich darin besteht, die Initiative zu ergreifen, wenn man dieselbe durch die ersten Erfolge des Feindes verloren hat. Bonaparte's Feldherrnruf erfüllte bald ganz Europa, die französischen Generäle erklärten Bonaparte für ihren Meister und die alten Waffengefährten Friedrich des Großen sahen in ihm den, der an Stelle des Dahingeshiedenen, das Szepter in bezug auf die Kriegsführung ergriffen hatte.

III. Feldzug. Bonaparte hatte allerdings gesiegt, aber erst nachdem er hart auf die Probe gestellt war; er empfand darüber lebhaften Groll. Er erinnerte sich, daß Wurmser mehr als einmal sein Hauptquartier genommen hatte und glaubte nicht genug Rache geübt zu haben, indem er Wurmser's Pläne durchkreuzte, und einen Teil der Armee desselben vernichtete. Bonaparte erfuhr, daß Wurmser Verstärkungen erhalten hatte und daß er von Tyrol aus nach der Brenta wiederum in Bewegung wäre. Bonaparte eilte die Etzch hinauf, stürzte sich bei Roveredo auf den Feind und besiegte die Hälfte der Armee; sodann rückte er nach Lavis vor als wolle er nach Innsbruck, ging aber plötzlich die Brenta entlang. Alle Dispositionen der Oesterreicher wurden zu nichts. Bonaparte überwand alle Hindernisse, schlug den Feind, verfolgt ihn mit dem Bajonett in den Rippen, und wirft ihn in die Etzch, die er vor ihm überschritt. Wurmser war nahe daran die Waffen zu strecken, aber einer jener Zufälle, die jede Kombination zu nichts machen, verschaffte ihm die Möglichkeit des Rückzuges, er rettet sich mit 10000 Mann Kavallerie, seinem Generalstabe und seinem Gepäck nach Mantua.

Alles war mit so außerordentlicher Schnelligkeit vor sich gegangen, daß der Wiener Hof von den Unglücksfällen noch nichts wußte, als ihm durch die Zeitungen bekannt wurde, daß er in Italien keine Armee mehr hatte, daß die Grenzen des Landes feindlichen Einfällen offen lagen und sein General in dem einzigen festen Platz, den er noch sein nannte, eingeschlossen war.

Es ist zu bemerken, daß Bonaparte bei seinen kühnen Operationen doch nichts dem Zufall anheim gegeben hatte; obwohl seine Märsche im ersten Augenblick in Erstaunen versetzen, so wird man leicht gewahr werden, daß der Rückzug stets vorgesehen war. Alle Militärs werden mit lebhaftem Interesse bemerken, wie zahlreich die Beziehungen waren, welche in diesem Feldzuge zwischen den Bewegungen der operierenden zu der Reserve-Armee bestanden; sie werden gewahr werden, daß Bonaparte auf der Operationslinie des Feindes manöverierte, sich zwischen die Truppen und deren Magazine schob, ihm den Rückzug abschnitt und mit einem einzigen Schlage über das Schicksal einer Armee entschied.

IV. Feldzug. Man kann es erklärlich finden, daß diese fortwährenden Unglücksfälle den Wiener Hof außer Fassung brachten; man wußte in Wien sehr wohl, daß Bonaparte nur eine Hand voll Leute hatte und beschloß daher den Entsatz vor Mantua. Alvinzi eilte an der Spitze einer starken Armee herbei: 50 000 Mann marschierten durch Friaul, 20 000 Mann rückten von Tyrol her heran: wir konnten so zahlreichen Truppen schlechterdings die Stirn nicht bieten. In der Unmöglichkeit, dem Anprall der feindlichen Massen widerstehen und ein ausgedehntes Terrain decken zu können, suchte Bonaparte zunächst nur die Bewegungen des Feindes durch einzelne Beobachtungskorps aufzuhalten, die er an der Brenta aufstellte. Alvinzi drängte sie zurück, und ging über die Piave; Bonaparte war genötigt, das Gebiet zwischen Brenta und Etsch zu räumen. Bei Caldero versuchte er die Offensive zu ergreifen, allein

er war dabei nicht glücklich, ja er erfuhr auch noch, daß feindliche Divisionen das rechte Ufer des Flusses besetzten, und in Rivoli angelangt wären.

Italien schien für die Franzosen verloren, die Aufhebung der Blockade von Mantua unvermeidlich! Verona stellte nur 15 000 Kombattanten. Ein jeder dachte, der Rückzug werde fortgesetzt werden müssen, allein die Truppen erhielten Befehl, dem Laufe der Etzsch zu folgen; sie passierten den Fluß um 2 Uhr und Bonaparte schlug bei Arcola seine berühmte Schlacht. Obwohl das Hauptziel, welches er sich gesteckt hatte, von vornherein nicht erreichbar war, so hatte sein geschicktes Manövrieren für ihn den großen Vorteil, daß der Feind gezwungen wurde, seine schöne Stellung bei Caldero zu räumen, sich in sumpfigem Terrain, wo seine numerische Ueberlegenheit nicht viel auf sich hatte, zu schlagen: die in Unordnung geratenen österreichischen Divisionen wichen hinter die Brenta zurück!

Da Bonaparte stets den Sieg an seine Fahnen zu fesseln verstanden hatte, so meint man im allgemeinen, es wäre ihm alles geglückt: dem ist nicht so! Die am geschicktesten erfundenen Kombinationen sind nicht selten fehlgeschlagen. Nie aber war ein Feldherr so gewandt, die gescheiterten sogleich durch andere zu ersetzen und dem Glück ein neues Lächeln abzunötigen.

V. Feldzug. In diesen fünften Feldzug fallen die Schlachten von Rivoli und La Favorite, welche zur Eroberung von Mantua führten. Die erstgenannte Schlacht war für die Armee ruhmreicher als die von Marengo, denn es wurden in ihr mit 18 000 Mann 40 000 Mann geschlagen und 20 000 Gefangene gemacht. Dem Feinde an Zahl so sehr nachstehend, auf einem Schlachtfelde von etwa fünf Lieues im Quadrat, zeigte der kommandierende französische General sich in der Ueberlegenheit seines Feldherrntalentes. Es handelt sich nicht um eine Entfernung von sieben bis acht Lieues, nicht um eine Zeitintervalle von 36 bis 48 Stunden, um die er den österreichischen Kolonnen

zuorkam, sondern darum, daß er eine nach der anderen schlug, obwohl dazwischen nur eine Entfernung von einigen hundert Toisen lag. Diese ruhmreichen Kämpfe von Rivoli und La Favorite sind das Resultat einer genauen Kenntniss des Schlachtfeldes, des Scharfblickes, mit dem die Pläne des Feindes durchschaut wurden, und der prompten Verwendung der Mittel, welche zur Verfügung standen.

Bei Rivoli traf die Division, welche die französische Armee umgehen sollte, richtig auf dem ihr angewiesenen Punkte an; aber sie traf erst ein, als die anderen vernichtet waren; sie war nun selber umzingelt und mußte die Waffen strecken.

VI. Feldzug. Sowie Mantua in seinen Händen war, wandte sich Bonaparte gegen Rom und zwar mit nur fünftausend Mann und unterzeichnete die Abmachungen von Tolentino. Er ließ sich nicht durch den eitlen Ruhm verleiten, als Triumphator auf dem Kapitol zu erscheinen; er verlor keinen Augenblick, eilte zur Armee bei Pavia und begann seinen sechsten Feldzug. In weniger als zwei Monaten, nachdem er den Erzherzog Karl am Tagliamento am Isonzo und bei Tarvis geschlagen hatte, nachdem er die julischen Alpen, die Drau, die Save und die March überschritten hatte, zwang er das Haus Oesterreich Frieden zu schließen. Er war Herr von Triest, Istrien, Krain, Kärnthner, Steyermark und von einem großen Teil Oesterreichs; er war in der Lage, der Stimme der Menschlichkeit Gehör zu verschaffen!

Unsere Truppen waren bis an die Tore von Wien vorgebrungen. Bellegarde und Mersfeldt eilten herbei und baten um Waffenstillstand; derselbe wurde bewilligt; man unterhandelte über die von den Korps Bernadotte und Joubert zu besetzenden Gebiete. „Wo glauben denn die Herren“, frug Bonaparte, „daß Bernadotte wäre — vielleicht in Fiume? Nein, in meinem Salon und seine Division ist eine halbe Lieue von hier. Wo glauben Sie denn, daß Joubert wäre? — Vielleicht in Innsbruck, falls

er imstande war, der Grenadier-Kolonne, welche vom Rhein kam, die Stirn zu bieten. — Nun, Joubert ist jedenfalls in meinem Salon und seine Truppen werden in Kürze hier sein“.

Diese Aeußerungen Bonaparte's setzten die Oesterreicher in nicht geringes Erstaunen, da gerade in diesem Augenblick ihr General bedeutende Detachements abgeschickt hatte, um Krain und Tirol zu decken, wohin sie glaubten, daß die Generale Bernadotte und Joubert vordringen würden. Während auf diese Weise der Feind seine Truppen zersplitterte, hatte Bonaparte auf einem Raum von etwa sechs Lieues im Umkreise alle seine Streitkräfte, das heißt etwa 46000 Mann vereinigt.

Der Feldzug in Aegypten und Syrien. Bald nach dem Friedensschluß segelte Bonaparte nach Aegypten. Er erschien vor Malta; sein gefürchteter Name, die Energie seiner Angriffe machten den Feind stutzig und derselbe übergab den Platz. In Aegypten gelandet, beginnt Bonaparte sofort die den Verhältnissen entsprechende Art der Kriegführung und unterrichtet sich über den Wert der das Land verteidigenden Truppen. Die Schlacht bei den Pyramiden vor den Thoren von Kairo, die beim Berge Tabor im Herzen von Syrien, die von Abukir sind in ihrer Art ganz verschieden. Bonaparte's Manövrierkunst bewährte sich wiederum glänzend, er versteht es, den völlig neuen Umständen mit allen Hilfsmitteln der Kriegskunst zu begegnen. Während dieser Zeit aber waren die Unsrigen bei Stockach und an der Gschw. geschlagen worden; bei Zürich hatten wir gesiegt, aber Italien war verloren und die entmutigten Unsrigen, ohne Einheit in ihren Bewegungen, waren nicht mehr der Schrecken des Feindes. Der Bürgerkrieg umfaßte den Osten und Süden; die Parteien zerfleischten sich gegenseitig und eine untätige Regierung suchte vergebens, sich inmitten dieser Spaltungen zu halten.

Der Feldzug der Reserve-Armee. Bonaparte war aus Aegypten zurück; und die Hoffnungen belebten sich wieder; der 18. Brumaire war ausschlaggebend; man

sing an sich wieder zu sammeln, fügte sich unter das Genie Bonapartes und die Mäßigung, die der Held an den Tag legte. Aber damit, daß man durch Gesetze die Ordnung wieder herstellte, war nicht alles getan: der Friede mußte durch Siege herbeigeführt werden.

Als Bonaparte zum ersten Konsul ernannt war, war der letzte feste Platz in Italien Coni verloren gegangen, unsere Posten waren auf die Gipfel der Alpen zurückgedrängt worden, wir hatten keinen Zoll Terrain, keine einzige Festung mehr inne; Deutschland war geräumt, wir hielten uns in der Defensiv, hielten die festen Plätze am linken Rheinufer besetzt. Die östlichen Departements standen unter Waffen; überall zeigte sich der Feind, bereit, über unsere Grenzen einzudringen. Sowie Bonaparte die Leitung der Geschäfte übernommen hatte, gingen wir wieder über den Rhein, überschritten von neuem die Alpen und die auß Haupt geschlagene Koalition war gezwungen, den diktierten Frieden anzunehmen. —

Unsere Feldarbeiten in Longwood schritten rüstig voran, das Bassin war fertig und die uns zur Verfügung stehenden Röhren gelegt. Das Wasser sollte aus einer Entfernung von etwa dreitausend Fuß hergeleitet werden: die Regenzeit setzte ein. Napoleon wollte nicht, daß die Chinesen trotzdem bei der Arbeit blieben.

„Es ist unnötig“, sagte er, „daß diese Leute naß werden; mögen sie sich ausruhn, späterhin die Fortsetzung! Ich habe Ihnen, Doktor, so wie so einige Bemerkungen zu machen; folgen Sie mir: Sie werden sich wundern“.

Ich war in der That erstaunt, als er mir in seinem in der letzten Zeit wenig benutzten Schlafzimmer auf einem Tisch, auf welchen er Zucker ausgestreut hatte, eine große Menge von Ameisen zeigte und dazu bemerkte: er sei dabei, die Insekten zu beobachten und ihre Gewohnheiten zu studieren: er bewunderte die Geschäftigkeit derselben und ihre Findigkeit.

„Das ist mehr wie Instinkt“, bemerkte er, „hier ist Scharfsinn, Intelligenz, gut, daß die Tiere unsere Leidenschaften, unsere Begehrlichkeit nicht haben; sie helfen sich gegenseitig und zerreißen sich nicht untereinander. Ich habe den Behälter mit dem Zucker an eine andere Stelle gebracht, in einen entlegenen Winkel; sie haben dann zwei, drei Tage gesucht, haben ihn aber stets gefunden. Ich will ihn einmal mitten in ausgegossenes Wasser stellen“.

So geschah es, die Ameisen erreichten trotzdem den gesuchten Zuckerbehälter, als derselbe aber in ausgegossenen Essig gestellt wurde, wagten sie sich nicht mehr zu ihm.

„Es ist nicht Instinkt allein“, wiederholte er, „der sie leitet, es steckt noch irgend etwas anderes in ihnen: wie ich es nennen soll, weiß ich nicht. Jedenfalls fordert uns ihr Tun und Treiben zum Nachdenken auf; nur durch Hartnäckigkeit erreicht man sein Ziel und durch Konsequenz. Hätten wir doch diese Uebereinstimmung der Anschauungen gehabt! . . Die Völker haben Momente der Erschlaffung. Wäre der Held von Castiglione“, fuhr er fort, ohne daß ich den Zusammenhang seiner Gedanken erraten konnte „gefallen, nun da waren Gérard, Clausel, Beliard, Lamarque und eine Menge anderer, welche seinem Andenken durch ihre Taten Ehre erwiesen hätten. Europa war geschlagen und die Souveräne, die heute so stolz sind, da sie keinen Mann aus den Reihen des Volkes mehr neben sich haben, verdrochen sich vor mir“.

Napoleon kam auf die „neuen Dogmen“, auf die „mystischen Rechte“ zu sprechen, auf welche sich die Fürsten stützen.

„Was sind das für seltsame Anmaßungen, welche Widersprüche! Besteht diese Legitimität in Uebereinstimmung mit der Schrift, mit den Gesetzen, mit den Maximen der Religion? Sind die Völker wirklich so einfältig, daß sie sich als das Eigentum einer Familie ansehen? David, der den Saul vom Throne stieß, war er legitim? Hatte er andere Rechtstitel als den Wunsch seines Volkes? In

Frankreich sind einander verschiedene Familien auf dem Thron gefolgt und haben mehrere Dynastien begründet, sei es auf Grund des Willens, sei es auf Grund der Zustimmung des Volkes, vertreten durch die Versammlung auf dem Mars- oder auf dem Maifelde, sei es durch die Stimmenabgabe der Parlamente, welche, bestehend aus Baronen und Bischöfen, damals das Volk repräsentierten. Wieviel Geschlechter haben sich in England gegenseitig ersetzt! Das Hannöversche, welches dem Fürsten folgte, den es entthront hatte, regiert heute, weil die Vorfahren dieser so feinfühligsten Männer es so wollten und weil es unumgänglich notwendig war, daß dieses Geschlecht regierte, um gewisse Interessen, politische und religiöse Anschauungen zu wahren. Die Bejahrten unter uns haben noch die Anstrengungen der letzten Stuarts eine Landung in Schottland zu bewerkstelligen, wo sie von denen gestützt wurden, deren Ideen und Empfindungen den ihrigen gleich waren, erlebt. Die Stuarts wurden abgewiesen, verjagt von der großen Majorität des Volkes, dessen neue Interessen, dessen neue Anschauungen im Widerspruch standen zu denen dieser entarteten Familie“.

Napoleon kam auf all die einzelnen Umstände zu sprechen, welche seine Erhebung herbeigeführt hatten, er bestand auf dem Recht der Volksabstimmung und fügte lachend hinzu:

„Der Reichshofrat bestand darauf, die Republik als nicht vorhanden gewesen anzusehn, obwohl dieselbe doch recht empfindlich mit ihm umgesprungen war. Seine Bevollmächtigten boten mir als die Friedensverhandlungen von Campo Formio im Gange waren an, ihn anzuerkennen“. Nein, sagte ich ihnen, damit ist es nichts. Die Zeiten sind andere, ich kann einer solchen Torheit nicht die Hand reichen“.

Wir traten während des Gespräches wieder ins Freie. Die Chinesen waren bei der Arbeit und wir sahen ihnen zu.

„Was machen wir nun“, frug Napoleon, „mit der Boliere? Wo tun wir sie hin?“

„Hier“.

„O nein; weiter nach hinten, der Ausblick ist dort freier. Sie werden das nötige anordnen, Doktor, falls Sie von keiner ernstern Beschäftigung in Anspruch genommen sind“. —

Leider trat dies ein; der Kaiser, dessen Besserung anscheinend so gute Fortschritte gemacht hatte, erkrankte von neuem. Ich nahm meine Zuflucht zu den alten Mitteln, sofern er dieselben nicht überhaupt ein für allemal abgelehnt hatte — allein die Wirkung blieb aus! Ich sah mich den schlimmsten Befürchtungen preisgegeben und hielt es für meine Pflicht, die Familie des Kaisers zu benachrichtigen, wozu ich auch die Erlaubnis erhielt. Ich richtete folgendes Schreiben an den Cavaliere Colonna nach Rom:

„Longwood 18. Juli 1820. Lieber Freund, ich erhielt keinerlei Nachricht von Ihnen seit meiner Abreise von Rom. Ihr Schweigen beunruhigt mich, ich möchte so gern wissen, wie es Ihnen geht; Sie werden sich auch freuen, zu hören, wie der Kaiser Napoleon sich befindet, dessen ärztliche Behandlung mir anvertraut wurde. Ich bin jetzt schon zehn Monate auf dieser traurigen Insel und habe seitdem Tag und Nacht alle meine Kräfte und Erfahrungen dem berühmten Kranken zur Verfügung gestellt. Ich fand ihn, als ich eintraf, an einer schweren chronischen Hepatitis erkrankt. Anfänglich schien es, als wäre meine Behandlung erfolgreich. Der Kaiser erholte sich etwas, machte sich wieder Bewegung; ich hatte, um ihm diese angenehm zu machen, zu gärtnerischen Anlagen rings um das Wohnhaus geraten; sie wurden auch begonnen, aber nun ist es vorbei damit und all meine Hoffnungen sind zu Wasser geworden! Die Krankheit unter dem schädlichen Einfluß des Klimas hat sich von neuem — und schlimmer als zuvor — eingestellt: meine Mittel schlagen nicht mehr an. Heftiges Fieber, Stiche in der Leber, ein pulsirender Schmerz im rechten Fußgelenk, eine rotlaufartige Entzündung am rechten Fuß, die sich über ein Drittel der inneren Seite des Beines

erfrecht: diese Erscheinungen sind eine Folge der völlig gestörten Verdauung und der Störung in den Funktionen der Galle. Eine geradezu drohende Gefahr liegt nicht vor, allein die Hoffnung auf Heilung ist ausgeschlossen. Allmählich verschlimmern sich die die Krankheit erzeugenden Erscheinungen und ich befürchte, daß über kurz oder lang alle meine Mühen ebenso grausam vernichtet sein werden wie Ihre Hoffnungen. Ich hatte zunächst die Absicht, seiner Eminenz dem Kardinal Fesch einen genauen Bericht über den Gesundheitsstand des Kaisers Napoleon vorzulegen, allein ich mußte mir sagen, ich würde dadurch die Befürchtungen der Madame Mère noch steigern; ich habe deshalb beschlossen, Sie zu benachrichtigen: Sie werden von meiner Zuschrift der kaiserlichen Familie gegenüber den Ihnen passenden Gebrauch machen. Ich bitte zc. Gezeichnet F. Antommarchi.“

19. Juli.

Der Kaiser fiebert; es hat sich ein trockner Husten eingestellt, mit Kopfschmerzen Uebelkeit und jeweiligem Erbrechen galliger Substanzen. Der Schmerz in der Leber zieht sich wieder bis zur Höhe der Schulter hinauf, das Atmen macht Beschwerde, die untere Partie des rechten Beines, der rechte Fuß sind geschwollen und schmerzhaft, eine rotlaufartige Entzündung zeigt sich besonders über dem Knöchel. Diese seit dem siebenten aufgetretenen Symptome sind nicht unbedenklich: Ruhe, erfrischende Getränke, örtliche Bähungen, Lavements sind von mir verordnet.

20. Juli.

Der Kaiser hat etwa 3 Stunden geschlafen; bei Tagesanbruch stellte sich leichter Schweiß ein, der Puls war normal; es scheint eine leichte Besserung eingetreten zu sein. Die Schmerzen am rechten Fußgelenk haben kaum

nachgelassen. Abführungsmittel will der Patient nicht nehmen; ich verordne Fortsetzung der lokalen Bähungen, Umschläge.

21. Juli.

Der Kaiser befindet sich besser; die Behandlung wird fortgesetzt wie bisher.

22. Juli.

Der Zustand ist derselbe wie gestern. Die Schmerzen am Fußgelenk lassen nach. Die Anschwellung aber nimmt zu. Bähungen, Umschläge.

23. Juli.

Die Nacht war sehr unruhig, trockner Husten, erhöhter Schmerz in der Leber, der sich über die ganze rechte Magenseite ausdehnt.

Ein Bad hat einige Vinderung geschaffen. Die Anschwellung am Knöchel nimmt noch zu, im übrigen ist alles wie bisher. Ich verordne als Getränk abgeklärte Molken, außerdem eine Fortsetzung der Bäder.

24. Juli.

Das Befinden hat sich gebessert; die Molken als Getränk werden beibehalten, ebenso die Bäder.

25. Juli.

Der Zustand ist derselbe wie gestern. Napoleon will keine Molken mehr; im übrigen blieb die Behandlung dieselbe.

26. Juli.

Napoleons große Liebe zu seiner Mutter. — Gespräch darüber. — Die Amme. — Ihre Anwesenheit in Paris während der Krönung. — Der Papst. — Die reiche Dotation der Amme.

Das Befinden unverändert. Ich verordne statt der Molken Reismasser und Beibehaltung der Bäder, Um-
schläge.

Im Laufe des Tages besserte sich der Zustand; ich sprach mit dem Kaiser von Rom; seine Erinnerungen beschäftigten sich alsbald mit der Mutter. Er sprach von ihrer Liebe zu ihm und der Sorge, die sie ihm hatte angedeihn lassen.

„Sie sind mir“, begann er plötzlich, „gewiß zugetan, Doktor. Mühen, Unbequemlichkeiten, Anstrengungen aller Art kommen bei Ihnen nicht in Betracht sowie es gilt, mir zu helfen. — Das alles aber kommt der mütterlichen Sorgsamkeit nicht gleich . . . ach, meine gute Mutter Lätitia! . . .“

Er hielt die Hände vor die Augen. Ich versuchte, ihm weniger traurige Bilder vorzuführen. Er sprach von Korsika, von denen, die er geliebt hatte. Er hörte mir zunächst anscheinend gleichgültig zu, als aber im Gespräch seine Amme von mir erwähnt wurde, begann er sogleich von ihr zu erzählen, von der Sorge, welche sie ihm hatte als Kind zuteil werden lassen und von ihrer späteren Verehrung für ihn.

„Sie wollte durchaus“, fuhr er fort, „der Krönung beiwohnen und kam nach Paris. Ich hatte meinen Spaß an ihren lebhaften Erzählungen, die sie mit den seltsamsten Geberden begleitete; sie fand Beifall bei Josephine, dem Papst sogar, der ihr vielfach seinen Segen erteilte. Keelleres erhielt sie von mir; ich ließ ihr für 120 000 Franks Grund und Boden und mein Geburtshaus auf Korsika überweisen; meine Mutter aber wollte dasselbe nicht ausliefern.

Die Anime klagte infolge dessen bei mir; es kam zu einem Ausgleich. Ramolino, der in unser Haus übersiedelt war, trat sein Haus an die Alte ab und leistete außerdem noch eine Zahlung von 20000 Franks. So waren beide Teile befriedigt."

27. Juli.

Napoleon hatte eine schlechte Nacht, die Schmerzen in der Leber waren wieder stärker geworden und breiteten sich über die ganze rechte Seite aus; Leibschmerzen kamen hinzu, trockener Husten und Uebelkeit, verbunden mit Erbrechen; die Haut hatte eine gelbe Färbung; dumpfe Kopfschmerzen. Keiswasser will der Patient nicht nehmen. Ich verordne ein Galle abführendes Mittel, schmerzstillende Getränke, Bähungen und Umschläge.

Das Abführungsmittel hat wenig genützt.

Das Befinden hat sich ein wenig gebessert.

28. Juli.

Der Kaiser befindet sich besser. Die Schmerzen am Fußgelenk sind verschwunden; der Fuß aber ist noch immer geschwollen. Ich verordne Bähungen und Bäder.

29. Juli.

Der Zustand ist derselbe. Die Verordnungen bleiben bestehn.

30. Juli.

Das Befinden besserte sich. Ich wiederholte meine schon einmal gemachte Verordnung inbezug auf den Gebrauch von warmen Mineralwässern.

31. Juli.

Die kleine Hortense Bertrand und die Ohrringe. — Wie Napoleon sich selbst als Kind schildert. — Mad. Lättias Erziehungsmethode.

Der Kaiser fühlte sich so wohl, daß er in den Garten ging.

Man hatte Fische herbeigebracht, um sie in die von uns angelegten Teiche zu setzen; die Kinder des Grafen Bertrand kamen dazu, um dem Schauspiel beizuwohnen.

„Rufen Sie den Doktor!“

Mit diesen Worten wandte sich der Kaiser an Montholon: „Ich bedarf seiner; ich will, daß er diese niedlichen kleinen Ohren durchbohrt.“

Er zeigte auf die Ohren der kleinen Hortense und hatte ein paar Korallen-Ohrringe in der Hand.

Ich war sogleich zur Stelle und machte mich daran die kleine Operation vorzunehmen, allein mein Instrument machte einen schrecklichen Eindruck, die Kleine weinte . . . vielleicht wäre die Mutter nicht einverstanden — es stiegen Bedenken in Napoleon auf, aber die niedlichen Schmuckgegenstände blieben doch nicht ohne Einfluß. Wir zogen uns in den Schatten eines Baumes zurück, der General Montholon hielt die zu Operierende, Napoleon sah zu, der kleine Arthur lärmte umher und wollte nicht, daß man seiner Schwester wehe tue. Seine Aufregung, seine Drohungen, seine englischen Phrasen amüsierten den Kaiser.

„Was sagst Du da“, frug er, „wenn Du nicht still bist, Spigbube, lasse ich auch Dir die Ohren durchstechen.“

Die Operation war vollzogen, die zierlichen Geschmeide hingen in den Ohren Hortenses; der Kaiser spendete ihr für ihre tapfere Haltung warmes Lob und entließ sie mit den Worten:

„Zeige Deiner Mutter Deine Ohren; wenn sie nicht zufrieden ist, sage ihr, ich hätte die Löcher nicht gemacht, sondern hier der Dottoraccio.“

Als wir allein waren, begann Napoleon über den kleinen Arthur zu sprechen und bemerkte wieder:

„Er ist grade so starrköpfig, wie ich in seinem Alter war: mir imponierte nichts, nichts brachte mich aus dem Gleichgewicht. Ich war streitsüchtig, ruhelos, ich hatte vor niemandem Furcht; den einen schlug ich, den anderen kragte ich; ich machte mich gefürchtet bei allen. Mein Bruder Joseph war es, mit dem ich am meisten zu tun hatte; ich schlug, biß und schalt ihn; Mama Lätitia aber suchte meine kriegerische Stimmung zu unterdrücken, sie duldete meine Ungezogenheiten nicht; ihre Zärtlichkeit war mit Strenge gepaart, sie bestrafte, sie belohnte: das Gute, das Schlechte wurde mir angerechnet. Mein Vater, ein gescheidter Mann, aber allzusehr dem Vergnügen nachgehend um sich viel mit uns Kindern zu beschäftigen, suchte meist unsre Fehler zu entschuldigen.

„Laß nur,“ sagte die Mutter ihm, „das geht Dich nichts an, ich bin es, die über den Kindern zu wachen hat.“ Das tat sie mit einer Sorgfalt, die ihres gleichen sucht, gemeine Anschauungen, unedle Empfindungen ließ sie nicht aufkommen, nur das, was groß, was erhaben war, durfte unseren Seelen nahe kommen. Sie haßte die Lüge, strafte den Ungehorsam, sie ließ uns nichts durchgehen. Ich erinnere mich eines Vorfalles, der mich anging, und der Strafe, die er mir zuzog. Auf einem unserer Weinberge standen auch Feigenbäume, wir erkletterten sie, ohne daran zu denken, daß wir leicht herabfallen und uns Schaden zuziehen konnten: es war uns streng untersagt, ohne Weisheit der Mutter uns um die Feigenbäume zu kümmern. Dieses Verbot machte mir viel zu schaffen, allein, so gern ich Feigen aß, ich respektierte es. Eines Tages aber, als ich nichts zu tun hatte, wollte ich mir trotz allem ein paar Feigen pflücken; sie waren so schön und reif, niemand beobachtete mich. Als ich meinen Appetit gehörig befriedigt hatte, steckte ich mir noch die Taschen voll und wollte gerade vom Baume herabklettern als ich den Wärter bemerkte,

der mich zuvor schon entdeckt hatte; er wollte mich meiner Mutter zuführen: die Furcht aber machte mich beredt; ich versprach, künftig die Feigenbäume in Ruhe zu lassen, und es gelang mir, ihn zu besänftigen. Ich war darüber sehr froh, allein am anderen Tage ereilte mich doch das Schicksal. Die Signora Lätizia ging, um Feigen zu pflücken, in die Weinberge, allein ich hatte keine übrig gelassen; sie hatte sich von ihrem Erstaunen noch nicht erholt, als der Wärter herzutrat und alles verriet — die Strafe ließ nicht auf sich warten, ich hatte mein Vergehen zu büßen.“ —

Der Kaiser nahm nach und nach seine früheren Gewohnheiten wieder auf; oft war er schon vor Aufgang der Sonne im Freien. Eines Tages trat er in mein Zimmer und sagte:

„Ich habe Zahnschmerzen, Doktor; was soll ich tun?“ Ich war gerade mit den Tafeln zu Mascagni's Werk beschäftigt und hatte noch nicht geantwortet, als er wieder begann, über das große Werk Mascagni's zu sprechen; er bedauerte, daß es nicht früher veröffentlicht worden wäre. Er habe stets eine große Vorliebe für die Anatomie gehabt, seine Studien aber aufgegeben, weil er den Anblick von Leichen nicht habe vertragen können. Mit diesen vorzüglichen Tafeln würden die Sezierungen für den Schüler eigentlich überflüssig. „Doktor,“ rief er, „Ihre Tafeln sind prachtvoll! Ich will, daß sie mir dediziert werden, daß sie unter meinen Auspizien erscheinen; ich bin veressen darauf der Wissenschaft diesen letzten Dienst zu erweisen. Ich werde die nötigen Fonds bereit stellen, Sie werden nach Europa zurückkehren, die Veröffentlichung betreiben und man wird ein Denkmal entstehen sehen, an dessen Errichtung ich beteiligt bin.“

Napoleon kam noch häufig auf dieses Thema zu sprechen.

„Aber warum,“ sagte er eines Tages, „haben sie keine Grenzlinien gezogen für das, was von Ihnen und das, was von Mascagni ist? Man möchte doch einem jeden

für das, was er geleistet hat, seine Verdienste darbringen. Sie haben die Einleitung geschrieben, Sie haben die „Anatomie der Maler“ geschrieben und geben dem Werke den Namen des Professors: das ist zu viel Bescheidenheit!“

„Das will ich nicht sagen: Mascagni hat 30 Tafeln hergestellt, er hat seine Entdeckungen dargelegt, was darüber ist, ist allerdings mein.“ —

Die Krankheit des Kaisers entwickelte sich trotz allem immer weiter, wenn auch langsam, so doch in merklicher Weise; sein geistiger Zustand litt darunter ganz besonders; er sprach nur noch von den Ereignissen seiner Kindheit, von seinen Freunden, seinen Angehörigen. Die Nachrichten, welche man über seinen Sohn ausgesprengt hatte, machten einen tiefen Eindruck, er beklagte das Schicksal des Kindes, dessen Wiege von so stolzen Hoffnungen umringt war. Er erfuhr schließlich, daß der Prinz „Korporal“ geworden war und sagte dazu:

„Ah! Ich atme wieder auf.“

Als befürchte er, seine erregte Stimmung zu verraten, begann er wieder über Korsika zu sprechen.

Gelegentlich meiner Krönung als König von Italien, kam ich auch nach Genua; ich glaubte mich plötzlich in die Berge meiner Heimat versetzt: dieselben Sitten, dieselben Trachten; diese Ähnlichkeit setzte mich in Erstaunen; Josephine, der meine Ueberraschung Spaß machte, bemerkte, um mich zu necken, die Korsen wären offenbar Bastarde der Genuesen. Ich ritt nach allen Anhöhen hinauf und sah mir die Befestigungen an. Mir machte es ein unbeschreibliches Vergnügen, mich weiter in die Ähnlichkeiten der Landschaft zu vertiefen, die Natur schien beide Gebiete nach demselben Muster zugeschnitten zu haben. Es war eines Tages, da ich drei Stunden umhergeritten war, 11 Uhr geworden; als ich zu Hause war mußte ich sofort mit dem guten Gaudin an die Arbeit gehen, der mir über die finanzielle Organisation Liguriens Vortrag hielt; er hatte kaum angefangen,

als ich bereits ent schlummert war; ich wollte mich, um der Ruhe für einen Augenblick zu genießen, in ein Nebenzimmer verfügen, da traten mir auch schon verschiedene Generäle entgegen, um meine Befehle in Empfang zu nehmen; ich hatte 36 Stunden hintereinander zu arbeiten; erst als ich abgereist war, konnte ich dem Schlaf seine Rechte einräumen.“

Napoleon sprach sich sehr rühmend über den Herzog von Gaëta (Gaudin) aus.

„Das war ein redlicher Mann, der uns viele Dienste erwiesen hat.“

Er rekapitulierte in Kürze des Herzogs erfolgreiche finanzielle Operationen und fuhr dann fort:

„Einige Tage nach Austerlitz bat er mich um ein Paar bronzene Geschütze.“

„Wie, wollen Sie Krieg gegen mich führen?“

„Nein, Sire; ich will nur Balanciers daraus machen lassen.“

„Zu dem Zwecke meine Kanonen?“

„Ja, ich möchte, daß die Balanciers alle den Stempel zeigten ‚Balanciers von Austerlitz‘ und aus russischen und österreichischen Kanonen gegossen würden.“

„Da fassen Sie mich freilich bei der Eitelkeit! Gut, Sie sollen die Geschütze haben.“

Die mildere Form der Krankheitserscheinungen hielt bis Mitte September an; dann kam abermals ein Umschlag; die Schmerzen in der Leber kehrten zurück, ja sie wurden stärker als zuvor. Eine vollständige Appetitlosigkeit trat hinzu; Erbrechen galliger Substanzen waren häufig; in der rechten Rückenseite machte sich ein brennender Schmerz bemerkbar. Promenaden im Garten waren dem Kaiser nicht mehr möglich: vollkommene Ruhe schien für ihn die Hauptsache; er fühlte sich sehr angegriffen.

(Fortsetzung im zweiten Bande.)

Anhang.

Anmerkung des Uebersetzers. Die Eingabe des Grafen Las Cases an den Zaren Alexander, aus der zu entnehmen ist, in wie bescheidenen Grenzen sich die fürbittenden Ansprüche (siehe Seite 20) bewegen, hatte folgenden Wortlaut:

„Es ist eine heilige Pflicht, die ich erfülle, indem ich mich Eurer Majestät in tiefster Untertänigkeit nähere.

Als treuergebener Diener eines vom Unglück geschlagenen Fürsten wage ich es meine Stimme vor Eurer Majestät Glück bekränztem Throne zu erheben: wollen Eure Majestät geruhen, mich anzuhören.

Gewaltsam aus der Nähe Napoleons entfernt, kam es mir vor, als wäre ich vom Tode an seiner Seite plötzlich überrascht worden, als irrte ich einsam in einer anderen Welt umher, begleitet nur von meinen Erinnerungen an die Qualen und Leiden, deren Zeuge ich gewesen war und die ich nicht mehr teilen durfte.

Sire! Zu Ihren Füßen suche ich nach einer Linderung meines Kummer, suche ich nach der Erfüllung einer letzten Hoffnung.

Der Vertrag, welchen Eure Majestät am 2. August 1815 mit Allerhöchst Ihren Verbündeten schlossen, bestimmt, daß Napoleon ein Gefangener sein soll und überließ den Besitz der Person, wie alle Maßnahmen inbezug auf die Gefangenschaft der englischen Regierung.

Ich will mich jeder Bemerkung über den Vertrag ent-

halten, will nicht Klage führen über die Art, in der die Minister Englands ihren Auftrag ausführten. Fern liegen mir Staatsinteressen und Politik, mögen sie noch so schwer auf mir lasten, es sind ausschließlich häusliche Sorgen, die mich in diesem Augenblick bestürmen.

Ich beschwöre Eure Majestät, in Gnaden die Bitte unterstützen zu wollen, welche ich an die englische Regierung richtete, dahin gehend, daß es mir gestattet wäre, in London*) dem weltberühmten Gefangenen, innerhalb der Bestimmungen und Gesetze, tätig zu sein, das heißt demselben einigen Trost, einige Erleichterungen, die niemandem zur Last fallen sollen, zu verschaffen.

Meine Bitte ist natürlich, sie liegt auf der Hand, in ihrer Bewilligung gäbe es keine Gefahr, sie vor Euer Majestät auszusprechen habe ich eine gewisse Berechtigung, wie Euer Majestät zugeben werden.

Indem Euer Majestät anderen die Obhut des Gefangenen übertragen, haben Allerhöchstdieselben nicht Verzicht geleistet, dahin zu sehen, daß die Rücksichten und Aufmerksamkeiten, die man der geheiligten Person schuldet, beobachtet würden. Indem Euer Majestät auf alle politische Einnischung verzichteten, haben Sie sich nicht selbst verboten, zu den Tröstungen, den Vinderungen beizutragen, welche Ihre innerste Stimmung zuließ.

Sire! Tag für Tag werden auf St. Helena in Ihrem Namen gewalttätige Handlungen begangen. Sollten Sie Ihre Einwilligung dazu gegeben haben, daß Ihr Name dort nur genannt würde, um abscheulichen, unerträglichen Maßnahmen als Deckmantel zu dienen?

Sire! Der, der ihnen zum Opfer fällt, ist derselbe, den Sie lange Zeit hindurch „Freund“ nannten — das kann Ihr Fürstenherz unmöglich vergessen! — Ich bitte in

*) Dem Grafen Las Cases war der Aufenthalt in London von der Englischen Regierung untersagt worden.

tieffter Untertänigkeit um Ihre Teilnahme, um Ihr' Erinnern. Ihre edle Seele, Sire, hat sich stets als eine Freundin der allgemeinen Moral erwiesen, hat uns gegenüber soviel Edelsinn an den Tag gelegt, soviel zarte Rücksichten unter der Hand erwiesen, daß ich keinen Augenblick verzweifeln sollte.

Und — noch einmal — welcher Art ist die Gunstbezeugung, die ich von Ihnen, Sire, erlehe? Ich bitte nur, daß man mich in der Nähe des Ortes duldet, der dem Verkehr, der Beförderung am günstigsten ist, daß man mich in einer Stellung duldet, in der ich innerhalb der Grenzen der bestehenden Vorschriften und Geseze fortfahren kann, jenen häuslichen Sorgen vorzustehen, denen mir in dem Gefängnis selbst nachzugehen, jetzt versagt ist.

Diese Vergünstigung ist es, Sire, die ich von Ihnen erbitte. Wie glücklich würde ich mich schätzen, wenn Euer Majestät geruhen würden, auf mich jenen Teil Ihrer Berechtigungen zu übertragen, auf welche Sie um großer politischer Verpflichtungen willen, Verzicht leisteten und wer könnte sich besser der Sache unterziehen als ich? Wer könnte sich ihr mit größerem Eifer hingeben? Ich habe mich selbst aus meinem Vaterlande verbannt, um den Rest meines Lebens ohne Rückhalt und ohne Behinderung Dem zu weihen, den ich verehere. Geruhen Sie, mich anzuhören, Sire, und willfahren Sie meiner Bitte, ich beschwöre Sie. Wer ist Der, dem ich meine Sorgfalt widmen, zu dessen Gunsten ich eintreten zu dürfen bitte? Es ist Der, Sire, den Sie Freund genannt haben.

Sire! Wundertaten und Ruhm erfüllen die Regierung Euer Majestät, die Geschichte ist voll davon. Möge man auch eine Tat seltener Jugend verzeichnen: tun Sie etwas für die Freundschaft, Sire! Möge die Geschichte von Ihnen sagen: mitten in den schrecklichsten politischen Wirren, die es jemals gab, tat er etwas, was höher steht als alle Siege — er folgte der Erinnerung an eine alte Freundschaft!

Wie oft habe ich auf unserem einsamen Felsen den Kaiser Napoleon, als läge seine Zeit bereits weit hinter uns, und als gehörten seine Worte der Geschichte an, sagen hören: ich habe mit dem Kaiser Alexander nur einen mir von der Politik aufgedrängten Krieg geführt; derselbe hatte nichts zu tun mit meinen persönlichen Empfindungen; ich glaube auch nicht, daß der Kaiser mir persönlich feindlich gesonnen ist. Ein Ereignis, welches Ihrer würdig gewesen wäre, Sire, hat ihn in seiner Auffassung bestärkt: zu den Höhen unseres Felsens brach sich ein Gerücht Bahn, daß der Kommissar, den Euer Majestät nach der Insel St. Helena geschickt haben, laut erhaltener Instruktionen und eigenhändiger Aufzeichnungen Euer Majestät angewiesen war, dem Kaiser Napoleon mit derselben Ehrfurcht zu begegnen, die Euer Majestät für sich selbst beanspruchen. Wir haben dem Kaiser Napoleon die Nachricht, weil wir wußten, daß sie ihm Freude machen würde, unterbreitet, obwohl wir uns nicht von der Wahrheit des Gerüchtes überzeugen konnten, haben wir uns gern dem Glauben überlassen, es wäre alles wahr. Während meines Aufenthaltes auf St. Helena war es uns unmöglich mit dem Kommissar Euer Majestät in Verbindung zu treten. Euer Majestät hätten dann unzweifelhaft erfahren, daß Napoleon, vom Gouverneur von St. Helena aufgefordert, den Kommissar Euer Majestät und den des Kaisers von Oesterreich zu empfangen, die Antwort ergehen ließ, daß: „wenn diese Kommissare von ihren Herren beauftragt wären, darüber zu wachen, daß auf einer einsam inmitten des Ozeans gelegenen Insel die Rücksichten nicht verleugnet würden, welche man ihm schulde, er darin die wohlwollenden Dispositionen der beiden Fürsten erkennen würde; da aber der Gouverneur erklärt habe, die Herren hätten sich nicht in Dinge zu mischen, die auf der Insel passierten, so wären diese von dem Augenblick an in seinen Augen ohne Mission. Napoleon fügte hinzu, daß er gern bereit wäre, die Herren als Privatleute zu empfangen. Dies hatte keinen Erfolg, vielleicht

haben sie es nie erfahren, vielleicht sprachen sich ihre Instruktionen dagegen aus, vielleicht, und das scheint mir das wahrscheinlichste, hatte der englische Gouverneur sie in eine abhängige Stellung bringen wollen, was nicht zulässig war.

Sire, wenn ich gewagt habe in dieser Sache meine schwache Stimme bis zu Euer Majestät Throne zu erheben, so wurzelte meine Kühnheit in der lebhaften, unabänderlich hohen Verehrung, welche ich Dem bewahre, der mein Herr war; mögen diese Empfindungen mir ein gnädiges Gehör vermitteln usw.“

Inhalt

des

Ersten Bandes.

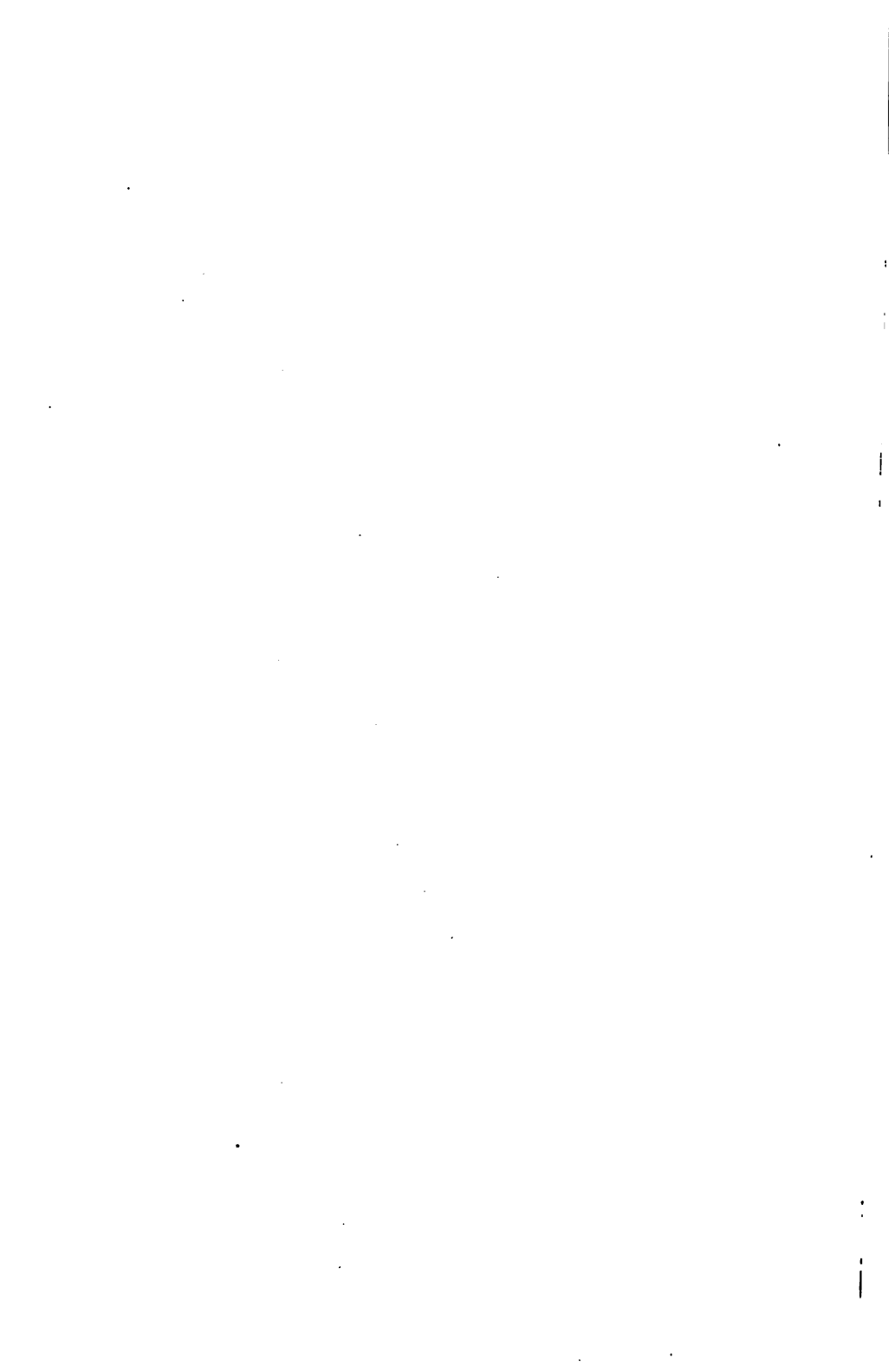
	Seite
Einleitende Bemerkungen des Uebersetzers	3—6
Vorrede Antommarchi's	7 u. 8
Die Berufung Antommarchi's zum Leibarzt Na- poleons; seine Reise von Rom nach St. Helena	9—61
<p>Das Anerbieten Colonna's. — Die Polizei. — Brief des Cardinal Fesch. — Vier Personen sollen nach St. Helena geschickt werden. — Der Abbé Buonavita. — Der Abbé Bignati. — O'Meara's Krankheitsbericht. — Guthaben berühmter römischer Aerzte. — Das Abschiedsbücher, auf dem es sehr vergnügt hergeht. — Kirchengesetz, aber kein einziger Brief! — Gräfin Survilliers. — Las Cases. — In London. — Lord Bathurst. — Zusammenkunft mit O'Meara. — Der Bericht Stokoe's. — Unterredung mit Bathurst. — Dessen Behauptungen über Napoleons Befinden. — Die Reise von Gravesend nach St. Helena. — An Bord der „Snipe“. — Ankunft in St. Helena. — Erste Begegnung mit Hudson Lowe. — Ein Protest Napoleons gegen den Fürstenvertrag vom 2. August 1815. — In Longwood. — Allerhand Fragen. — Die Anstellung. — Bei Napoleon. — Napoleons Erkundigungen nach den Seinigen.</p>	
Das Journal Antommarchi's nach Daten geordnet	62—225
<p>Erster Krankenbesuch. — Gespräch über die Krankheit. — Napoleons Bericht über sich selbst. — Der Proviant in der Sattelkammer. — Napoleon schildert die Art, wie er behandelt wird. —</p>	

Napoleons Bewunderung für Mascagni's anatomische Tafeln. — Mein Journal. — Die mitgebrachten Bücher. — Porträt des Königs von Rom. — Die „Correspondance inédite“. — Brief Kleber's. — Ein etwas hornierter Kardinal. — Ein Spaß mit Buonavita. — Napoleon über die Familienbilder in seinem Zimmer. — Der Kaminschmuck. — Sonst und jetzt. — Nur wenige Souveräne opferten sich für ihre Völker. — Beschreibung der Zimmer. — „Die Wanduhr Friedrich des Großen repräsentiert alles, was Preußen 1806 wert war.“ — Die große Feuchtigkeit in Longwood. — Ein neuer Schmuck der Wände. — Der Adler. — Die Einladung des Gouverneurs. — Der eigentümliche Anzug Napoleons. — Napoleons scherzhafte Bemerkungen dazu. — Die Bücher. — Was damit geschieht. — Die guten, die mittel-mäßigen und die schlechten. — Die Liberalität Napoleons seinem Arzt gegenüber. — Derselbe soll nach fünfjähriger Tätigkeit mit einer Jahrespension von 8—9000 Franks die Insel verlassen. — Erinnerungen an Korsika. — Weshalb Napoleon 1814 nicht nach Korsika, sondern nach Elba gegangen ist. — Was er aus seinem Heimatlande zu machen gedachte. — Kein Engel des Friedens, sondern ein Dämon des Krieges! — Die Etikette. — Napoleon, wenn er böse war. — Napoleon bei der Lektüre von Racine's Mithridates. — Er deklamiert eine Stelle. — Plötzliche Erschöpfung. — Neue Scherze. — Besuch in Plantationshause. — Die Freiheitsbeschränkungen und ihr Einfluß auf Napoleons Befinden. — Sir Hudson bleibt dabei, daß des „General Bonaparte“ Befinden vortrefflich wäre! — Die Kinder des General Bertrand. — Ihre Spiele. — Die kleine Hortense Bertrand. — Was der Kaiser von ihr sagte. — Erlaubnis zum Besuch der Hospitäler unter der Ueberwachung eines Offiziers. — Der Kaiser infognito. — Der Markt der Polizei=Spiegel. — Der König von Württemberg und sein Rat. — Der Kaiser fragt mich, ob ich Kenntnis von den Schlachten Alexanders, Cäsars oder von den seinigen hätte. — Ich erhalte Unterricht. — Bonaparte's Proklamation an die Bewohner von Kärnthén. — Die lügenhaften Ausstreunungen des Sir Hudson. — Die Gräfin Montholon durfte erst von St. Helena fort, nachdem ihr Leiden ausdrücklich für kein zur Leber in Beziehung stehendes erklärt war. — Napoleons gerechtfertigter Zorn über seine Peiniger. — Korsika. — Napoleon über seine Familie. — Das Stammhaus in Florenz. — Der Letzte der toskanischen

Bonapartes. — Die freundliche Aufnahme durch denselben in San Miniato. — Ein sonderbares Gespräch zwischen dem guten Prälaten und Bonaparte. — Ueber die Heiligssprechung eines Vorfahren namens Buonaventura. — Buonaventura, der Beschützer Bonaparte's. — Spannocchi, Gouverneur von Livorno. — Unfere Abbes und die irländischen Soldaten. — Hudson kann nicht mehr schlafen. — Napoleon trifft Anordnungen. — Racine's „Andromache“. — Ein ergreifender Auftritt. — Die Toilette. — Napoleon gibt einen Kommentar zu seiner Gestalt. — Das Kostüm. — Keine Arbeit, es wird an nichts gedacht. — Die Erkrankung der Gräfin Bertram. — Napoleons Besorgnis — Signali soll in den Räumen der Gräfin die Messe lesen. — Die Studien der Kinder. — Napoleon, wenn der Zorn ihn übermannen wollte. — Die Schnupftabaksdose. — Die „unveröffentlichte Korrespondenz“. — Brief Bonaparte's an den General Kleber. — Brief des General Kleber an den General Bonaparte. — Der Kaiser spricht von seiner Abankung. — Beißende Bemerkung Napoleons über Lafayette. — Sonderbares Gespräch Napoleons mit seinem Arzt. — „England wird Schande ernten.“ — Nochmals die „Korrespondenz“. — Ein Brief Marmont's aus Alexandrien — Marmont einverstanden mit Menou. — Menou als Gouverneur von Florenz. — Menou's Uebertritt zum Muhamedanismus. — Bonaparte's Proklamation an die Scherifs und Ulemas. — Die Volkserhebung ist dadurch niedergehalten. — Bonaparte's pffiffiges Auftreten. — Wäre Kleber nicht dem Dolch eines Mörders zum Opfer gefallen . . . dann . . . — Der Kaiser und die Kinder des Oberhofmarschalls. — Napoleon vergleicht den kleinen Arthur Bertrand mit sich selber. — Er erzählt eine Geschichte aus seiner Kindheit. — „Napoleone di mezza calzetta fa l'amore a Giacomietta“. — Napoleon kommt auf den Feldzug von Marengo zu sprechen. — Sein Bericht ist, in Einzelheiten eingehend, von hohem Interesse. — Die entscheidende Viertelstunde im Gewühl der Schlachten. — Napoleon kam auf Paoli und seine Beziehungen zu demselben zu sprechen. — Paoli's Absicht war es, den Engländern Korsika auszuliefern. — Mißbilligung des jungen Bonaparte. — Ausbruch von Feindseligkeiten. — Zerstörung der Besitzungen der Bonaparteschen Familie. — Die Flucht. — Paoli's Prophezeihung. — Sein Sturz, das Emporkommen Bonaparte's. — Paoli in England. —

Wieder angeknüpfte freundschaftliche Beziehungen. — Bemerkungen Napoleons über Indien. — Was er hätte tun sollen, um dort den Engländern zu Leibe zu gehen. — Verwendung der Chouans. — In der Jumna. — „Man folgt seinem Stern“. — Napoleon und die Arzneiwissenschaft. — Der Mensch ist eine Festung. — Corvisart's Willen für Marie Louise. — Die Arcana, welche Napoleon in Aegypten verordnete. — Der auffässige Arzt. — „Er ist kein Franzose, er hat Furcht vor dem Tode“. — Vorschriften für das Verhalten Marmont's in Alexandrien. — Marmont und Menou. — Ihr Briefwechsel. — Der in Toscana ansässige Zweig der Familie Bonaparte. — Ein Auswanderer. — Die Linie von San Miniato starb aus. — „Mein Abelsdiplom datirt von Millesimo“. — Das goldene Buch von Bologna. — Der Kaiser Franz und seine Bemühungen, die Familie Bonaparte zu einer einstmal's souveränen zu machen. — Wäre Napoleon darauf eingegangen, so hätte er vielleicht bei Leipzig keine Oesterreicher sich gegenüber gehabt. — Napoleon wünscht Auskunft über Nägel, Bart und Haut. — Er scheint mit den Auseinandersetzungen seines Arztes nicht ganz einverstanden. — Die Unterhaltung wird plötzlich unterbrochen. — Napoleon über St. Helena. — Die Großmutter Englands. — Gemüse und Menschen. — Eine neue Art zu morden. — Napoleon zerträgt seinen linken Schenkel. — Die alten Narben fangen an zu bluten. — Ein Mittel, welches er seit Toulon verschiedene Male angewendet hat. — Es hat stets Hilfe gebracht. — Der Wischer des kränklichen Kanoniers. — Vernachlässigung in der Behandlung. — Desguenette, Corvisart. — Des letzteren energisches Verfahren. — Wunderbare Erfolge der blutenden Kratzwunden. — Napoleon über Korsika. — Napoleon auf seiner Rückkehr von Aegypten. — Im Hafen von Ajaccio. — Sturz des Direktoriums. — Napoleon über seine Feinde während der Hunderttage. — „Welche Haufen Schmutz um mich her!“ — Marmont, Augereau &c. — Die Intriguen beginnen schon während des ersten italienischen Feldzuges. — Merkwürdige Proklamation Bonaparte's. — „Mon-sieur“. — Armeebefehl Augereau's. — Intriguen am Schluß des ersten italienischen Feldzuges. — Bernadotte und seine Briefe. — Erinnerungen an Mantua. — Aus dem Kriege auf Korsika. — Napoleons Sehnsucht nach Frankreich. — Gespräch mit Antommarchi über neuere Studienresultate. — Napoleon

kommt wieder auf Korsika zu sprechen und spottet über die Capocorsini. — Er erzählt von der „Mammuccia Catarina“. — Von seiner Reise mit dem Vater nach Versailles. — Von seiner Aufnahme in die Schule von Brienne. — Napoleon über seine „Geschichte Korsikas“, eine Jugendarbeit. — Barberi. — Sind Krankheiten erblich? — Napoleon erzählt von seinem Vater, von dessen Erkrankung und Tod. — Sonderbarer Umschwung kurz vor dem Tode. — Der Soldat, der auf dem Schlachtfelde fällt braucht keinen priesterlichen Beistand. — Ein berühmter Wiener Arzt und Napoleon. — Corvisart. — Wagram und die Bewegung in Deutschland. — Johannes von Müller. — Wieland. — Wieland's Gespräch mit Napoleon in Weimar. — Die Bedeutung der Religion für den Staat. — Napoleon in Italien. — Ein Brief an Lannes. — Die Geburt Napoleons. — Der gute Archidiacon. — Frau Lätitia. — Die Gartenarbeit in Longwood. — Die menschliche Seele. — Die Aerzte sind in Napoleons Augen Atheisten. — Das Fieber bei der Belagerungsarmee von Mantua. — Napoleons Sorge für Kranke und Verwundete. — Instruktion für den in Moskau zurückgebliebenen Herzog von Treviso. — Marie Louise in Ug. — Thomas Keade. — Hubson Lowe als Dichter. — Antommarchi wird verhaftet. — Beschwerdebrief Antommarchi's an den Gouverneur. — Brief an Lord Hamilton. — Unsere Gartenarbeiten. — Der verdächtige Reiter. — Napoleons Urtheil über: Augereau, Joubert, Massena. — Beschwerdebrief Massena's. — Laharpe. — Muiron. — Die sechs Feldzüge in Italien. — Der Feldzug in Aegypten und Syrien. — Der Feldzug der Reserve-Armee. — Napoleon und die Ameisen. — Napoleon über die Fürsten und ihre Rechte. — Brief Antommarchi's nach Rom über eine neue bedenkliche Erkrankung Napoleons. — Napoleons große Liebe zu seiner Mutter. — Gespräch darüber. — Die Amme. — Ihre Anwesenheit in Paris während der Krönung. — Der Papst. — Die reiche Dotation der Amme. — Die kleine Hortense Bertrand und die Ohrringe. — Wie Napoleon sich selbst als Kind schildert. — Mad. Lätittias Erziehungsmethode.





**THIS BOOK IS DUE ON THE LAST DATE
STAMPED BELOW**

**AN INITIAL FINE OF 25 CENTS
WILL BE ASSESSED FOR FAILURE TO RETURN
THIS BOOK ON THE DATE DUE. THE PENALTY
WILL INCREASE TO 50 CENTS ON THE FOURTH
DAY AND TO \$1.00 ON THE SEVENTH DAY
OVERDUE.**

NOV 16 1932

NOV 17 1932

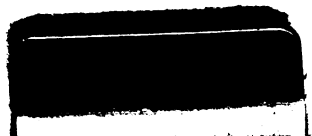
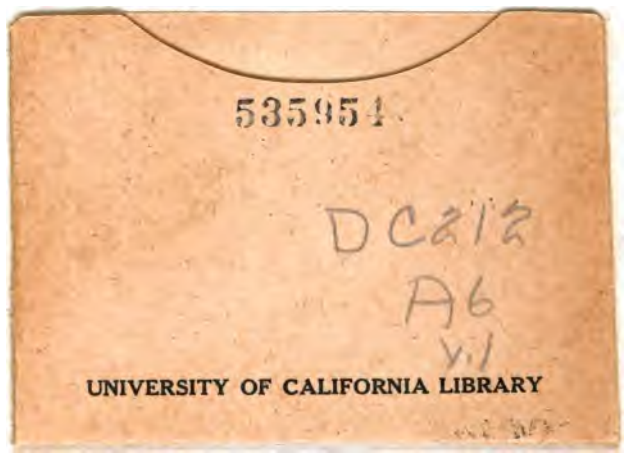
NOV 18 1932

MAR 16 1937

YC 75145

2 Ba,

[Handwritten scribble]



853

